



Aus dem Leben  
meiner Mutter

Bd. II: Wir beide

# Aus dem Leben meiner Mutter

Von Julie Schlosser

Zweiter Band:

Wir beide



Zweit~~e~~ Auflage

3- und 4- Tausend

---

Im Furche-Verlag zu Berlin 1928

Einbandzeichnung von  
Josua L. Gampp in Bergedorf  
Druck von Otto Regel G.m.b.H.,  
gebunden bei Naumer & Braun,  
beide in Leipzig



So seid nun geduldig — — —

Siehe, ein Aekersmann wartet auf die köstliche Frucht  
der Erde und ist geduldig, bis er empfangen  
den Morgenregen und Abendregen.

Jakobusbrief V, 7.

---

## Erstes Buch

### Die Ehe

#### 1. Kapitel

Am 29. September 1881 waren meine Eltern in der Bensheimer Kirche getraut worden; danach machten sie eine kleine Hochzeitsreise von neun Tagen, nur durch die enge Heimat meines Vaters, durch Hessen. Eine kleine Stadt voll großer Erinnerungen: Worms; liebliche Waldtäler, von Bächen durchsprungen und wild übersät mit grauen Granitblöcken, die grandios übereinander getürmt sind; behagliche Dörfer und Bauern mit unbegreiflicher Mundart, — das sind die Bilder, die meine Mutter aus diesen ersten Tagen ihrer Ehe mitnahm. Sie und mein Vater machten weite Wege, denn er war ein unermüdlicher Wanderer, und sie hätte sich nicht träumen lassen, daß sie jemals so lange aushalten würde. Manchmal arbeitete er auch in den Morgenstunden, und sie saß still bei ihm; denn selbst diese wenigen Tage lang ließ seine Arbeit ihn nicht los.

Aus Frankfurt kam von den Kindern schon die Frage: „Kommt Ihr nicht bald nach Haus? Es dauert so lang.“

Anfang Oktober zog meine Mutter in ihrer neuen Heimat ein.

Das war das Haus in der Gutkowsstraße in Sachsenhausen, der südlichen Vorstadt von Frankfurt jenseits des Mains. Damals war die Gegend dort noch fast unbebaut, große Gärtnereien lagen da, und von

unsern Fenstern aus hatte man einen weiten Blick. Das Haus war groß und hübsch und hatte einen Garten, der viel Obst trug, und eine große Veranda, von Glyzinen umwachsen. Es blühte überhaupt fröhlich dort, selbst das Hühnerhaus stand unter einem Schwall weißer Röschen.

In diesem Haus fand meine Mutter ihre sechs Stiefkinder und auch ein paar fremde Mieter, denn mein Vater meinte, die große Wohnung verwerten zu müssen; außerdem waren das ganze Jahr fast Gäste da, man nannte das Haus des Pfarrers Schloffer schon „Das Gasthaus zum schwarzen Rock“.

Meine Mutter suchte sich in das neue Leben äußerlich und innerlich hineinzustellen mit der Intensität, mit der sie alles tat. Sie merkte bald, daß die Umgebung ihres Mannes ihr neuer und fremder war, als sie gedacht hatte; um so mehr setzte sie alle Kraft ein, um ihr ganz anzugehören. „Was habe ich mir für Mühe gegeben, gut bürgerlich zu werden“, sagte sie mit einem halben Lächeln, als sie mir von dieser Zeit erzählte. Was dazu nun notwendig gehörte, wußte sie selber nicht recht, deshalb fing sie mancherlei Unnützes an, was sie später wieder aufgab. Einmal nähte sie die ganze Nacht an einem Kinderkleid; mitunter saß sie stundenlang über Körben voll Flickwäsche. Sie nahm die äußeren Dinge eines Haushalts sehr ernst; aber die Hauptsache war ihr natürlich, den Kindern eine rechte Mutter zu sein, und vor allem, die Arbeit ihres Mannes zu teilen. So stand eine große Fülle von Aufgaben vor ihr, trotzdem der Kreis ihrer Arbeit soviel kleiner und alltäglicher geworden war.

Den sechs Kindern merkte man wohl an, daß sie so lange ohne Mutter gelebt hatten. Da war freilich eine Hausdame gewesen, und besonders war die älteste Schwester, die damals einundzwanzig war, den Kleinen recht liebevoll mütterlich begegnet; aber das, was meine Mutter unter gepflegten Kindern verstand, waren sie alle nicht. Diese Kinderschar hatte sie sehr stark gezogen, als sie sich zur Ehe entschloß; sie hatten ihr so leid getan. Mein Vater hatte fast gar keine Zeit für

sie, und das konnte sie auch nicht viel ändern, so gern sie es getan hätte. Um so mehr mußte sie sich um sie bekümmern. Sie liebte sie innig, aber sie sagte selbst später, sie habe vieles falsch angefangen. „Siebenhundert fremde Kinder zu erziehen, war schwer; sechs Stiefkinder weit schwerer. Und erst ein eigenes —“

Nun hatte sie ja auch einen kleinen Jungen, sie, die Mädchenmutter. Das war der jüngste, Rudolf, bei dessen Geburt seine eigene Mutter gestorben war, — ein wunderhübsches blondes Bübchen von acht Jahren. Er war noch scheu; bei seinem ersten Bad legte er sich schweigend platt auf den Bauch, um nicht gesehen zu werden. Aber sie hatte ihn bald gewonnen; er hing sein Herz an sie mit einer Zärtlichkeit, die er nie verlor, auch dann nicht, als ihn sein schweres Leben früh zum graubärtigen müden Mann gemacht hatte; auch dann griff er immer noch verstohlen nach ihrer Hand und hielt sie fest, wenn er auch nicht mehr, wie als kleiner Junge, leise dazu sagte: „Mamache, Mamache, Kußche, Kußche!“ Mit acht Jahren ritt er fröhlich auf seiner Mutter Hüfte durchs Haus, froh, bei ihr zu sein, wo er nur konnte.

Zwei Jahre älter war Mariechen, und sie machte am Anfang die meisten Schwierigkeiten. Die drei großen Kinder hatten sich nur gefreut, daß Lilla Rehbinder kam; die kleinen waren mißtrauisch. Und Mariechen verhartete in Opposition. „Was bekommst du dafür, daß du Papas Frau bist?“ fragte sie. Ein Troßkopf, in Mißtrauen verrannt, war sie, und durch ein Dienstmädchen gegen ihre Stiefmutter aufgeheßt. Ihr Widerspruchsgeist war nie um eine Antwort verlegen. Und doch fühlte meine Mutter in ihr die wundervollsten Möglichkeiten der Hingabe und Wärme; sie gelangte nur nicht daran. „Was soll ich nur machen, daß du nicht ein solcher Egoist bleibst“, fragte sie einmal ganz verzweifelt, und Mariechen antwortete prompt: „Gib mir ein Schwesterchen.“

Damit hatte sie recht. Mit dem Augenblick, in dem ich da war, war sie verwandelt, eine selbstlose Schwester und Tochter und zugleich das süßeste Mütterchen, das jemand gehabt hat.

Viel Sorge machte die dritte Tochter, Male. Sie lebte schwer, die Schule hatte sie verschüchtert, sie hatte nicht das sonnige Wesen von Mariechen, so brauchte sie fast am meisten eine große Liebe. Und darum hat sie sich ihr Leben lang mit einer ergreifenden Innigkeit an meine Mutter angeschlossen.

Die unmittelbare Sympathie aber war am stärksten zwischen der ältesten Tochter und Lilla Rehbinder. Und gerade diese beiden haben einander später besonders weh getan.

Otto war schon Student und kam nur dazwischen nach Hause, und Thilde blieb ihrer neuen Mutter verhältnismäßig am fremdesten.

Sie wollten alle das Beste und kamen einander voller Liebe entgegen. Aber je mehr ein Mensch persönlich beteiligt ist, um so größer ist die Gefahr, daß er Fehler macht in der Behandlung eines andern. Und wenn in ihrem eigenen Kind sogar manches einer Mutter fremd ist — wieviel mehr muß es sich fühlbar machen, daß Kinder einer anderen Mutter auch anderer Wesensart sind!

Um sich ganz ihrem neuen Leben hingeben und darin einwurzeln zu können, tat meine Mutter dasselbe, was sie in ihrem Internat getan hatte, sie verzichtete auf vieles. Ihre alten Freundschaften brach sie zum Teil ab, einfach, weil sie sie nicht auch noch pflegen konnte. Aber eine Fülle neuer Gestalten kam in ihr Leben, nun sie die Frau des Pfarrers Schlosser war. Denn er war ein weithin bekannter und verehrter Mann. In den ersten Monaten mußten meine Eltern über 80 Besuche machen und wurden von den Neugierigen überall angenommen! Und im ersten Jahre ihrer Ehe zeichnete das Fremdenbuch 100 Logiergäste auf.

Darunter waren Menschen, die meine Mutter aufs höchste interessierten, Stoecker zum Beispiel, dem sie mit einem Vorurteil begegnete — wie sollte sie nicht, als Freundin der Großherzogin? — und der sie gleich gewann und zu seiner Anhängerin machte. Da war auch Albert Knapp, der Dichter, so ein rechter Schwabe, wie meine Mutter sie liebte, und vor allem Bodelschwingh, auf dessen eigenem Gebiet mein



Vater Mitarbeiter war. Es wird erzählt, daß Bodelschwingh sich einmal in einem Vortrag unterbrochen und in die Zuhörerschaft gerufen habe: „Bruder Schlosser, darüber mußt du etwas sagen, davon weißt du am meisten.“

Es war für meine Mutter ein wundervolles Gefühl, daß sie zu den Menschen gehören durfte, die in dieser Kampfgenossenschaft standen, die eintraten für die, welche die Gesellschaft ausstieß und verkommen ließ, und ihre Lebenskraft daransetzten für eine ganz und gar uneigennützige Arbeit. Das Leben für eine Sache umgab sie und zog sie mit in seine Bewegtheit. Und für sie, die so gern verehrte, war Bodelschwingh der rechte Mann. Sie war sehr stolz darauf, daß er sie fast von Anfang an duzte, denn das tat er, wo ihm jemand gefiel.

Einen so wechselnd großen Haushalt zu führen, mußte Lilla Rehbinder auch erst lernen. Einmal ganz am Anfang, als das Haus voller Gäste war, wurde die Köchin krank, und meine Mutter mußte nun selber kochen, wovor sie sehr Angst hatte. Die Köchin war die alte bucklige Marie, die schon sehr lange im Haus war und etwas wie eine Zuflucht für meine Mutter bedeutete; sie beide verband eine besondere Freundschaft. Meine Mutter, die Unnahbare, hielt ganz still, wenn die alte Marie ihr mit ihren harten Händen das Gesicht streichelte. Nun lief sie in einem fort zu ihr hinauf in die Mansarde, um sich Rat zu holen. Die gute Marie tröstete sie. „Es wird schon sehr gut gehen,“ sagte sie, „Frau Pfarrer hat wohl keine Übung, aber sie hat die Wissenschaft vom Kochen.“

Meine Mutter fand niemals eine Arbeit zu grob, um sie anzugreifen. So sah ihr Mann sie eines Nachts auf der Treppe sitzen und sämtliche Schuhe der Hausbewohner und Gäste putzen, weil gerade niemand anders Zeit hatte. Aber er fand das unerhört, und sie mußte ihm heilig versprechen, es nie wieder zu tun.

In dem Kreis, in dem mein Vater in Frankfurt verkehrte, waren manche alte reichstädtische Familien, reich an Originalen. Diese Frankfurter fühlten sich durchaus nicht als Preußen, sie empfanden

sich nur als Glieder eines unrechtmäßig annektierten Staates, und wirklich, ihre Art war auch so ganz anders als die preußische, daß sie schwer zu gewinnen sein mußten.

Nicht alle begegneten der gräflichen Pfarrfrau ohne Mißtrauen. So die fröhliche alte Frau Professor Finger; aber nach der ersten kleinen Gesellschaft, in der sie sie gesehen hatte, nahm sie sie in die Arme, küßte sie und sagte: „Sie sind eine herzige Frau.“

Und am dritten oder vierten Tag nach der Heimkehr meiner Eltern erschien eine gewaltig große Dame, umarmte meinen Vater mit den Worten: „Aus lauter Lieb' allein muß mancher taktlos sein!“ und sagte zu meiner Mutter, die zart und etwas benommen dabei stand: „Der liebe Gott hat mir im Traum gesagt, die neue Frau Pfarrer, das sei etwas für mich, also bin ich schon da, obwohl es sich so rasch nicht paßt.“ Das war eine der getreuesten Verehrerinnen meiner Eltern, eine aparte Frau voll Temperament, die ihr unglückliches Leben dann oft zu meiner Mutter trieb. Sie schüttete ihr das Herz aus, um dann am Schluß mit einem Ruck aus der Tragik ins Humoristische hinein zu sagen: „Sie sind wieder mal meine geistige Spülschüssel gewesen.“

In wie vielen der alten behaglichen Patrizierhäuser gingen meine Eltern aus und ein: bei lauter wohlhabenden, gebildeten, geistig regen süddeutschen Bürgern. Oft waren sie auch mit den Darmstädter Verwandten zusammen; mein Vater war fast eifersüchtig auf seinen Schwager, den Oberhofprediger Bender, so zärtlich war das Verhältnis des kleinen funkelnden Mannes zu meiner Mutter. Vor allem war die Gustel oft bei uns, seine Tochter; sie war die Wonne aller Schlosserschen Kinder. Wenn meine Eltern oben im Arbeitszimmer saßen und durch die Stille des Hauses plötzlich ein helles Gelächter klang, aber ein solches, das war, als sei aller Humor des Lebens unwiderstehlich über den Lacher hereingebrochen, — dann schmunzelte mein Vater und sagte nur: „Das ist die Gustel.“

Es war ein bewegtes Leben, in das Lilla Rehbinder gekommen war;

aber so viele Dinge sie in Anspruch nahmen, sie ordnete sie alle — auch später die Pflege ihres eigenen Kindes — der Hauptsache unter: dem Zusammenleben mit ihrem Mann.

In einer Lebensbeschreibung meines Vaters sagt der Schreiber, der ein Freund von ihm war: „Er erlebte in späten Jahren noch ein Glück ohnegleichen.“ Er erzählt auch von einem Gespräch meines Vaters, in dem ihn jemand fragte: „Bist du glücklich?“ Und er, der große Worte nicht liebte, antwortete: „Ach, unendlich.“ So blieb es auch. Er hatte es gewiß nicht immer leicht mit einer Frau, die viel komplizierter war als er, er erlebte wohl, wie ihm jemand vorausgesagt hatte, manchmal Sturm — aber niemals Kälte, niemals Ede, niemals Alltäglichkeit.

Unendlich glücklich war er durch ihren Besitz. Aber ihre bloße Gegenwart schien ihm zu genügen. Er schickte sich an, seiner riesigen Arbeit weiter ganz zu leben und sie zusehen zu lassen. Als sie mir das erzählte, sagte sie: „Wäre ich jung gewesen, so wäre meine Ehe in die Brüche gegangen: er in seiner Arbeit —, ich daneben, draußen. Aber so rettete ich mir meine Ehe.“ Und es begann ihr wundervolles Zusammenarbeiten, das ihr Verhältnis zueinander von Jahr zu Jahr tiefer und reicher machte.

## 2. Kapitel

Mein Vater war seit 1872 vom Verein für Innere Mission in Frankfurt am Main angestellt. Hier fand er die Arbeit, die ihm ganz entsprach. Er war sechsundvierzig, als er sie übernahm, und brachte eine reiche Lebenserfahrung mit. Vorher war er Pfarrer in den kleinen Odenwaldorten Bensheim, Schönberg und Reichenbach gewesen. Über diesen ihm lieben, engen Rahmen aber hatte er immer seinen Flug hinausgelenkt und an allem, was die Zeit bewegte, teilgenommen. Sein Bildungskreis war weit und ebenso der Kreis seiner Interessen. Er war gern dabei, wo um Dinge gekämpft wurde, die es ihm wert



schiienen, im politischen, sozialen und kirchlichen Leben. So war er, auf einer kleinen Basis stehend, doch schon einem regen Leben zugehörig gewesen. Er selber stand dabei konfliktlos auf der Stelle, die er sehr früh als seinen Wurzelgrund gefunden hatte.

Seine Entwicklung als junger Theologe ist in manchen Zügen typisch für die Zeit, in der sie geschah.

Er kam um die Mitte der vierziger Jahre als junger fröhlicher Student nach Gießen; sein Studium hatte er sich aus Neigung gewählt; ein bloßes Brotstudium hätte er nie ausgehalten. Aber es enttäuschte ihn zunächst. Die meisten Universitäten wie die Kirche wurden damals von einem begrenzten, kühlen Rationalismus beherrscht, der nichts mehr von dem Geist des Rationalismus im 18. Jahrhundert hatte; die Bedeutung der kritischen Bibelforschung aber, die von ihm ausging, konnte man damals noch nicht überschauen, und sie hätte auch nicht dem religiösen Verlangen eines jungen Menschen Erfüllung geben können. Was seine Lehrer ihm zu sagen hatten, befriedigte ihn nicht, seine Seele, die voll Leben und Lebenverlangen war, blieb dabei durstig. Er vermisse aber vor allem auch den Kampf, den Zwang zur Auseinandersetzung verschiedener Überzeugungen miteinander.

Das ist für ihn bezeichnend; denn den Kampf der Meinungen hat er sein Leben lang aufgesucht und darin eine scharfe Klinge geführt. Er war wohl in ganz besonderem Maß ohne alle Angstlichkeit. Es ist seinen Freunden aufgefallen, daß er immer nach oben schärfer war als nach unten, daß er Unangenehmes lieber sagte als schrieb. Diese kleinen Züge können aber nur einem ganz furchtlosen Charakter eigen sein.

Als sein Studium spekulativer wurde und er allmählich auch mehr Blick für die Vorzüge einiger seiner Lehrer bekam, gab er den Gedanken, es fallen zu lassen, auf, ja, er wurde, eindrucksfähig wie er damals war, selber zum Rationalisten. Aber nur sehr kurz hielt er es so aus. Seine Entwicklung wendete sich entschlossen und für immer, schon als er noch Kandidat in Friedberg war. Neue Bücher und der Umgang mit neuen Freunden gaben dazu den äußerlichen Anlaß. Rasch

und fest griff seine Seele nach dem, was ihr hier gemäß war; mit einem starken Ruck wandte er sich von der Gedankenwelt seiner bisherigen Lehrer ab, hin zu einem andern Christentum. Seinem volllebendigen Wesen fehlte in dem Weltbild der Rationalisten jener Zeit die Tiefe und die unerbittliche Wahrhaftigkeit der ganzen Wirklichkeit gegenüber. Das, was die theologische Sprache die Sünde nennt, die Furchtbarkeit des Lebens, schienen sie ihm nicht ernst genug zu nehmen, sondern darüber wegzugleiten, und es war meinem Vater wie einem Seefahrer, der auf den Ozean soll in einem Schiff ohne Tiefgang, das nur für ein kleines umfriedetes Gewässer brauchbar wäre.

So wie ihm ging es damals vielen jungen Theologen, die nach Tiefe und einer Religion verlangten, die den ganzen Menschen ergriff und in ihren Dienst stellte. Die Gedanken aber, in denen sie das spürten, was sie suchten, waren die des Pietismus. In ihm fanden sie das eingeschlossen, was sie wie eine göttliche Botschaft berührte und sie so erfüllte, wie nichts vorher. So erlebte mein Vater es — und damit trat er zu einer kleinen verachteten Minderheit hinüber, auf die Seite der nicht Herrschenden, nicht Geltenden. Das gerade hat ihn wohl so fest dort ankeru lassen, daß er nun auf diesem Grunde ohne wesentlichen Wandel beharrte. Später gewann die pietistische Richtung stark an Boden und wurde die herrschende Richtung der Kirche; dabei wurde sie dogmatisch, orthodox und verlor an Unmittelbarkeit. Mein Vater bewahrte sich aber die Frische seines ersten Glaubens.

Mit der Zeit wurde auch er trotzdem bewußter dogmatisch und konfessionell, und er sah in dieser positiven lutherischen Theologie, in dieser Form der evangelischen Frömmigkeit das Christentum; anderes lehnte er ab.

So ging sein Weiterwachsen in festen Linien und Grenzen.

Seine konservative politische Einstellung nahm er nach den Enttäuschungen von 1848. Und da seine letzten Mannesjahre in die Zeit der Reaktion fallen, wurde seine Entwicklung ja in eine bestimmte Richtung unentrinnbar gewiesen.

Immer hatte mein Vater ein starkes Interesse für alle Erscheinungen des Volkslebens gehabt; für ihn war der Begriff „Volk“ voller Klang und Farbe und machte ihm das Herz warm. Es verlangte ihn, im praktischen Leben des Tages zu stehen, in einer Arbeit mitten unter dem Volk, schon als er noch auf seinen kleinen Pfarren saß, und so mußte er die ungeheuren sozialen Nöte als eine brennende Forderung an jeden, ganz besonders aber an die Kirche empfinden. Dem Volk da zu helfen, wo es in der größten Not war, das war die Aufgabe, die allein ihn ganz befriedigen konnte. Er sollte später einmal Generalsuperintendent werden, aber die Verwaltungsarbeit, die unlebendige, stieß ihn ab, und er blieb Vereinspfarrer, ohne Kirche und in einem unendlich ausgedehnten Arbeitsfeld, das nirgends fest umgrenzt, aber auf dem er viel freier als im Pfarramt einer Kirche war.

Von welchem Boden aus eine Hilfe geschehen mußte, war für ihn keine Frage: die Innere Mission war es, die hier den Kampf aufnehmen sollte. Er überschätzte das, was sie tun konnte, nicht. Er glaubte nicht, daß ihre Liebesarbeit die kirchenfremden Massen zurückgewinnen werde oder die schweren Tagesfragen endgültig lösen könne. Er ging in seine Arbeit aus dem tiefen Erbarmen mit denen, die in Schuld und Not waren, durch die Verhältnisse oder durch eigenen Willen. Wozu war er ein Christ und ein Pfarrer, wenn er da nicht zugriff?

Außere Hilfe war ihm nur das Mittel zu einer tieferen. Die Innere Mission nennt ihre Arbeit gern Rettungsarbeit; das zeigt, wie sie sie auffaßt: die Seelen in Gefahr will sie ihrem Heil zurückgewinnen. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt“ — so hätte mein Vater schöner ausdrücken können, was er wollte und tat. Für ihn und die damalige Zeit bedeutete das zugleich die Zurückführung zu einer ganz bestimmten Form des Glaubens, eben zu dem ihnen so teuren, dogmatisch und konfessionell gebundenen. An der psychologischen Möglichkeit dieses einen genau gezeichneten Weges für alle kam ihnen noch kein Zweifel. So ernst sie das Leben ansahen, so unproblematisch

standen sie vielen Dingen gegenüber, bei denen für die folgende Generation schon erschütternd eine ganz neue Fragestellung anheben mußte, weil die wandernden Jahre sie zwangen, die Dinge in einer neuen Perspektive zu sehen.

Ihm und seinen Freunden waren auch die historisch gewordenen großen Mächte — Kirche und Vaterland — einfach Ausdruck göttlichen Willens; ihnen war noch das tiefe Mißtrauen fern in diese Mächte und in die Berechtigung ihrer gegenwärtigen Gestalt, mit dem die spätere Generation sie betrachten lernen mußte. Mein Vater hat sehr ernst über die soziale Verpflichtung des Christen durch seinen Besitz gesprochen, aber er hätte niemals zur Sozialdemokratie gehören können, wie Blumhardt der Jüngere, der in den Zielen der „Gottesfernen“ — Gottgewolltes zu sehen vermochte. So war meinem Vater und seinen Freunden auch die Frage Christ und Krieg noch kein Problem geworden. Erst den Späteren entstand die Notwendigkeit, alles Relative von dem einen Absoluten zu trennen, bis dahin unerkannte Widersprüche überwältigend zu erleben, und das Verlangen, nicht mehr Symptome zu bekämpfen, sondern die Wurzeln selber zu erreichen.

\* \* \*

Mein Vater hatte große praktische Begabung. Er sah, was die Menschen brauchten, und fand Wege, manches zu schaffen, was nötig war. Ganz unsentimental und flug wußte er die Menschen zu nehmen und kannte seine Bagabunden und Magdalenen. Sein Wahlspruch war dabei: „Nicht treiben, nur wachsen und wachsen lassen.“

Der ältere Julius Werner, Bodelschwingh und er haben die Fürsorge für die Bagabunden erst geschaffen. Damals schon, 1880, schlug mein Vater die Gründung von Arbeiterkolonien auf Ödland vor, besonders in der Nähe von Berlin, und zwar solche für Männer und solche für Frauen.

Er hat auch die Fürsorge für die Konfirmierten Mädchen gefordert und hat die Arbeit an den Prostituierten erweitert und mit seinem Ver-



ständnis umgewandelt, indem er dem Magdalenum ein Borasyl angliederte, das eine größere Freiheit gewährte.

Eins seiner Hauptarbeitsfelder war die Schriftstellerei; er war Herausgeber und Mitarbeiter von Zeitschriften, auch vom „Christlichen Bücherschatz“. Daneben verlangte man aber noch viel anderes von ihm; er hatte ja seine erste Aufgabe als Pfarrer. Er hielt Bibelstunden und predigte oft, er wurde immerfort als Redner zu Tagungen und Konferenzen berufen, er hatte die Seelsorge im Magdalenum und Borasyl. Aber seine gründliche Art und die Bescheidenheit, mit der er sich seiner Aufgabe gegenüber einstellte, bewahrte ihn davor, betriebsam oder unruhig zu werden.

Oh, die vielen Vorträge! Bei Schulkongressen und Tagungen der Inneren Mission, zu Jahresfesten großer und kleiner Anstalten — der Festredner mußte immer er sein. Zum Glück aber wurde er nie ein glänzender Redner; dadurch gewann er seine Hörer nicht, nur durch Tiefe, Natürlichkeit und Wärme.

Seine Vorträge waren es, durch die meine Mutter zuerst von ihm gefesselt wurde; dann sah sie mehr von seiner Arbeit, und ihr ganzes Herz brannte ihr entgegen. Eine Welt erschloß er ihr. Und zugleich tat er ihr in seiner Liebe eine unendlich lockende Heimat auf, wie sie sie seit Finn nicht mehr gekannt hatte. Ihr war viele Liebe begegnet, und ihr Leben war reich; — aber es war doch ein Leben in Einsamkeit, denn ein so heißes Herz wie das ihre mußte nach einem Menschen verlangen, der ihr ganz und gar gehörte, wie sie ihm.

Daß das dieser Mann werden wollte, den sie so tief verehrte, konnte sie kaum fassen, und nach den ersten großen Kämpfen mit der Frage, ob sie ihre eigene Arbeit aufgeben dürfe, erfüllte es sie mit einem fast stürmischen Glück. Es war auch überaus süß für sie, die ihr Leben lang sich allein hatte durchsetzen müssen, daß nun jemand da war, in dessen Hut sie stehen durfte. Aber in einer ergreifenden und holden Bescheidenheit trat sie gleich ganz hinter seine Arbeit zurück. In ihren Brautbriefen entschuldigt sie sich oft, daß sie schon wieder schreibt, wo

er doch nur so kurze Zeit für Lesen und Antworten hergeben darf, und von ihren eigenen Erlebnissen spricht sie kaum.

Von dieser seiner Arbeit, die sie so ehrfürchtig liebte, übernahm sie dann als seine Frau einen Teil. Zuerst schrieb sie nur stundenlang für ihn. Dann nahm sie ihm selbständige Arbeiten ab, Bücherbesprechungen, Sonntagschule, Stunden im Vorasyl. Ein großer Teil ihrer Zeit ging auch damit hin, statt seiner Menschen zu empfangen, die etwas von ihm wollten. Sie kämpfte geradezu darum, ihm fern zu halten, wer ihn nicht unbedingt persönlich sprechen mußte, denn er wußte sich vor Besuchen kaum zu lassen. Es kam alles, was irgendein Anliegen hatte: — verarmte Grafen, entlassene Gefangene, Kellner, Arbeitslose, Studenten — es fehlte kein Typus in der Schar, die in das Haus in der Guxflowstraße pilgerte.

Für die Bettler bildete meine Mutter anfangs leider einen starken Anziehungspunkt. Sie hatte beim Abschied aus Karlsruhe noch einmal ihre Armenkasse gefüllt bekommen, das sprach sich nun bald herum unter der Einkleidung: „Die Frau Parrer hat Schiff uf'm Meer, sie kann was gewel!“

### 3. Kapitel

Meinen Vater kannte nur, wer etwas von seiner Arbeit wußte und ihn darin einmal beobachtet hatte. Viele Menschen verstanden diese Heirat der Gräfin Rehbinder nicht; vielleicht hinderte sie auch der große äußere Unterschied daran: er war 21 Jahre älter als seine zweite Frau und sah bald noch älter aus, als er war, weil er leidend wurde. Fast niemand aber, der ihn näher kannte, wunderte sich mehr. Wodurch er im gesellschaftlichen Umgang vor allem für sich einnahm, trotz seines etwas schwerfälligen Wesens, das war sein Humor und der Zartsinn seines Herzens. Dieser Mann, der so wenig auf Außeres gab, daß er manchmal im Schlafrock zu den Mahlzeiten gekommen war, dachte doch daran, der Schwester seiner Frau, Gabriele, wenn

sie zu Besuch da war, Blumen auf den Tisch zu legen, und seiner kleinsten Tochter die schönste Königskerze aus dem Wald nach Hause zu tragen. Er konnte lodernd heftig werden, aber er wußte auch die feinste Rücksicht zu nehmen.

Viele hübsche Geschichten erzählte man sich von ihm, auch aus seinen Bibelstunden, in denen der Humor nicht fehlte, der so tief in seinem Wesen saß.

Einmal hatte er gerade den Text verlesen, der das Wort enthielt: „Gib mir zu trinken!“ Darnach hielt er einen Moment an, — und eine Französin, die kaum deutsch verstand, aber durchaus hatte dabei sein wollen, stand eilfertig auf und brachte ihm ein Glas Wasser. Das leerte er mit großem Ernst bis zum letzten Tropfen, so daß kein Mensch zu lachen wagte und die eifrige Helferin ihren Irrtum nicht zu merken brauchte.

Und eine andere Geschichte berichtet von der seltsamen Steigerung, als er seinen Zuhörern ein Lied nennen wollte und es nicht fand. „Wir singen das Lied Nummer — — —“ Suchen, Pause. „Im alten Gesangbuch steht's nicht.“ Suchen — Pause. „Im neuen — — steht's gar nicht.“

Für seine Kinder blieb mein Vater immer auf einer ziemlich fernen Höhe; er war zu wenig mit ihnen zusammen, als daß sie ein volles Vertrauen gefunden hätten, auch hatte er sie wohl manchmal zu streng angefaßt. Ich selber erinnere mich nur wenig an ihn, aber ich glaube, ich hatte niemals Scheu, dazu war ich zu klein, solange er lebte, und wurde infolgedessen besonders liebevoll von ihm behandelt.

Seltsamerweise hatte Lilla Reh binder gar nicht damit gerechnet, ein eigenes Kind zu haben. Damals sah sich eine Frau von 34 Jahren für viel älter an, als sie heute tut, sie selber vor allen Dingen tat es, die ja gar nicht wußte, wie schön sie noch war. Aber der Hauptgrund, weshalb sie an ein Kind nicht dachte, war einfach der, daß ihr neues Leben bis an den Rand gefüllt war: wie sollte denn da noch ein so großes Erlebnis Platz haben? In ihrer merkwürdig starken Naivität

rechnete sie mit der Möglichkeit einfach nicht. Und als sie dann wußte, daß sie eine Mutter werden würde, konnte sie sich nicht freuen. Das Größte, was sie erlebte, kam zu ihr als etwas zu Schweres, in einer Zeit, wo sie keine Kraft dafür übrig hatte.

Mein Vater aber freute sich strahlend. Er hatte weder Angst noch irgendein Bedenken, und er tröstete sie, wenn ihr vor der Geburt graute, indem er vergnügt auf spielende Straßenkinder deutete und sagte: „Sich mal, sie sind doch auch alle auf die Welt gekommen.“

In diesen Monaten der Erwartung brachte die Verlobung der ältesten Tochter Unruhe und manchen Konflikt in unser Haus, und meine Mutter beging manche Fehler dabei, die ihr später das Herz schwer machten. Sie erlebte es so stark wie noch nie, welches Erbe an Melancholie alle Rehbinders zu tragen haben.

An einem sonnigen Septembertag kam dann ihr Kind zur Welt. Fern irgendwo im Haus sang jemand mit süßer Stimme gerade das Lied: „Draußen im Garten, da steht ein Bäumchen, — — und in dem Bäumchen dort im Garten sitzen die Engelschen längst schon und warten; aber solange mein Kindchen noch munter, dürfen sie nicht, um zu spielen, hinunter.“

Unter diesem Lied kam ich zu ihr.

Aber ihr erstes Wort, als man ihr das kleine Mädchen zeigte, war: „Du armes Kind, nun mußt du leben!“

\* \* \*

Die großen Kinder freuten sich sehr über das Schwesterchen. Sie waren für ein paar Wochen fortgeschickt worden, meine Mutter wurde lange geschont, dann kam sie ausgeruht, jung und noch viel schöner unter die Ihrigen zurück. Die zwei Jüngsten schrieben in ihrem Kinderstil besonders goldige Gratulationsbriefe, selige Ausrufe, und Marias Herzchen tat sich damals weit auf, die kleine Schwester und mit ihr deren Mutter aufzunehmen, und fand den süßen Gruß: „Du liebe Mutter von sieben Kindern!“



Kurze Zeit übernahm meine Mutter die Pflege ihres Kindes ganz allein; dann sah sie, daß es ihr zuviel Zeit wegnahm, die ihrem Manne gehören mußte. Aber sie hätte es nie Händen anvertraut, die sie nicht kannte; sie hätte es nicht ausgehalten, wenn jemand es auch nur angefaßt hätte, der nicht ganz liebevoll oder der vielleicht unvornehme Hände hatte. Dieses eine Wesen, das ganz ihr eigen war, das fest zusammenhing mit den tiefsten Gründen ihres Seins, liebte sie mit allem, was in ihr war: mit Blut, mit Andacht, mit Zärtlichkeit, mit Mitleid, mit Freude, und ach, mit wieviel Sorge!

Denn das Kind fand sich lange nicht ins Leben. Alle seine Organe waren gesund, es war tadellos gebaut, aber es war ein unbeschreiblich nervöses kleines Ding, das sein ganzes erstes Lebensjahr hindurch kaum zum Schlafen zu bringen war. Halbe Nächte lang mußte man es herumtragen, damit es nur einmal ein paar Stunden nicht schrie; denn nachdem der Arzt es erst unaufhörlich hatte schreien lassen, verlangte er plötzlich aufs strengste, daß es zur Ruhe kommen müsse. Und so trug seine Mutter es umher, solange sie konnte; aber vor allem war es nun seine Großmutter, die die mühsame Pflege übernahm. Immer zärtlich, immer geduldig, ging sie mit ihm auf und ab, auf und ab, behütete sie es still in seinen andern Stunden. So begann damals, in den ersten Tagen meines Lebens schon, die Freundschaft zwischen ihr und mir, die der hellste Schein ihres alternden Lebens geworden ist.

Meine Großmutter war unter der Nachfolgerin meiner Mutter in Karlsruhe geblieben; sie sollte dort ihr sicheres Heim behalten. Aber die traurige Entwicklung des Hauses ließ sie bald fortziehen; sie lebte eine Zeitlang in Frankfurt, für sich allein, und dann auf einem kleinen Gut, das ihr Sohn Colla bewirtschaftete, bis sie nach Fulda in ein Stift zog.

Sie hatte Gabrieles Kinder nur kurz gekannt, denn sie hatte nie wieder nach Rußland reisen können, des sehr teuren Passes wegen. Lillas Kind kannte sie von seiner ersten Stunde an und dann durch 26 Jahre. Und ihren lieben, edlen und geschickten Händen vertraute meine Mutter

ruhig ihre Kostbarkeit an. Es läßt sich gar nicht ausdenken, was sie hätte machen sollen ohne diese Hilfe; denn meines Vaters Vortragsreisen und der Teil der Arbeit, den sie selbst übernommen hatte, hielten sie ja so viel von ihrer Kinderstube fern.

Eine große Unterstützung fand meine Großmutter bald in Mariechen, und für mein Herz kam lange Zeit an zweiter Stelle schon die Ila. Ich hatte sie so genannt, und alle übernahmen diesen Namen, wie sie den übernahmen, den ich mir selber gegeben hatte: Lalla.

Meine Mutter pflegte später zu sagen: „Daß Ila ihren Kindern eine solche Mutter geworden ist, dazu hat sie die Vorstudien am schwierigsten Kind gemacht, und wenn man von Verdienen und Lohn sprechen könnte, man müßte schon sagen: an der Lalla hat sie sich's verdient, daß ihre eigenen Kinder so gedeihen.“

Die dritte gute Fee meiner ersten Kindheit war die Gustel. Sie war meine Patin; freilich hatte sie den Mut nicht aufgebracht, das Laufkind zu halten. Ihre Angst, mich zu zerbrechen, verlor sie erst, als ich laufen konnte. Aber mit ihrer begeisterten Liebe gehörte sie mir schon vom ersten Tag an. Denn sie gehörte ja meiner Mutter mit einer Ergebenheit, die man nur mit der Mannentreue alter Zeiten vergleichen kann. Ihre starke Phantasie machte sie aufnahmefähig für alle Seiten von eines Menschen Wesen; sie sah mit Dichteraugen die Menschen plastisch und wußte ihr Leben zu belauschen, und dann tat sie noch ein gewaltiges Stück Goldfarbe auf die Palette, mit der sie ihr Bild in der Aureole malte.

Gustel erlebte das ganze Leben in Frankfurt mit. Mit ihr saß meine Mutter mitten im Hausputz auf einer Kommode und lachte darüber, daß sie in Kopftuch und Schürze einen eleganten Besuch hatte abweisen wollen mit der Bemerkung, die Frau Pfarrer sei nicht zu sprechen; aber der Besuch sah sie ruhig an und sagte: „Sie sind es ja, guten Tag, Frau Pfarrer.“ Gustel sah, wie meine Mutter ihr troziges kleines Kind zum Vergessen seiner Nöte zu bringen suchte, indem sie ihm Mazurka vortanzte, oder mit einer brennenden Kerze langsam

angegangen kam, um mit ihm zu spielen „Der Papst ist gestorben“. Gustel kannte auch ihre Heftigkeit und die Schatten ihres Lichts, aber kein Fehler, keine Tat hätten Gustel ihr je entfremdet. Einmal wurde ihre Bewunderung meiner Mutter unerträglich, und sie fuhr sie an: „Wenn ich einen Mord beginge, fändest du es auch noch schön.“ Und Gustel antwortete aus Herzensgrund und atmete strahlend auf: „Ja. Denn wenn du einen totgeschlagen hast, so hast du eben einen Grund dazu gehabt!“

Fast so liebte sie auch mich. Nichts auf der Welt schien ihr zu hoch und schön für mich; goldene Schlösser baute sie ihrem Liebling bis zuletzt. Daß nie etwas daraus wurde, störte sie nicht; sie baute sie ja aus ihrer immer gleichen Liebe. Es war ein gütiger Zufall, daß gerade Gustel dann wirklich, als meine Mutter nicht mehr auf Erden war, mit ihren zärtlichen kleinen Händen mir den seligsten Tag meines ganzen Lebens gestalten half.

\* \* \*

Meine Mutter war nicht eitel auf mich. Sie zeigte ihr kleines Mädchen ungern jemand, es sollte still im sonnigen Garten oder oben in seinem Kinderzimmer liegen, damit es zur Ruhe käme. Sie fand es auch zuerst ungewöhnlich häßlich, gelb, lang und dünn. Aber als es sich nach ein paar Monaten herausmachte, freute es sie natürlich doch, wenn jemand, der es zufällig sah, es bewunderte. Manchmal fuhr sie es selber in seinem Wagen aus, und wie jede andre junge Mutter lächelte sie froh, wenn sie auf der Straße etwas Liebes über es hörte, so, wie einmal ein alter Herr im Stehenbleiben sagte: „Ei, du herziges kleines Ding — das ist ja ganz gar nur blaue Augen!“

Um meine Großmutter zu entlasten, nahm sie eine junge schwäbische Pfarrerstochter als Kinderpflegerin ins Haus, das Luise; einem Diensthoten vertraute sie mich niemals an.

Aus den Sorgen kam sie bald kaum mehr heraus. Mein Vater bekam eine sehr schwere Bronchitis, die ihn ein halbes Jahr lang arbeits-

unfähig machte, und von der hat er sich nie mehr ganz erholt. Er war nicht mehr der rüstige Mann von vordem, er war oft leidend, aber er haßte es doch, an seine Gesundheit gemahnt zu werden. Meine Mutter mußte ganze Feldzugspläne mit Bitten, Listen und Vorbeugungen ersinnen, um ihn ein wenig zu schützen. Manchmal ging sie ihm in der Dunkelheit weit in den Wald entgegen, wenn er in der Umgegend zu tun gehabt hatte und, wie er es liebte, zu Fuß nach Hause kommen wollte und darauf bestanden hatte, ohne Mantel zu gehen. Nun aber war es spät und kühl geworden, — pünktlich kam er nie zurück —, es regnete vielleicht, und sie eilte in Unruhe, ihn nur noch zu erreichen. Ihre tiefste Angst war dabei immer, er werde seiner Arbeit nicht mehr lange gewachsen sein, und nichts Furchtbareres hätte ihn treffen können. Vielleicht auch erlag er einer neuen heftigen Krankheit und ging von ihr. So sah sie ihn immer wie im Aufbruch und im Abschiednehmen. Er aber durfte es nicht wissen, es hätte ihn unerträglich belastet, und dadurch wurde der stete Kampf um ihn fast unmöglich. Er schonte sich einfach nicht, sondern lebte wie in seiner Vollkraft, und sie zehrte sich in der verschwiegeneu Sorge auf.

Gerade damals aber hatte ihr Kind eine gute Zeit. Immer wieder dachte sie später voll Dankbarkeit daran, daß gerade in die beiden letzten Lebensjahre ihres Mannes diese sonnige Freude geschehen hat. Es war gesund, fröhlich, nicht mehr so unartig, und es entspann sich ein süßes Verhältniß zwischen seinem Vater und ihm. Wenn er sich zum Ausgehen anzog, stieg seine kleine vierjährige Tochter gern auf einen Stuhl und hielt ihm den Mantel. Wenn seine Frau fort sein mußte, vertraute sie ihn ihr manchmal an. Diesen Auftrag nahm die Kleine sehr ernst, wickelte ihm eifrig die Füße in eine Decke, wenn er sich zum Ruhen hinlegte, schleifte ihm Fußbänkechen heran, und er sagte einmal zu seiner Frau: „Sie wird ganz wie ihre Mutter.“

Viel Zeit hatte er natürlich nicht für mich, aber ich fühlte seine Liebe. Und wenn ich an ihn denke, von dem ich so wenige Erinnerungsbilder habe, sehe ich ihn meistens so: wie er von einem Ausgang zurück-



kommt und eine hohe goldstrahlende Königskerze in der Hand hält, die er für mich gepflückt hat. Dies Bild ist wie ein Symbol, denn das Haupterbe, das mich mit ihm verbindet, ist die grenzenlose Liebe zur Natur.

#### 4. Kapitel

In einer von meines Vaters Krankheiten kam ein neuer junger Arzt ins Haus, dessen Gestalt von da an als die eines treuen Freundes aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken ist. Das war Dr. Grünewald, einer der ersten Homöopathen mit voller medizinischer Ausbildung, die es gegeben hat. Weil er als schlechter Schüler galt, hatte er Orgelbauer werden sollen; mein Vater war es, der seine Eltern überredet hatte, ihn studieren zu lassen, weil er ihm abspürte, wo seine Begabung in Wirklichkeit lag. Der junge Doktor hatte schon eine Assistentenstelle am großen städtischen Krankenhaus und war verlobt; da gab er alles auf, Anstellung und nahe Heirat, und studierte die Homöopathie. Als Homöopath hatte er wenig Ausichten, ganz gewiß kam er an kein Krankenhaus mehr, und mit der Sicherheit seines Lebens war es vorbei. Aber sein Gewissen führte ihn nun einmal so. Diese Heilmethode, tief und weit erfaßt, war für ihn die wahre, die der Zukunft, der er sich hingeben mußte, wenn er überhaupt Arzt sein wollte. Er setzte sich durch und hatte schließlich eine kaum zu bewältigende Praxis; aber er war und blieb dennoch ein Märtyrer seiner Sache. Was ihm allopathische Kollegen an Kränkungen zugefügt haben, wie er Verachtung und Ungerechtigkeit auf Schritt und Tritt erfahren hat, haben wir alles mit ihm erlebt. Aber an ihm haben wir auch unvergänglich die Ehrfurcht vor einem rechten Arzt gelernt. Wir sahen, wie er Tag und Nacht bereit steht, jedem zu Hilfe zu kommen, der ihn ruft, ein Mensch, der nie sagt: „Störe mich nicht“, sondern immer: „Ich komme!“ Er wird der Gefährte des anderen und bleibt bei ihm, gerade dann, wenn der andere am häßlichsten und am elendesten ist. Er sieht die Menschen ganz ohne

Hülle, ohne Verklärung, ohne Haltung. Er kann sie trotzdem voll Güte und Mitleid sehen, denn er versteht jeden einzelnen in seiner Not in einen großen Zusammenhang zu stellen, er sieht ein ganzes Bild, wo die anderen nur ein Teilchen sehen, das vielleicht erdrückend groß wirkt, weil es so nah vor ihnen steht. So kann er die unbeschreibliche Entspannung bringen.

Er tut eine wundersame Arbeit: seine Verbündete ist ja die Natur selber. Er ruft sie auf, ihm in dem Kranken entgegenzukommen, und belauscht sie inbrünstig, um ihren Lebenswillen recht zu verstehen. Dabei stellt er sich mitten hinein in den Kampf zwischen Leben und Tod und ist der einzige, der es wagt, darin einzugreifen. Er nimmt die Verantwortung für ein fremdes Leben und Sterben auf sich; wo gäbe es eine größere? Dann können die anderen freier atmen, die in Angst auf den Ausgang des Kampfes warten; er nimmt ihnen die unerträgliche Last ab und trägt sie selber.

Zimmer neue Wege sucht er, tiefer hinter die Geheimnisse zu schauen, und immer wieder steht er vor der Natur, wo sie Verborgenheit will, denn ihr gehört immer das letzte Wort. „Geheimnisvoll am lichten Tag, läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben, und was sie dir nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“ Diese Erkenntnis der erhabenen Grenzen abelt die Arbeit eines Arztes.

Aber Natur hat ihn auch viel in ihrer Tiefe finden lassen, sein ganzes Rüstzeug. Es wächst ihm in der Pflanze zu und ist eingeschlossen im Stein, wohin er greift, strömen verborgene Heilkräfte. Die stillen Kräuter und Metalle tragen sie; die ganze Flur ist davon erfüllt.

Hier wachsen auch Leben und Tod oft aus einer Wurzel; in seine Hand ist es gegeben, Gift zu Arznei zu machen; womit er ein Leben zerstören könnte, damit heilt er es oft.

Wenn er aber nicht mehr helfen kann, wie tausendmal geschieht, dann geht er mit bis an die Tür des Todes. Wo der letzte Fußbreit des Lebens ist, steht er noch immer neben dem andern und hilft ihm

sterben. Erschrecken darf ihn nichts oder trennen von dem, der sich ihm anvertraut hat. So kann er den Menschen das selige Gefühl des Geborgenseins wiedergeben, das sonst nur die Kinder kennen. Und vielleicht ist keins von allen Gleichnissen, in denen Menschen von Gott zu sprechen versuchen, tiefer als dies: „Ich bin der Herr, dein Arzt.“ — — —

Uns wurde schon froh zumut, wenn Dr. Grünewald ins Zimmer trat. In seinem ernstesten, etwas spöttischen Gesicht und seiner riesengroßen Gestalt lag Ruhe und Beruhigung. Er war steif und umständlich und sprach in gewundenen Sätzen, aber weich und fest waren seine Hände und gütig sein Wesen.

Ich liebte ihn schon als kleines Kind zärtlich, und treu hob er das erste Geschenk auf, das ich ihm gemacht hatte, zugleich das erste Geschenk einer dankbaren Patientin überhaupt, so sagte er, und dabei schmunzelte sein bärtiges Gesicht in ironischen Falten. Dies Geschenk war eine Ziege aus meinem Malbuch, die ich blau und rot angemalt hatte.

Dr. Grünewald konnte sehr, sehr viel, — aber meine Mutter konnte in meinen Augen noch mehr. Denn sie konnte einfach alles. Diese Einstellung aller Kinder zu ihrer Mutter behielt ich auch als erwachsener Mensch: da konnte sie alles, Kraft ihres ungeheuren Willens und ihrer Liebe zu mir. Sie war von Anfang an und alle Zeit Aushülfe, Helferin, Halt — und darüber lernte ich nie, daß sie auch einmal dasselbe hätte finden müssen in mir. Das grenzenlose Vertrauen in sie wurde zur grenzenlosen Forderung, und bis in ihren letzten Lebenstag hinein bemühte sie sich, dieser Forderung gerecht zu werden, die ja die höchste und teuerste ihres Lebens war.

Gegen die Homöopathie hatte sie sich lange gewehrt. Sie versuchte es erst mit ihr, als ein anderer Arzt sie nach Davos schicken wollte, was gar nicht im Bereich der Möglichkeit lag. Als sie aber zu ihr übergegangen war, blieb sie überzeugt dabei. In einer schweren Diphtheritis, die ich hatte, redete man ihr zu, nun doch einen andern Arzt zu nehmen, aber sie wurde keinen Augenblick schwankend. Und so hat

uns beide durch lange Jahrzehnte Dr. Grünewald in allen schweren Krankheiten behandelt und gesund gemacht; an uns erprobte wirklich diese angefochtene Heilweise ihren Wert. Meine Großmutter sagte einmal zu ihm: „Es taugt nichts, sich von Ihnen behandeln zu lassen, man wird uralte dabei und stirbt nicht beizeiten!“

## 5. Kapitel

Die große Sorge um meinen Vater überschattete das Wesen meiner Mutter in diesen Jahren fast immer. Ihm selber gegenüber war es am wenigsten so. Denn wo meine Mutter liebte, wie sie ihn liebte, da wuchsen ihr Riesenkräfte. Aber die Kinder und alle anderen haben sie wohl in den letzten Jahren ihrer Ehe nicht im Vollbesitz ihres eigenen Wesens gesehen.

Nur die allernächsten ihrer alten Beziehungen pflegte sie weiter; Frau Seefemann, Emma Kugelgen und Frau B. sind die Menschen, denen sie noch am häufigsten schrieb. Mit der Großherzogin war sie nach meiner Geburt wieder in Verbindung gekommen, nachdem ihre Heirat sie einander entfremdet hatte. Ihre Schwester Gabriele kam manchmal zu Besuch; Heinrich Liesenhausen und mein Vater fanden vielen Gefallen aneinander. Über Colla aber gewann mein Vater keinen Einfluß. Als Colla katholisch geworden war, wollte er ihn erst gar nicht mehr ins Haus kommen lassen, er konnte einem Konfirmanden von Frommel nur langsam verzeihen, daß er zur andern Konfession hinüberging. Aber meine Mutter sagte: „Es ist mein Haus auch, und mein Haus muß ihm immer offen sein.“ Da gab er nach.

Wieweit sie nach Karlsruhe und ihrem alten Leben Sehnsucht hatte, wußte sie später selber nicht mehr recht zu sagen; sie gab sich dem neuen zu stark hin, um viel rückwärts schauen zu können. Aber mit inniger Liebe folgte sie der Entwicklung ihres Hauses in Karlsruhe, das doch ihr Werk allein war, und sie trauerte bitter, als sie allmählich merkte, wie es in ganz anderm Sinne fortgeführt wurde,



und als es schließlich geschlossen werden mußte. Eine Fortsetzung des Instituts der Gräfin Rehbinder gab es nie mehr.

Einmal am Anfang ihrer Ehe war sie in Karlsruhe gewesen, um einem Maler, der ihr Bild begonnen hatte, eine letzte Sitzung zu gewähren. Aber er sagte verzweifelt: „Heute sitzt mir ja ein ganz anderer Mensch!“

Was in dem neuen Kreis ihrer Arbeit und Liebe, der doch kleiner schien als der frühere, trotzdem eine größere Meisterschaft forderte, das war, daß die Distanz zwischen ihr und allen Dingen und Menschen so viel kleiner geworden war. Menschen und Dinge drangen ganz anders nah auf sie ein, als da sie noch auf ihrer einsamen Höhe stand und in großen Linien leben konnte. Von dieser Höhe hatte sie fortgestrebt, unbewußt in dem Verlangen nach einem ganz schlichten, anspruchslos tiefen, nicht mehr so besonderen Menschenleben. Nicht mehr über, nur neben und zwischen den andern Menschen wollte sie stehen. Aber sie hatte nicht Kraft genug gesammelt, ehe sie in diese neue Aufgabe hineinging, darum wurde ihr vieles schwer.

Ein Heimweh blieb ihr hier und dort: nach ihrer Kindheit und Finn. Sie schrieb einmal an meinen Vater, noch ehe sie verlobt war: „Gestern las ich in den ‚Freien Reden‘, die Sie mir geschickt haben, in Ihrer Weihnachtsansprache den Satz: ‚Schon wenn ich in der Adventszeit durch den Wald gehe und sehe den Fichtenbaum, schneebedeckt wie träumend im Winterduft, wird mir weihnachtlich zumute.‘ Da habe ich aufgejauchzt — und doch stürzten mir die Tränen aus den Augen; mir war, als hätten Sie einen Herzpunkt getroffen; das tiefe Heimweh nach meiner Heimat, in der ich alles zurückließ, was, irdisch gesprochen, eines Menschenherzens Glück und Reichtum ist. Ein schneebedeckter Fichtenwald, — das weite, weite Meer, an dem ich geboren und aufgewachsen bin — in der geschaffenen Welt gibt es für mich nichts Schöneres als diese beiden. Ja, schicken Sie mir Ihren Vortrag über ‚Heimatliebe, Heimweh, Heimgang‘, nach dem habe ich mich schon längst gesehnt. Ich kenne ihn nicht, aber ich kenne das Heimweh,

wie ich vielleicht nichts wieder kenne. Kenne es wohl täglich, — trotz der reichen Arbeit, die mich doch so glücklich und dankbar macht!“ So sehnt man sich nur nach den Orten und Zeiten, da man ganz, mit jeder Seite und jeder Kraft seines Wesens, seiner eigenen Fülle entgegenwachsen durfte, reich wie ein Baum in seinem eigenen Grund, umflutet von Heimatluft. Solche Zeit gibt das Leben uns nie für lange. Nachher wird unser Wesen nach dieser oder jener Seite hin wachsen dürfen, einiges in uns wird leben, vielleicht vieles, — aber nie mehr alles in diesem Aufströmen der Fülle. Die kurze Zeit, da es so war, liegt wie ein versunkenes Land hinter uns, und doch wie ein Land der Verheißung. Wir sehnen uns unaussprechlich dahin, und es ist uns manchmal, als seien wir gar nicht von dort fortgegangen, sondern ständen immer noch dort, und der Mensch, der auf unserm Weg weitergewandert ist, sei nur ein Schatten, der sich nach seinem Wesen zurücksehnt.

Die Stunden, in denen meine Mutter ihrer Jugend am nächsten war, wo sie wieder ganz Lilla Rehinder wurde, das waren die, in denen sie abends ihr Kind einsang. Dann waren wir beide allein im dämmrigen Zimmer, eine ihrer schönen Hände legte sie auf meine und sang leise, was ihr in den Sinn kam, ein Lied nach dem andern. Wie viele Melodien zogen so durch unsere Abendstille! Bald liebte ich mit ihr die süß klingenden Worte von „Tio tasane“ am meisten, einem kurzen Liedchen, das sie estnisch sang, und danach das traurige Eichendorff-Lied „Als ich nun zum ersten Male wieder durch den Garten ging“, für das sie eine russische Melodie wußte, und als drittes das kleine Lied vom Liebkraut:

„Einst, wenn ich als Kind wo  
Ein Kreuzlein erseh'n,  
Ich konnt' nicht vorüber,  
Ich blieb daran stehn;  
Ich wand' drum ein Labkraut,  
Ich betet' dran leis' —  
Ob's drunten dem Schläfer  
Nicht wohltut — wer weiß?

So einst, und auch jetzt, wo  
 Sich Kreuze erhebn  
 Auf Stirnen voll Furchen:  
 Ich bleib daran stehn.  
 Ich wind' drum ein Liebkraut,  
 Ich bete dran leis' —  
 Ob's drunten dem Herzweh  
 Nicht wohlthut — — wer weiß?“

Diese waren es, die mir am meisten Eindruck machten, mehr als alles, was sie sonst sang. Denn diese waren am meisten ihre Lieder, kein andrer hätte sie mir singen können.

Ihre Melodien lassen mir heute noch meiner Mutter Wesen in dem ganz jungen, ganz eigenen Zauber aufleuchten, den es in seinen besten Stunden bis zuletzt hatte, von einem Duft umweht, der für mich der Duft von Finn ist.

\* \* \*

Zu Minna Seesemann spann sich durch meiner Mutter Ehe ein neuer Faden: ihr ältester Sohn Leonhard studierte in Deutschland und war seine Ferien über bei uns. Tante Killa war ihm wie ein Teil seiner heißgeliebten Mutter. Und als meine jüngste Schwester Ila noch nicht vierzehn Jahre war, hatte er sie so lieb gewonnen, daß er zu Tante Killa sagte: „Ich will sie oder gar keine“. Sechs Jahre wartete er in seiner stillen Art, bis er es ihr sagen durfte. Und sie wurde untermessen nur immer holder; anmutig wie ein Reh in ihren Bewegungen und in ihrem Wesen, ganz durchglüht und getragen von der Liebe zu meiner Mutter und zu mir, und meine Eltern waren wohl froh, sie einem so reinen und vornehmen Manne anzuvertrauen, wenn ihnen auch die Einsamkeit einer kurländischen Pfarre für das zarte Mädchen nicht lieb war.

Kurz vor Marias Verlobung brachte Otto seine Braut ins Haus. Ein so sonnenscheiniger Mensch war sie, daß man das Gefühl hatte, ihre braunen Haare stünden vor lauter verhaltener Fröhlichkeit so unbeschreiblich kraus um ihren Kopf; wie auf einem Dürerschen Marien-

bilde eine kleine Ranke am Zaun übermütig in die Luft greift; daneben sitzt ein Vögelchen und singt. Auch das paßte auf Heidi, — und meine Mutter nannte sie Distelfink.

Sie stammte aus dem Haus des Großonkels Scriba in Sprendlingen und hatte viele Geschwister, wie sich das für ein hessisches Pfarrhaus schickt. Das waren und wurden lauter ehrenwerte, tüchtige Leute, aber die Grazie und den Frohsinn hatte sie für alle zusammen. So blieb sie auch in ihrer Ehe neben meinem schwer lebenden skrupulösen Bruder, als Mutter ihrer neun Kinder und in einem recht armen Pfarrhaus. Lange Zeit hatte sie überhaupt kein Mädchen, einmal eins mit einem Arm. Das Heidi bekam verarbeitete Hände wie die fleißigste Köchin; sie besaß nur ein uraltes Sonntagsgewand, sonst lauter Gegenstücke zu dem berühmten grün gewordenen Röckchen von „Gott's Wort vom Land“, dem armen Landpfarrer der Anekdote. Ihr künstlerischer Sinn wünschte es sich manchmal anders; nun, wenn es nur die Kinder einmal anders hatten! Ihr Pfarrhaus war etwas genial gehalten; auf den wackligen alten Möbeln lag öfters Staub, — aber mitten unter Staub und Altersgebrechlichkeit stand dann, von ihrer Hand dahingestellt, eine wundervolle La-France-Rose, so edel, daß man gar nichts mehr sah als sie.

Und wenn man meine Geschwister besucht, ist immer Platz und immer etwas zu essen da, und Freude, daß man kommt. Als hätte sie noch nicht genug zu tun, sitzt das Heidi plötzlich da und stopft einem die Wäsche, und wenn man das nicht will, sagt sie nur strahlend: „Geh, wenn ich dich nun einmal da hab!“

Unter den Verwandten meines Vaters hatte meine Mutter noch jemand gefunden, den sie besonders in ihr Herz schloß: Tante Laura Schlosser. Wenn mein Vater nach einer Krankheit oder sonst im Urlaub verreiste, ging er gern zu seinem Better auf einem Thüringer Gut. Der Onkel Rudolf war ein robuster Mann, mit dem meine Mutter nicht viel anfangen konnte, aber seine zarte kleine Frau machte jedem den Aufenthalt lieb. Die Sorgen drangen wie wandernde Wolken auf sie



ein; unermüdlich wehrte sie sich dagegen, arbeitete, arbeitete, arbeitete — immer um andre besorgt und immer in der lieblichsten Freundlichkeit. Ihr Leben war das leiseste, das man sich denken konnte, und von großer Stärke getragen. Trotz aller Sparsamkeit aber verloren meine Verwandten das verschuldete Gut. Es kam eine Zeit, wo Tante Laura fast nur von getrockneten Birnen lebte, um das wenige, was sie sich leisten konnten, für ihren Mann und die Kinder zu sparen.

\* \* \*

Aber meine Mutter nahm nicht nur die Freunde ihres Mannes in ihr Leben auf — manche Freunde aus ihrer Vergangenheit führte sie ihm auch als die seinen zu: so die Domina von Marienberg und die Gräfinnen Schweinitz in Schlesien. Er fühlte sich überall wohl, wo er sich mehr als nur oberflächlich mit Menschen verstehen konnte. Außerliches oder auch nur Nebensächliches war ihm gleichgültig; er war in einem Schloß so gern wie in einem winzigen Landpfarrhaus, und er war an beiden Stellen er selbst, ohne daß irgendeine Umgebung ihn gehemmt oder seine Art beeinflusst hätte.

## 6. Kapitel

Im Sommer 1889 war das Kind meiner ältesten Schwester bei uns, ein süßes kleines Mädchen von vier Jahren. Es erkrankte an Lungenentzündung und starb, und meine Schwester konnte nicht kommen, denn sie lag in ihrem dritten Wochenbett. Meiner Mutter brach das Herz fast im Gedanken an sie; mit Dr. Grünwald zusammen kämpfte sie Tag und Nacht um das Kinderleben, aber sie unterlagen.

Das war im September. Um die Jahreswende trat der Tod wieder bei uns ein, und diesmal nahm er ihr Liebstes mit. Schon lange war ihr Leben gewesen, als stehe sie immerfort mit ausgebreiteten Armen vor ihrem Mann, um ihn dem Tode abzurufen oder abzuflehen,

immer in Angst und immer bemüht, sie zu meistern. Aber der Tod schob sie beiseite und ergriff selber die Hand, die sie umklammert hielt.

Als im Dezember die furchtbare Influenza-Epidemie die Stadt verheerte, erkrankte erst meine Mutter und dann, als sie kaum wieder aufstehen konnte, mein Vater. Die Krankheit war kurz und schwer, und vom ersten Augenblick an pflegte sie ihn ohne Hoffnung. Mit vollem Bewußtsein erlebte sie, daß jeder Tag sie dem Abschied näher entgegenführte; was sie tat, tat sie ihm alles zum letztenmal. Die Furchtbarkeit der verrinnenden Zeit ging erbarmungslos über sie hin. Wenn sie je einmal eine Stunde schlief, immer neben ihm, war das erste Gefühl beim Erwachen die Todesangst beim Lauschen auf seinen Atem; denn wenn sie ihn noch hören durfte, dann war sie noch nicht allein.

Er lag unbeweglich in unbeschreiblichem Ernst da. Der Arzt rief ihn einmal an; da antwortete er, ohne die Augen zu öffnen, wie aus einer großen Ferne: „Was soll ich denn noch?“ Auch bei dem Loben der Silvesternacht auf der Straße zuckte er nicht mehr zusammen.

Mit dem Jahr ging sein Leben zu Ende. Der groteske Lärm draußen ging weiter mit Schüssen und Schreien; so laut und so wild sie konnten, tosten die Menschen in das neue Jahr des Lebens hinein, das er still verließ. — — —

Seine Grabstätte war neben der seiner kleinen Enkelin auf dem schönen Sachsenhäuser Friedhof. Es war nicht Sitte, daß eine Witwe mit zur Beerdigung ging; meine Mutter aber war selbstverständlich da. Wie hätte sie auch nur das kleinste Ding geschehen lassen können, das ihn noch anging, ohne neben ihm zu stehen?

Dann kam sie in das leere Haus und mußte durch die kommenden Wochen und Monate hindurch, die immer schwerer wurden, so schwer, daß sie sich oft bemühte, die ganze Nacht wach zu liegen, nur um das Aufwachen zu einem neuen Tag nicht erleben zu müssen.

Ihr Kind war ihr gewiß ein Trost, ja es war einfach das, was sie

im Leben festhielt. Aber so leidenschaftlich sie es liebte — ihres Lebens erfüllender Inhalt mußte es erst werden.

Daß es nicht unter der Trauer im Haus zu leiden hatte, darum bemühte sie sich sehr, und dafür sorgte auch die Gustel. Sie war zu uns gekommen, um meine Mutter zu vertreten, als sie nach einer Woche versucht hatte, die jungen Pensionärinnen wieder zu unterrichten. Das war ihr doch unmöglich gewesen, sie war aufs äußerste erschöpft. Da sprang die Gustel ein.

Abfühlen konnte ich mit sechs Jahren meiner Mutter schon, daß sie etwas sehr Schweres erlebte. Der Tod beschäftigte mich viel, ich zeichnete in einem fort Gräber mit Kreuzen darauf und Sonnen darüber; ich schrieb ihr auch in meiner fast unleserlichen Kinderschrift, die noch keine großen Buchstaben kannte, alle Erinnerungen an meinen Vater auf, die ich hatte. Und ich bat sie sehr und nahm ihr das Versprechen ab: „Wenn du einmal weinen mußt, mußt du mich aber rufen.“ Mir selber fehlte mein Vater nicht sehr, und bald merkte ich mit Freuden, daß meine Mutter nun mehr für mich da war. Das Leben begann, in dem sie ausschließlich mir gehörte, in dem sie „meine Mutter“ war vor allem, allem andern, was sie sonst noch sein mochte. Für eine lange Zeit der Wanderschaft wurde unser beider Leben zusammengeschweißt. Das mußte Glück bedeuten und auch Kampf, Harmonie und Gegensatz, und in der Tiefe wurde daraus eine grenzenlose Verbundenheit für immer.

## 7. Kapitel

Große äußere Schwierigkeiten folgten dem Tod meines Vaters. Es war kein Testament da, und so sollte das Haus verkauft und das Kapital unter alle sieben Kinder geteilt werden. Eine Pension hatte meine Mutter nicht zu erwarten; ihr Mann war ja nicht staatlich angestellt gewesen. Der Verein für Innere Mission bot ihr trotzdem eine Pension an, aber sie lehnte sie ab in der Erinnerung an die Kon-

flüchte, die mein Vater im letzten Jahr mit dem Verein gehabt hatte. Nun war in keiner Weise für sie gesorgt. Aus einer hessischen Privatkasse hatte sie jährlich 400 Mark zu erwarten; bei der Teilung konnte ihr kein Geld zufallen, weil das Kapital von der ersten Frau ihres Mannes stammte, und bei dem Verkauf des Internats in Karlsruhe vor acht Jahren war sie mit einer unverhältnismäßig kleinen Summe zufrieden gewesen, die längst verbraucht war. Sie stand also von neuem da ohne Mittel und ohne einen Menschen, der für sie eintrat, eben wieder einmal vor einem neuen Anfang. Aber sie war nun dreißig und vierzig und hatte schon zweimal aus einem Lebens- und Arbeitskreis herausgehen müssen, in dem sie fest verwurzelt gewesen war; dies drittemal, nun bitterer allein als je, wurde es ihr namenlos schwer.

Zwei Jahre lebten wir noch in dem geliebten Haus; Ida heiratete dort noch, Rudolf ging von dort auf die Universität, Thilde hatte kurz nach meines Vaters Tod geheiratet, und Male blieb bei uns.

Wir hatten nach wie vor ein paar zahlende Gäste. Als ich mit 27 Jahren mit meiner Mutter nach Heidelberg zog, um zu studieren, wohnten wir das erstemal allein zusammen, bis dahin kannte ich es nicht anders, als daß Fremde dabei waren. Sie blieben zwar meist nicht fremd, sondern fanden ein persönliches Verhältnis zu meiner Mutter. Oft waren es auch junge Menschen, die sie unterrichtete; viele haben ihr Freude ins Haus gebracht. Unter allen, die in Sachsenhausen so bei uns lebten, dachte sie am liebsten an Monica Hunnius, die Sängerin, und an Sophie Höpfen, die sich bei uns mit Frau B.s Sohn verlobte. Jahrzehnte später nannte Sophie B. einmal das Beste, was sie ihr verdankte: „Sie haben mich gelehrt, was eine Mutter ist.“

Meine Mutter wurde allmählich vieler Menschen „Frau Pfarrer“, wie sie früher die „Gräfin“ für so viele gewesen war. Hier und da geriet auch jemand Seltsames in unser Haus, denn Leute, die nicht wußten, wohin, kamen oft; wenn sie nichts bezahlen konnten, wurde das kein Grund, sie abzuweisen, wenn sie in Not waren; irgendwie



ließ es sich immer noch einrichten. Eine meiner wenigen Erinnerungen an das Leben in Sachsenhausen ist die an solche wunderlichen Gäste. Eine südafrikanische Engländerin mit einem Jungen von 13 Jahren, Bob, und zwei etwas älteren Töchtern wollte gern vier Wochen bei uns wohnen, bis ihre Verhältnisse sich geklärt hätten. Sie wurde krank und blieb vier Monate. Die Pflege lag auf meiner Mutter; selten war ihr eine so unsympathisch wie diese. Denn es war ein ungeheurer Schmutz in dem Krankenzimmer, den man vergebens bekämpfte, und dann lief ein wildes Tier darin herum, das meiner Mutter in hohem Grade zuwider war. Das war Tschucky, ein Scharlach, den Mrs. Fry als Boa um den Hals bei uns eingeschmuggelt hatte. Daß sie ihn weggeben sollte, konnte kein Mensch durchsetzen; sie liebte ihn mehr als ihre Kinder.

Wie meiner Mutter alles zufiel, Großes und Kleines, was ihr schwer oder unangenehm war, so kam es, daß sie schließlich auch den Tschucky pflegen mußte. Er bekam epileptische Anfälle. Seine Herrin konnte das nicht sehen und ließ ihn allein in unsrer Waschküche herumrasen. Dies verwöhnte südafrikanische Tier krank auf dem Steinboden einer Waschküche leiden zu lassen, konnte meine Mutter aber nicht verantworten. Töten lassen durfte sie es nicht; also ging sie mit Wärmflaschen zu ihm hinunter, machte ihm ein behagliches kleines Bett und setzte sich seinen Bissen aus.

Mir gefielen die absonderlichen Gäste, besonders Bob, der sehr wild und gutmütig war und pfeifen konnte wie ein Kaffee.

Mein Leben hatte damals eine wichtige Änderung erfahren. Meine Mutter hatte ihren kleinen Einspänner unter andere Kinder geschickt; unserm Haus gegenüber war die große Souchay-Schule, eine „gehobene Volksschule“, dorthin gab sie mich. Und ich war selig. Am ersten Tag kam ich nach Hause mit der Bemerkung: „Ich habe sieben Freundinnen.“ Dies blieb nun nicht so; mehrere fielen ab; aber ich hatte es doch in den einundeinhalb Jahren meiner ersten Schulzeit herrlich bei Kindern und Lehrern. Eine Sonderstellung hatte ich natürlich

als Kind des Pfarrers Schlosser und wußte das wohl. Mühe machte mir das Lernen nicht; dagegen brachte es allerlei besondere Freuden. Vor allem liebte ich das Chorsprechen, weil Rhythmus und Klang darin war, so sehr, daß ich oft ganz allein zu Haus laut konjugierte, wie wir es in der Klasse gemacht hatten: ich singe, du singst, er, sie, es singt! Die Singstunden mochte ich auch; meine Mutter hat einmal zufällig, als sie auf der Straße vorbeiging, mein erstes und einziges Solo mit angehört: „Hänschen klein“. Hier hatte ich einmal etwas gewagt; sonst war ich kein wagemutiges Kind. Ich mochte auch nicht eingeladen werden; wenn Kinder zu uns kamen, war es schön, aber wenn ich einmal bei Bansas war, wo man wirklich sehr lustig spielte, schlich ich immer wieder ans Fenster und guckte, ob nicht bald die geliebte Ila käme, um mich abzuholen.

Ila und meine Mutter behüteten mich miteinander. Sie sahen mir auch auf meinem Schulweg nach, der gerade nur über die Straße führte.

Wenn es sein mußte, stand ich freilich auch allein meinen Mann. Ila erzählt mir, daß einmal einige meiner früheren Freundinnen, die sich über irgend etwas geärgert hatten, mir im Schulhof auflauern wollten, um über mich herzufallen. Das hatten sie mir angedeutet, und ich hatte es Ila berichtet. „Ich wollte dich nun begleiten, aber das lehntest du ab. ‚Da muß ich gerade allein gehn‘, sagtest du. Und am andern Morgen sah ich dich aufrecht und langsam über den Schulhof wandern; es tat dir keiner was.“

Ich war und blieb allezeit töricht ängstlich und scheu und sehr leicht einzuschüchtern. Aber eines hat die Erziehung meiner Mutter mir in Fleisch und Blut übergehen lassen, und das ist der Abscheu gegen jede Feigheit, oder das Nachgeben gegenüber der eigenen Furcht, die ausweicht und Schleichwege sucht.

Unter den Lehrern war mir nur ein Mensch unheimlich, nämlich eine sehr reizbare Frau, die jede Stunde einige Ohrfeigen zu erteilen pflegte, unberechenbar und ungerecht. Ich weiß, daß ich mit meinem

ganzen achtjährigen Willen entschlossen war, wenn sie mich auch nur einmal anfaßte, nie mehr die Schule zu betreten. Leider gab sie gerade Rechenstunde, darin glänzte ich nicht, und so war die Gefahr nicht klein. Trotzdem hat diese Lehrerin mich nie angerührt.

Mein erstes Wissen hatten mir meine Mutter und Ila gegeben, bei denen ich das erste Schuljahr hindurch lernte. Lesen konnte ich schon vorher durch das Buchstabenspiel; mein Vater hatte sich noch daran gefreut, daß ich ihm eines Morgens aus der Zeitung vorlas; er hatte erwartet, ich werde sie verkehrt herum halten; es kam aber wirklich das heraus, was da stand. Ich erinnere mich noch etwas an die deutschen Stunden bei meiner Mutter und an das Rechnen bei Ila. Da ging die Not los, aber eigentlich nur, weil ich allerlei Ungerechtigkeiten dabei zu entdecken glaubte, die mich beunruhigten. Ich fand es nicht recht, daß, wie mir schien, die Zahl 10 eine so große Rolle spielte, man addierte immer erst bis zehn und dann weiter. Ach, wer kann ermessen, was alles einem nervösen kleinen Kind zu schaffen machen kann!

Die biblischen Geschichten lehrte mich meine Mutter. Sie nahm dazu die große Schnorrsche Bilderbibel, und ich glaube, sie erzählte wunderschön; wenigstens fand ich das, als ich sie später fremden Kindern daselbe erzählen hörte.

Sie erzählte und las mir vor und band mit mir Hefte und Bücher schön ein; sie ging mit mir aus und machte oft Gesellschaftsspiele mit. Das Spielen mit Puppen und Puppenstube übernahmen Ila und Gustel.

Ilas Fortgehen war ein grenzenloser Kummer für mich. Um mich zu trösten, ging sie noch am Vormittag vor ihrer Trauung mit mir spazieren und in Läden, und als meine Mutter sie ankleiden und ihr zum erstenmal im Leben ihren blonden Zopf aufstecken wollte, war sie nicht zu finden, denn sie war noch mit mir unterwegs. Dabei wurde ihr selbst der Abschied unendlich schwer. Und als sie nach der Hochzeitsreise noch einmal wieder bei uns war, rief sie gleich beim Empfang: „Nun schlaf ich wieder beim Kallali!“

## 8. Kapitel

Nach meines Vaters Tod gewannen wir einen neuen Freund, der jahrelang beherrschend in unserem Leben stand, in meiner Mutter großem und in meinem Kleinen, und es war gerade meines Vaters Tod, der ihn uns zugeführt hatte. Fast alle Besucher hatte meine Mutter damals abweisen lassen; unter den wenigen, die sie annehmen zu müssen glaubte, war der alte Pfarrer Collischonn. Sie kannte ihn kaum, aber sie wußte, daß ihr Mann ihn sehr verehrt hatte, freilich nur von fern, denn Collischonn hatte nichts übrig für die Innere Mission und darum kein Interesse für meines Vaters Arbeit. Das erste, was meine Mutter nun für ihn einnahm, war die Art seines Besuches. Es war kein Kondolenzbesuch; er redete nicht von Dingen, die ihr nahegingen, sondern erkundigte sich einfach nach ihrer Gesundheit. Nur die tiefe Ehrerbietung, die in der ihm immer eigenen Höflichkeit mitklang, ließ sie fühlen, daß er an ihren Schmerz dachte.

Max Frommel war acht Tage nach meinem Vater gestorben. Sie hatte keinen Menschen, der ihr ein Führer oder auch nur ein Genosse sein konnte auf dem Weg durch soviel Leid und brennende Fragen, und sehnte sich doch nach jemand, der einen weiteren Ausblick hatte und darum richtiger sah, als sie es eben vermochte. Vor allem verlangte sie nach jemand, der ihr vielleicht einen Strahl aus der jenseitigen Welt zeigen konnte, dahin ihre Gedanken strebten wie Wogen zum Strand. Sie stand jetzt an der Stelle ihres Weges, wo die größte Lebensfrage allbeherrschend vor ihr auftrat und ihre ganz persönliche wurde: die ewige Frage der Welt nach dem Leben jenseits des Todes. Was konnte man davon wissen? Was durfte man glauben, und was war nur Wunsch und Phantasie? Sie hatte anfangs das starke Gefühl gehabt, daß sie eine Verbindung mit ihm, der jenseits der Schwelle war, finden könnte — aber sie tat es nie. Sie erlaubte sich nicht, über die Grenze hinüberzugreifen in sein geheimnisumgebenes anderes Leben.



Sie war unsagbar müde, und ihr graute davor, nun wieder einen neuen Anfang zu machen und in weiteren Kampf hineinzugehen mit den Verhältnissen, mit jedem Tag, am meisten mit sich selbst. Sie sehnte sich darnach, nicht immer nur „in einem Spiegel und einem dunklen Wort“ das Göttliche zu sehen, sondern von Angesicht zu Angesicht, daß die Seele volles Genügen finden konnte — wie es in ihres Mannes Grabspruch heißt: „Ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde.“

Damals wurde der Choral ihr Lieblingslied, der unvergleichliche, der anhebt, wie wenn ein gefangener Adler in der Seligkeit der Befreiung seine Schwingen hebt und durch die blaue Luft rauschend in die unermessliche Höhe stößt: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt — — Wollt' Gott, ich wär' in dir!“

Dagegen an Klang leise eine andere Melodie, die Melodie ihres Lebens, die erst mit seinem Ausklang selbst verklang: „So seid nun geduldig — — —“

\* \* \*

Der Mensch stand schon bereit, der ihr geben konnte, was sie brauchte, und dessen Art so herb und zart war, daß niemand etwas entweihete, wenn er es ihm anvertraute. Pfarrer Collischonn kam oft zu uns; er wurde der beste Freund unseres Hauses bis zu seinem Tod.

Von Anfang an hatte er auch Interesse für mich. Ich war von neuen Menschen sehr schwer zu gewinnen; aber er begegnete mir mit einer so bezaubernden Freundlichkeit, die doch gar nicht vertraulich war, daß er bald alle Widerstände aufhob und sich ihm mein Herz weit aufthat. Und nie hat meine Verehrung und Liebe für einen Menschen so ohne Hemmung fluten können, wie für ihn.

Er ersetzte mir in vielem den Vater. Niemals aber machte ein Alltag sein Bild blaß, darum hatte er um so mehr Einfluß auf mich. Die beiden, die mir in meinen Kinderjahren die Richtung und das Gepräge gaben, waren meine Mutter und er. So wuchs ich in einer Atmosphäre

auf, die von der Ausstrahlung zweier edler Gestalten beherrscht war; sie hatten ihre deutlichen Grenzen, ihre starken Fehler, sie behandelten das Kind oft falsch, aber eines gaben sie ihm unverlierbar mit: das Gefühl für das, was innerlich und äußerlich vornehm war.

Collischonn war eine wundervolle Erscheinung; die herbe Schönheit seines edlen Gesichts hatte das Alter nur vertieft und zugleich mit einem neuen Schein verklärt: mit dem Leuchten seiner dichten weißen Haare. Er stammte aus einer italienischen Familie, und der Ernst und die Haltung, die er hatte, waren erwachsen in der Zügelung eines leidenschaftlichen Temperaments. Das, was einem zuerst an ihm auffiel, war vielleicht auch etwas durch seine südländische Herkunft bedingt: die besondere Höflichkeit, mit der er jedem begegnete. Mit dieser ritterlich-respektvollen Höflichkeit behandelte er schon die kleine sechsjährige Lalla; er vergaß nicht ein einziges Mal, zu ihrem Geburtstag zu kommen, einerlei, wieviel Arbeit auf ihn wartete, um ihr persönlich Glück zu wünschen.

Ein Pädagoge war er nicht; er vermochte sich nicht auf Kinder und junge Menschen einzustellen und war ein ziemlich schlechter Psychologe. Sein Denken war mehr tief als weitgreifend. Darum wirkte er nur auf die unter Großen und Kleinen, die Sinn für die Hoheit seines Wesens hatten und von ihm etwas zu nehmen wußten, ohne daß er selbst ihnen das besonders leicht machen konnte. Einer seiner Konfirmanden, der seinem Unterricht so wenig folgen konnte wie viele, hat dies Verhältnis unübertrefflich ausgedrückt, als er sagte: „Er predigt eben mit seinem lieben Gesicht.“

---

## Zweites Buch

# Im Finkenhof

### I. Kapitel

Von Pfarrer Collischonn's Schwägerin mietete meine Mutter ein hübsches kleines Haus im Garten, als wir Sachsenhausen 1892 wirklich verlassen mußten. Es lag in der Finkenhofstraße; man ging vom alten Eschenheimer Turm aus ein Stück die Landstraße hinauf und bog dann rechts ein. Von dort aus war man schnell in den Feldern — die Landstraße führte geradewegs aus der Stadt auf den Taunus zu; man war auch schnell in der Stadt und in den Anlagen, die auf dem alten Festungswall die Stadt umziehen. Das Haus war umrankt von Epheu und wildem Wein; sein Garten war reich an Obst, er hatte auch Blumen, einen Rasen, auf dem eine herrliche Blutbuche stand, und einen Springbrunnen. Nach Süden hatte das Haus eine große Glasveranda; die tat es meiner Mutter sofort an im Gedanken, wie schön hier ihre Pflanzen gedeihen würden, und sie füllte sie bald mit Grün und Blüten. Hier brachte sie später jedes Jahr Kamelien oder Azalien zum Blühen.

So schuf sie ihren drei Kindern eine neue schöne Heimat: Male und mir und Rudel. Er kam nur zu den Ferien nach Hause, aber da sollte er auch ein rechtes Zuhause haben. Sich selber schuf sie so eine neue Arbeit.

Von dem Haus ihres Mannes fortzugehen, wurde ihr bitter schwer. Jahrelang konnte sie es nicht ansehen, wenn sie daran vorbei mußte, ohne einen Sturm der Schmerzen. Und sie nahm die ganze Bürde ihrer großen Sehnsucht mit, nach ihm, der sie einsamer als je zurückgelassen hatte, als er von ihr ging. Aber nach und nach merkte man ihr das immer weniger an; sie wollte uns und den fremden Gästen ein sonniges Haus schaffen, und indem sie das zu tun versuchte, richtete ihre elastische Seele sich selber empor. Sie konnte, auch wenn sie es gewollt hätte, nichts tun, ohne ganz und gar dabei zu sein; so war sie es auch in dem Leben, das nun in einem neuen Rahmen für sie begann.

Unser Auskommen gewann sie dadurch, daß sie wieder Pensionärinnen aufnahm, die sie oft selbst unterrichtete. Das war eine unsichere Einnahme und machte ihr viele Sorge. Aber zwei feste Einnahmen hatte sie auch: ihre estländischen Verwandten setzten ihr eine kleine Rente aus, und außerdem hatten ein paar ihrer Internatskinder, die ihr besonders nahestanden, eine kleine Pension gestiftet. Sie erfuhr nie, wer das war, aber sie wußte genau, daß niemand dabei war, von dem sie es nicht mit Freuden hätte annehmen können. So war ihr wenigstens etwas sicher. Wie hätte sie auch sonst durchkommen sollen mit dem heranwachsenden zarten Kind und ihren nur begrenzten wirtschaftlichen Fähigkeiten! Sie war eine ungemein ordentliche Hausfrau, ihre Rechnungsbücher waren geradezu schön in ihrer Klarheit und Genauheit. Sie brauchte auch sehr wenig für sich. Immerhin hätte sie vor einer ganz korrekten Hausfrau nicht bestanden, und eine gewisse Weiträumigkeit der Verhältnisse mußte um sie her sein. Wir waren arm — aber unsere Verhältnisse waren nicht winzig, und Mangel kannten wir damals noch nicht. Manchmal schenkten uns Freunde auch eine Reise. Meine Mutter arbeitete, soviel sie konnte, unermüdlich, so durfte sie auch etwas annehmen, denn sie stand ja nicht darauf, sondern auf eigenem Grund. Sie hatte vielleicht nicht immer so verstanden, sich etwas schenken zu lassen, denn sie erzählte



mir, daß ihr einmal jemand gesagt habe: „Il y a quelquefois plus de grandeur à recevoir qu'à donner.“

Ihr großes Anliegen war aber, ihr Kind so bald als möglich selbstständig zu machen. Denn niemand war da, von dem sie mich einmal hätte abhängen lassen mögen, wenn sie nicht mehr bei mir sein würde. Daraufhin erzog sie mich; das stand schon früh über meinem Leben und hat ihm später vieles Wertvolle genommen. Denn sie hatte Eile; die Furcht verließ sie nie, daß sie bald sterben könnte und mich allein lassen müßte. Sie war auch so zart, daß der Gedanke nahe lag. So fing meine Angst um sie an, als ich noch Kind war, und dauerte mein ganzes Leben; bald stärker, bald leiser, immer klang es hinein: „Meine Mutter geht vielleicht bald fort“ — bis in meine Träume. Wie oft bin ich davon aufgewacht, daß ich verzweifelt im Schlaf rief: „Nein, nein“, wenn jemand mir sagen wollte, sie sei gestorben. Ich kannte es nie, mit einer ganz gesunden Mutter zu leben. Aber bei aller Zartheit war sie so zäh und biegsam und voller starkem Lebenswillen, daß sie 71 Jahre alt wurde. Sie selber sagte oft, ihre Armut sei ihr Glück; als reiche Frau, wenn sie Zeit gehabt hätte, sich zu schonen, wäre sie wahrscheinlich immerfort krank gewesen. Bis zu einer gewissen Grenze stähle Armut sicher, weil sie viel Überwindung verlangt; aber es sei eine unverzeihliche Torheit, zu übersehen, wie anders Mangel wirkt, und daß Armut jenseits einer bestimmten Grenze nur schwächt.

\* \* \*

Die erste Zeit in unserem neuen Haus war verdunkelt durch allerlei schwere Erlebnisse, die meine Mutter hatte.

Ihre Hilfe und Freude war damals die Freundschaft mit Collischonn. Er war ganz der Mann, eine solche feurige Herrschernatur in dem Riesenkampf mit sich zu verstehen, weil er ähnlich war. Er wurde ihr auch eine Hilfe in der Erziehung ihres Kindes, und auf ihn war ich nie eifersüchtig, so ausschließlich ich sonst meiner Mutter Liebe

verlangte. Er stand jenseits aller Maßstäbe und Forderungen. Bei ihm fragte man nie nach dem, was einem sonst wichtig war; bei diesem einen Menschen war es völlig einerlei, ob er alt oder jung, und welchen Geschlechts er war, und was man sonst noch fragen mochte. Ihn liebte und verehrte ich — so sehr, daß es mir sogar einerlei wurde, welchen Eindruck ich selbst auf ihn machte. Bei einer Schwärmerei wäre das sehr wichtig gewesen; aber ich schwärmte nie für Collischonn. Das hätte ich gar nicht gewagt. War ich bei ihm, so vergaß ich mich selber, ich war ausgelöscht durch die große Flut meiner Liebe.

Meine Mutter hatte viel Kummer um mich. Die nervöse Belastung zweier Familien fand sie in mir wieder; dazu war ich ein einziges Kind, das keine gleichaltrigen Geschwister erziehen halfen; sie sah mich oft sehr gequält und oft unerhört ungezogen. Das richtete sich fast ausschließlich gegen sie; denn sie war die Autorität, die anderen nahm ich nicht so ernst. Und sie konnte mich um so mehr reizen, als sie mir so nahe war. Wenn irgend etwas mich verstimmt hatte, trogte ich tagelang und war verzweifelt dabei. Niemand konnte ihr hier das Rechte raten. Sie selbst sah von allen am klarsten, daß Krankheit, nicht Unart am meisten Schuld hatte; aber sie wußte nicht, wie sie sie hätte heilen können.

Einmal war es ganz nahe daran, daß sie mich einem Arzt in der Schweiz in sein kleines Erziehungsheim schickte. Sie hatte mir schon eine ganze Ausstattung gekauft, die mich entzückte. Daß ich von ihr weg sollte, konnte ich aber nicht glauben, es würde schon noch etwas passieren, was dieses Ungeheuerliche vereitelte. Ja, wirklich, es kam nicht dazu. Nach der Korrespondenz, die sie mit ihm hatte, fand meine Mutter nicht so viel Vertrauen zu diesem Fremden, daß sie ihm ruhig ihr Kind anvertraut hätte, und ich blieb zu Hause und hatte meine schönen Sachen obendrein!

Vom Finkenhof aus kam ich in eine neue Schule. Es war das Institut Tost in der Hochstraße; meine Mutter wählte es, weil ein guter und einfacher Ton dort herrschte, nicht prozig wie in anderen Privat-

schulen, und nicht frech und laut, wie sie es von den öffentlichen Schulen fürchtete. Ich war ein gutes und wahrscheinlich uninteressantes Lernkind; es wurde auch nicht viel verlangt, und um Streiche zu machen oder in der Schule unartig zu sein, war ich viel zu schüchtern. Ich kam durch alle Klassen, so oft ich auch fehlte; insofgedessen war mein Wissen recht löcherig. Meine Mutter wollte mich gerne sitzenbleiben lassen, aber man behauptete, ich hätte immer alles gut nachgeholt, und handelte danach. Angestrengt habe ich mich nie, bis ich in die erste Klasse kam; da fing das Lernen eigentlich erst an.

So schwierig ich oft zu Hause war, — zwei Dinge hatte meine Mutter doch erreicht, um die brauchte sie nie zu kämpfen: ich gehorchte ihr immer, unter ihren Augen, und erst recht, wenn sie nicht da war, und sie hatte niemals eine Heimlichkeit bei mir zu fürchten. Diesen Reiz kannte ich gar nicht; Heimlichkeit nahm vielmehr den Dingen ihren Reiz. Dahin hatte sie mich gebracht, weil ich sie liebte und alles mit ihr teilen wollte, und weil sie mich so frei wie möglich ließ; ich hatte ihr grenzenloses Vertrauen. Und ich erlebte durch sie so viel Interessantes, sie selbst war mir so interessant, daß ich nicht das Bedürfnis hatte, etwas zu suchen auf Wegen, die sie nicht kannte. Sie gab mir manchmal Bücher, in denen sie Stellen eingeklammert hatte, weil ich sie noch nicht lesen sollte. Niemals hat mich eine solche Stelle auch nur gelockt.

Sie bemühte sich, alles mit mir zu teilen. Ich glaube, sie hätte ertragen können, was immer das Leben an Schmerz für sie gebracht hätte, solange sie sicher war, daß ihr Kind sich nicht Wege fern von ihr suchte, auf die es sie nicht mehr mitnehmen wollte.

Sie hatte ihre rechte Last mit meinen vielen Schwärmereien; meine kleinen Geschenke vermittelte sie, meine scheu und ungeschickt Angebeteten lud sie ein, und meine großen Abschiedsschmerzen suchte sie zu zerstreuen und zu lindern mit lauter süßen, anmutigen Einfällen. Dabei hatte sie viel zu tun. Sie führte den Haushalt, unterrichtete die Pensionärinnen und hatte eine große Korrespondenz. Es war ihr sehr lieb,

reichliche und wirkliche Arbeit zu haben; Zeit genug für ihre Kinder blieb ihr doch. Sie wußte mich aber auch gern allein im Garten, mit Büchern oder irgendeiner Arbeit, die mich interessierte. Mit diesem Garten hatte sie mir eine Heimat geschenkt, wie sie ein Stadtkind sonst nicht kennt.

Wie schön waren die Sommermorgen meiner Kindheit oft! Die frischeste Luft zog durch die Straßen und brachte einen wundervollen Duft von betautem Laub und kühler Erde mit, denn sie wehte von den Taunusbergen her, die in stillen Linien den Horizont der Stadt schlossen. Vor allem aber war die Luft unaussprechlich klar, so klar, daß, wenn man sie atmete, einem das Gefühl kam, in irgendein grundloses, reines Element zu sinken.

In breiten schrägen Strahlen drang das Licht in die Straßen ein und machte den kühlen Schatten, der blieb, selber licht. Wenn man die breiten Strahlen mit den Augen nach oben verfolgte, landete der Blick in dem hohen Sommerhimmel, an dem kaum eine Wolke ging. Wo ein Turm oder eine Kirche aufragte, da waren sie so umgossen von Licht, daß sie wie von aller Schwere befreit dastanden, leuchtende Ziele der halb beschatteten Straßen, die darauf zuliefen. Und Türme, Kirchen und Straßen waren tief vertraut, — Genossen von Alltag und Feiertag, und ein freundlicher Rahmen für ein behütetes Kinderleben. Jede Straße in unserer Nähe hatte ja noch ihre besonders lieben, bekannten Punkte, die in die eigene Geschichte hineingehörten; einen Laden, in dem man große Wünsche erfüllen konnte, einen Platz, über den man nach einem schönen Erlebnis gegangen war, einen Garten, in dem Blumen blühten, die wir selber nicht hatten. Ganz frisch und neu begann das Leben in der Straße an einem solchen Sommermorgen. Da war noch kein Staub und gar keine Müdigkeit mehr; alle Dinge und Geschehnisse hatten Farbe und Schein, alle Laute einen Klang, wie in späteren Stunden nicht mehr. Die Tauben trippelten eifrig, mit leisem Nicken, am Straßenrand und gurrten, die Eiswagen schellten laut und lange, sobald sie um eine Ecke bogen. In



den Bäumen der Gärten regte sich verstohlen der Morgenwind — frische Schritte der Menschen klangen durch die Straßen, durch die noch niemand hastete und heßte, — und vor einem lag der Tag.

Ein langer, heller Tag im Garten! Durch die morgenlichen Straßen zu gehen, war wohl schön, aber man eilte doch wieder zurück, dahin, wo es noch viel schöner war. Das war der Platz vor unserem kleinen Haus, auf den die Treppe aus der Veranda in den Garten hinunterführte, da, wo die Wand über und über mit Efeu bewachsen war. Dort standen ein Tisch und Stühle, und da war mein Reich, seit ich acht Jahre war, bis ich sechzehn wurde, in vielen freien Stunden im Frühling, Sommer und Herbst. Vor mir auf dem Rasen stand die dunkle Blutbuche; die höchsten Zweige ihrer herrlichen Krone hatten den blauen Himmel als Hintergrund, und ihre tiefe Farbe klang schön in das Blau hinein. An warmen Tagen spielte neben ihr der Springbrunnen; er stieg hoch hinauf in einem klaren Strahl, und in den niederfallenden Tropfen stand oft der Regenbogen; manchmal wehte der Wind sie weit über den Garten.

Viele Obstbäume wuchsen auf dem Rasen und am Zaun, die im Spätsommer überreich trugen. In dem einen Pflaumenbaum war ein Sitz, auf den man vom Gartentisch aus steigen konnte, wenn man, wie ich, zum Klettern keinen Mut hatte. Auf den Beeten wuchsen Blumen und Erdbeeren durcheinander und an schattigen Stellen hohe Farnkräuter.

Auch nach der Straße zu umgab der Garten das Haus; freundlich lag es in einer stillen Straße, und am geborgensten Platz von allen, das liebe Haus zur Seite, lebte das Kind seine Tage.

Und dort tat sich ihm langsam die Welt auf. In der Geborgenheit der Heimat stand es und sah mit allen Sinnen in die Weite, in die Ferne der Welt und der Zukunft. Seine Phantasie wanderte über alle Brücken, die sie erreichen konnte, in neue und spannende Dinge; denn seine Phantasie war kühn, aber sein Herz scheu und ängstlich und hoffte, daß die weite Welt zu ihm in den stillen Garten käme; es hätte

nie den Mut gefunden, zu ihr hinaus zu wandern. Aber wenn es die Heimat nah wußte, dann konnte es die Ferne lieben.

Wenn meine Mutter zu mir hinunterkam, dann fand sie manchmal ein wirklich glückliches Kind. Die Stunden, die ich so fühlte, sind nicht häufig in meinem Leben. Aber damals im Finkenhofgarten kam manchmal die Bönne des Daseins so über mich, daß ich auf den Gartenwegen jauchzend in die Luft sprang.

Einen neuen Zauber gewann der Garten, als Tiere ihn zu beleben kamen.

## 2. Kapitel

Ich hatte es wohl wunderschön in der Heimat, die meine Mutter mir schenkte, aber ich war doch allein. Allein baute ich mein Schiff, zog ich Puppen nach Romanen von Walter Scott an, allein wanderte ich im Federschmuck als Indianer im Garten umher, — wenn ich nicht mit Erwachsenen zusammen war. Nur in der Schule und hier und da einmal an einem Nachmittag war ich unter anderen Kindern. Da gab mir meine Mutter einen Spielkameraden; das war ein kleiner weißer Hund. Und damit verwandelte sie wirklich mein Leben von Grund aus.

Ich hatte Hunde immer geliebt, aber voll Angst und nur aus der Ferne. Ein herrlicheres Geschenk konnte sie mir nicht machen, als einen eigenen Hund. Es war erst kaum zu fassen, als er uns von einem kleinen Jungen gebracht wurde und nun wirklich bei uns bleiben sollte! Pfarrer Collischonn hatte ihn uns verschafft, und wir nannten ihn nach dessen Hund Lur. Er war ein weißer Seidenpinscher mit hellbraunen Ohren; von reiner Rasse war er sicher nicht, aber herzig anzusehen. Seine langen weichen Haare hingen ihm über die dunklen Augen bis auf sein Naschen. Er war ein halbes Jahr und ich acht, als wir so zusammenkamen. Ich war ein bißchen ängstlich vor ihm, und er war verprügelt und scheu und zuerst völlig unzugänglich. Zusammengebuckt saß er unter einem Tisch oder in einem Gebüsch des Gartens, und ich umwarb ihn, indem

ich ihm sein Schüsselchen mit dem allerschönsten Essen nachtrug. Er aber lief immer vor mir davon, und meine Sehnsucht nach seinem Vertrauen wurde immer größer. „Da standest du vor seinem Versteck und wartetest auf ihn,“ erzählte mir meine Mutter, „und deine Augen waren ganz voller Tränen. Aber eines Tages kam er heraus und fing verstohlen und gierig zu lecken an. Und dies laute Schmaßen war für dich die beseligendste Musik, die es damals geben konnte, denn du strahltest auf und riefst ganz inbrünstig: ‚Er frißt! Lieber Gott, ich danke dir, er frißt!‘“

Da war nun unsere Angst voreinander vorbei. Eine grenzenlose Liebe verband uns. Er war noch sehr klein und ungeschickt, ich hatte viel für ihn zu sorgen; er wagte noch nicht, die Treppe hinunterzugehen, sondern blieb oben stehen und rief mich klagend. Dann trug ich ihn, glücklich, ihn so nahe zu fühlen. Wir durften ihn auch nie sehr streng bestrafen. Seine traurige erste Lebenszeit ging ihm nach, und er wurde gleich wieder scheu und fast krank vor Angst, wenn man ihn zu hart anfaßte. Um ihn stubenrein zu machen, erfand meine Mutter die Methode, ihn festzuhalten und nur den Fußboden neben ihm zu schlagen, — das genügte schon. Später, als er größer war und anfang, im Garten alle neuen Beete zu zerkrachen, mußte ich ihn freilich ein paarmal wirklich hauen; aber dabei zitterten wir alle beide, und sehr bald versöhnten wir uns zärtlich.

Wir waren bald gleich und gleich geworden, — Kinder, die miteinander ihr ganzes Leben teilten. Als meine Mutter uns einmal zusammen auf dem Teppich herumkugeln fand, sagte sie auch ganz unwillkürlich zu uns: „Aber Kinder!“

Wir spielten herrlich. Wir rasten einander nach durch den Garten, wir versuchten, wer von uns zuerst einen Ball einholte, den ich geworfen hatte, und spielten Versteck. Das war das Schönste. Meine Mutter spielte da oft mit. Sie hielt den Lux fest, solange ich mich versteckte, und dann rief sie: „Wo ist die Lalla?“ Dann rannte er umher, bis er mich fand. Manchmal nahm sie mich vor seinen Augen in die Arme

und sagte: „Das ist meine Lalla.“ Aber seine Verzweiflung darüber war so groß, daß wir es nicht oft taten; er war ebenso eifersüchtig in seiner Liebe wie ich.

Man nannte uns beide immer zusammen. In ihm hatte ich den beglückendsten Kameraden gefunden, der mich von Büchern und Grübeleien wegholte und zum Kind machte, wie niemand anders. Er empfing mich am Gartentor nach meiner Schule, und nur zu den Mahlzeiten und nachts waren wir getrennt, denn da durfte er nicht mit ins Zimmer.

Anfangs pflegte meine Mutter ihn selbst. Sie brachte mir ein Opfer, als sie ihn ins Haus nahm, denn sie liebte es nicht, Tiere in der Nähe zu haben. Sie hatte auch nie das Verlangen, sie anzufassen, wie ich es jedem Tier gegenüber empfand. Und nun ein junger unerzogener Hund, mit allem, was das bedeutete — —!

Aber sie gewann ihn schnell lieb, weil er mich so glücklich machte. Und sie hatte auch Freude daran, dies kleine Lebendige so schön zu halten, sein Fellchen immer weicher und leuchtender werden zu lassen und seine Lebensfreude zu steigern. Wenn Lena, unsere Stütze, ihn gebadet hatte, nahm meine Mutter ihn auf den Schoß und rieb ihn vollends trocken. „Nun komm mal her, mein Kerlchen“, sagte sie zärtlich, aber doch immer ein bißchen fremd. Sie saß mit ihm auf der Erde, meist auf der Kokosmatte in unserer Glasveranda, in der sie ihre Pflanzen pflegte; Pflanzen liebte sie viel verwandter als Tiere. Ich hockte dabei. Wenn Luzzi's Fell nicht mehr klebte, sondern locker und duftend vor Reinheit war, durfte ich ihn kämmen; zuletzt rieb sie noch hier und da ein Stelldchen mit Perubalsam ein; zum Schluß spielten wir alle beide mit ihm.

Luzzi bekam ein schönes weißes Holzhaus, das stand auf unserem Vorplatz; wußte man nicht, ob er darin war, so brauchte man nur seinen Namen zu sagen, dann antwortete ein lautes Klopfen seines Schwanzes, wenn er selbst zu verschlafen war, um gleich herauszukommen.



Als ich diesen süßen Kleinen Kameraden hatte, verloren die Puppen vollends ihren Reiz für mich. Einmal hatte ich sie noch im Garten in die Sonne gesetzt, da aber nahm der eifersüchtige Hund die größte am Bein und schleppte sie weg. Und es war ja auch viel schöner, mit jemand zu spielen, der selber einen Willen hatte, sich nach eigenem Sinn bewegte und verstand, was man ihm sagte.

Sorge hatten wir auch oft um Lur. Er machte alle möglichen Krankheiten durch. Dann war ich sehr unglücklich; ich kniete alle halbe Stunde vor seinem Haus und sah ihn durch Tränen an und sagte ihm etwas Liebes. Und heute noch fühle ich die zitternde, schluchzende Angst, die dann in meinem Herzen war. Wir liebten ihn in solchen Zeiten am allermeisten, weil er so sehr geduldig im Leiden war.

Eines Sommers geschah es, daß zu dem Hund noch eine Kaze kam. Tagelang war jeden Abend eine um unser Haus geschlichen und hatte geschrien; da trug ich ihr Milch in die Eschenlaube. Anfangs trank sie sie erst, wenn ich nicht mehr zu sehen war. Dann gewann sie Vertrauen und trank vor mir. Da faßte mich wieder eine erschütternde Freude. Es war nicht mehr dasselbe, was ich erlebt hatte, als Lur zum erstenmal die Angst vor mir verlor; es war, noch halb unbewußt, das Gefühl der Dankbarkeit gegen das Tier, wie ich es später immer stärker empfand, wenn eins dieser fremden Wesen sich freundlich zu mir gesellte und bereit war, mir ein Freund zu werden.

Eine jammervoll verhungerte, räudige Kaze war es; wir mußten sie also herauspflegen. Das gelang bald. Hittébarn — diesen Namen kannte ich aus einer Geschichte, wo ein Findelkind so hieß — wohnte in unserem Garten; wo er seine Schlupfwinkel hatte, weiß ich nicht. Das Findelkind blieb sehr bescheiden. Wenn ich in der Hängematte im Garten lag, kam es manchmal und streckte vorsichtig seine Pfoten nach meinem Arm aus: ob ich wohl ein bißchen mit ihm spielen wollte?

Als wir nach Jahren umzogen, gab ich ihn Freunden meiner Mutter im Polizeipräsidium, die dort riesige trockene Keller hatten. Dort sah

ich Hüttenbarn das letztemal; er hatte sich in einem Holzstoß versteckt, ich ging durch die Gänge und rief ihn. Eine leise Stimme antwortete mir, und zwei weiche Pfoten streckten sich zwischen den Holzseiten nach mir aus.

Später ist er verschollen wie alle Rater in der Stadt. Aber diese bittenden Pfoten, die das Tier zum Menschen ausstreckte, habe ich nie vergessen; sie waren wie ein stummer Ruf. — —

Im Garten nisteten Amseln, und im Taubenschlag unterm Dach Tauben. Sie waren uns zugeflogen, ehe meine Mutter mir welche kaufen konnte. Ich pflegte sie auf dem großen Altan zu füttern, indem ich auf einem Fußbänkchen saß und ein großes Brett voll Futter auf dem Schoß hatte; dann wanderten sie alle auf mich hinauf, und manchmal war das Brett so schwer, daß es mich drückte, so viele Tauben drängten sich darauf. Einige hörten mir auch gern beim Zitherspielen zu und saßen auf dem Tisch daneben; manche wanderten tief in die Zimmer hinein. Neue flogen uns zu; es wurden auch viele ausgebrütet, oben bei uns im glühheißen Taubenschlag, wo man die nackten Jungen im Nest sehen konnte.

Einmal kurze Zeit besaßen wir auch eine Schildkröte, und seltsamerweise hatte meine Mutter sie besonders lieb. Wie ein verwünschenes Tierchen kam die Schildkröte unter ihren Blättern hervor in dem großen Gummikübel, den man ihr eingerichtet hatte. Manchmal saß meine Mutter vor ihr und sang leise, mit dem Ausdruck, den sie hatte, wenn sie ganz einer Sache hingegeben war, die sie freute: sehr aufmerksam, mit einem Lächeln in den Augen. Vielleicht war diese Liebe zu der kleinen Schildkröte nur eine Erinnerung an die Eidechsen in Meran — —

So wuchs ich Stadtkind doch mit Tieren auf und hatte an ihnen beglückende Freunde.

Meiner Mutter habe ich manchmal etwas zugemutet. Wenn wir an der See waren, schleppte ich ihr alles an, was ich finden konnte, auch tote Fische, um sie mitzunehmen.

Einmal aber — o, arme Mutter! — wurden mir zahme Mäuse geschenkt. Unser Arzt in Misdroy besaß japanische Tanzmäuse, und zum Abschied sagte er zu mir: „Ihnen will ich ein paar davon anvertrauen, und damit erweise ich Ihnen eine große Ehre“, denn er liebte sie sehr. Und so wurde es wahr, und ich besaß fünf dieser zarten Wunderwesen; sie sollten bei mir tanzen, mir aus der Hand essen! In einem Kästchen mit grünem Draht brachte ich sie nach Hause und hielt sie die ganze Reise auf dem Schoß. Als wir in Fulda bei meiner Großmutter Station machten, gab es die erste Katastrophe: man mußte die Mäuse herausnehmen und den Kasten reinigen, und das war so schwierig hier, wo man keinen zweiten hatte, daß ich es nicht zu tun wagte. Ich hatte Angst, diese wimmelnden kleinen Tiere zu greifen. Meine Mutter tat es für mich.

Sie wußte mich wohl zum Überwinden zu erziehen: wie lehrte sie mich alle Schlaffheit verachten! Aber hier war es nicht nötig, und wo es nicht nötig war, ersparte sie es mir gern, sich wohl bewußt, daß das Leben noch Überwindung genug von mir fordern werde. Sie wußte, daß ihr Kind sehr schwer leben und in seiner Verschlossenheit einmal ganz einsam sein werde ohne sie, — das machte ihre Liebe schmerzlich. Sie liebte immer mit dem Weh des Mitleids, und oft fragte sie sich im Ernst: „Wäre es besser, sie von mir zu lösen, jetzt schon, — oder soll ich die Überfülle meiner Liebe sie umgeben lassen, solange es nur geht, damit sie sie doch gehabt hat? Was macht die Einsamkeit später weniger schwer?“

Wahrscheinlich aber hatte sie gar keine Wahl.

### 3. Kapitel

Jeden Sommer kam meine Großmutter zu uns. Sie hatte dann im ersten Stock das Zimmer inne, das auf den großen Altan hinausging, auf dem sie besonders gern saß. Colla sorgte damals schon für sich selbst, und für die Monate, in denen Omi im Stift in Fulda und später

in Kassel lebte, konnte meine Mutter das Geld geben aus einer kleinen Erbschaft, die ein Freund ihr vermacht hatte, um ihr eine ihrer Lebenssorgen abzunehmen. Tshesj in Dettelsau war gestorben; der Kreis der Menschen, für die meine Mutter zu sorgen hatte, war nur noch klein.

Omi gehörte in das Leben im Finkenhof unentbehrlich hinein. Alle liebten sie — die Pensionärinnen, die Dienstmädchen, — am meisten ich. Viele Stunden saßen wir zusammen auf dem Altan, sahen in den Wipfel der Blutbuche und auf den klingenden Springbrunnen hinunter und erzählten einander etwas. Omi war in Fulda so viel allein, daß sie bei uns lebhaft wurde wie ein junges Mädchen. Ueberhaupt, so runzlig sie war, manches in ihr war junges Mädchen geblieben: die Leichtigkeit ihrer kleinen Gestalt beim Tanz und das Feuer der Begeisterung, wenn sie an Musik dachte. Die Gluten meiner Bewunderung für Paderewski sprangen ohne weiteres auf sie über, und wenn sie und ich Chopin hörten, dann bebten unsere Herzen miteinander. Sie lehrte mich viele Lieder auswendig spielen; selbst spielte sie nur nach Gehör. Vor allem gern lehrte sie mich russische Lieder, weil ihre ganze Liebe Rußland gehörte. Das war sehr seltsam, denn sie hatte dort nur Schweres und Abstoßendes erlebt. Was sie von der Zeit in Polangen erzählte, war abscheulich; die Bestechungswirtschaft, die Aufstände, im täglichen Leben viel Häßlichkeit, Leute, die im Nachtopfchen Mehl einkauften, — — Omi erzählte drastisch. Und sonst hatte sie überhaupt nicht unter Russen gelebt, sondern in Kurland und Estland und einmal in Wien, wohin sie mit ihren Eltern sechs Wochen lang in der Postkutsche gereist war.

Aber wenn man nur weit genug mit ihr zurück in ihre Jugend ging, dann fand man auf einmal die Stelle, von wo der bunte Schein kam, der ausreichte, ein ganzes Leben lang ein ganzes Land zu verklären, aller Wirklichkeit zum Troß. Von Omis erster Liebe ging er aus, und das war ein junger russischer Seeoffizier. Wenn sie mir erzählte, wie sie zum Abschied ein Zipfelchen seines Mantels, der auf einem dunklen Korridor hing, geküßt hatte, sie, dieses herbe, in engster Sitte ge-



haltene Mädchen, dann verstand man, daß sie um dieses Mannes willen das liebte, was sie sonst gehaßt hätte. Denn bald verwob sich mit seiner Gestalt die ganze kurze glückliche Jugend, nach der sie sich sehnen lernte in den Jahren harter Not, die ihr die Ehe brachte. Und später, als sie in Deutschland lebte, verwob sich auch die Sehnsucht nach der Heimat damit, — und all dieses seltsam Verbundene nannte sie „Rußland“.

Deutschland mochte sie nicht leiden und machte ihre Bemerkungen darüber, wo sie konnte. Vor allem seine Männer gefielen ihr nicht; sie waren mehr oder weniger „Knoten“. Omi konnte aber auch Dinge behaupten, die jeder Wirklichkeit und besonders jeder Logik spotteten. Dann wurden wir zornig, namentlich meine Mutter, die ihr gegenüber nie ganz lernte, etwas still auf sich beruhen zu lassen, was der andere gern verkehrt denken wollte. Omi war auch ganz unbeeinflussbar. Selbst die Kirche beeinflusste sie nicht, obwohl sie zu der Zeit, als ich sie kannte, eine überzeugte Katholikin war. Sie sagte den Nonnen im Stift ganz ohne Pathos keizerische Ansichten, und auf die Länge ließ man sie in Ruhe.

Wenn wir so auf unserem Altan saßen, wo die Tauben um uns herumtrippelten, dann erzählte Omi auch gern von Liesenhausens. Sie schilderte jedes von Gabrieles Kindern genau — aber gesehen hatte sie sie seit fast 20 Jahren nicht mehr. Sie belebte eben die Briefe, die sie bekam, da hatte sie Phantasie. Manchmal dagegen fehlte sie ihr ganz; manchmal schlug sie einem den ganzen bunten Strauß aus den Händen, den man hielt. Das hing wohl mit dem zusammen, was Omi mit Stolz ihre Menschenkenntnis nannte. Sie mißtraute den Menschen; wer sie kannte, meinte sie, mußte zunächst immer erwarten, daß sie sich klein und häßlich zeigten. Setzte jemand das Gute voraus und ging nur gezwungen, in jedem Fall von neuem, davon ab, so sagte sie mitleidig: „Er kennt die Welt nicht, — ich kenne sie.“ Das sagte sie besonders oft zu meiner Mutter, und es war vielleicht etwas Wahres daran. „Sie hat keine Söhne, darum kennt sie die Menschen nicht.“ Dies Mißtrauen

brachte meine Mutter jedesmal wieder auf, hier war der Punkt, wo sie sich immer aneinander rieben, diese Einstellung war meiner Mutter unerträglich. Aber wenn sie einmal heftig wurde, dann war ich verzweifelt. Sie durfte keine Fehler haben, sie mußte vollkommen sein; ich konnte es einfach nicht tragen, wenn sie etwas Unrechtes tat. Das vertraute ich ihr natürlich an, wie alles. Ich sagte es nicht, aber ich schrieb es. Es war Sitte bei uns geworden, daß ich meiner Mutter Briefe schrieb, um die Dinge zu sagen, die ich mich scheute auszusprechen. Im Laufe der Jahre ergab das eine große Korrespondenz. Omchen und ich vertrugen uns immer. Merkwürdigerweise traute sie mir sogar zu, daß ich einmal eine gute Menschenkennerin werden würde.

Groß war sie im Schenken. Trotz ihrer so sehr geringen Mittel wußte sie doch immer Dinge auszuwählen, die einen ganz besonders freuten. Sie verwendete viel Zeit und Sorgfalt darauf, sich für uns alle Geschenke auszudenken und sie uns praktisch zu verschaffen. Vieles arbeitete sie selbst; am liebsten hatte ich ihre schönen Kreuzstichstickereien, in denen sie reizende Muster erfand. Sie lehrte auch mich stricken und häkeln, und meine Mutter zeigte mir dann das einfachste Nähen und Flickern.

Schön waren die langen Sommertage zu Hause im Garten mit dieser geliebten alten Frau, die fast wie eine Kameradin war. Ich fühlte ihre Liebe sehr stark; vielleicht war ich, „Herzblatt“, fast das Liebste, was sie hatte, — es kam mir manchmal so vor. Und wenn sie wieder abgereist war, schien es leer und traurig im Haus und Garten, und wenn ich abends allein auf dem Altan stand und der Amsel zuhörte, die über dem feuchten Garten sang, dann fing ich vor Sehnsucht an zu weinen.

\* \* \*

Ein Trost in allem Kummer und der herrlichste Genosse für alles, was ein Kinderherz planen, erleben oder unternehmen mochte, war die

Gustel. Sie war wie ein wilder Garten, in dem lauter Feen warteten. Als ich klein war, spielte sie mit mir, — als ich größer ward, las ich ihr meine selbst verfaßten Geschichten vor. Sie spielte mit mir — eigentlich spielte sie für mich. Denn sie führte auf mit meinen Puppen, besonders mit denen in der Puppenstube, und ich sah selig zu. Am allerschönsten spielte sie einmal, als ich einen kleinen Mönch geschenkt bekommen hatte; den ließ sie in der Mondnacht — in einem halbdunklen Zimmer — auf dem Dach der Puppenstube spazieren gehen und traurig singen:

„Ich bin der Mönch Baldramus,  
dem seliges Leid geschah;  
ich läute die Abendglocken —  
vale, carissima!“

Wie litten wir beide mit ihm! Und wie süß und zauberhaft klangen diese Worte: „Seliges Leid“ — sie klangen kein bißchen verwunderlich, nur süß.

Von meiner Schwester Male kann ich aus jener Zeit noch nicht viel erzählen. Wir zankten uns oft und hatten uns doch gern. Sie und ich kamen uns noch nicht sehr nah, erst viel, viel später haben wir eine große Freundschaft geschlossen. Sie hatte bei uns ihr Zuhause; aber sie war oft bei unserem Bruder Otto, der viele kleine Kinder hatte, zur Hilfe, oder anderswo als beehrte „Tante“.

Rudel sahen wir oft; er galt mir damals als der alles Wissende, den man fragen konnte, was immer man nicht wußte oder verstand. Wenn er einmal sagte: „Das weiß ich nicht“, kam diese Antwort an Beruhigung einer Erklärung gleich; denn wer brauchte es noch zu wissen, wenn er es nicht tat?

Rudel war von uns verschlossenen Kindern das verschlossenste; selbst seiner heißgeliebten Mutter tat er sich nur schwer und selten auf. Aber es gab doch einen Weg, wie man ahnen konnte, was in ihm lebte, und wie ihm zumute war: stundenlang saß er am Klavier und phantasierte. Dies Spiel war seine Sprache; der stille Mensch wurde darin ergreifend beredt. Meine Mutter hätte ihn gern überredet, Organist zu werden,

weil sie seine musikalische Begabung für seine stärkste hielt. Sie verstand niemals, warum er plötzlich Theologie studieren wollte. „Es ist doch nun einmal Tradition,“ sagte er selbst, „und ein Künstler würde ich doch nicht werden.“ Er war so reich begabt, — und keinen Beruf gab es dennoch, der ihn befriedigt hätte. Als junger Vikar sagte er, nach schweren Konflikten, der Theologie ab; was er sich an Theologie gerettet hatte, reichte nicht aus, um dafür zu leben. Er studierte dann weiter zum Staatsexamen und wurde Lehrer, und er muß ein guter Lehrer gewesen sein; ich weiß am besten, wie klar er einem die Dinge machen konnte. Aber er war sehr ungern in diesem Beruf; er erfüllte ihn aufs gewissenhafteste und machte sich nichts leicht und trug ihn dabei als eine Last, sonst nichts.

In allen schweren Zeiten aber war die Mutter sein Asyl und die Musik die Entspannung seiner schweigsamen Seele.

#### 4. Kapitel

Unsere zahlenden Gäste reisten meistens in den Ferien fort, so daß wir dann einmal für uns waren. Sie lernten fast alle irgend etwas, oft studierten sie Musik, und es wurde bei uns viel geübt. Manchmal brachten sie auch wirklich schöne Musik ins Haus. Oft waren es Ausländerinnen, denen meine Mutter jeden Tag deutsche Stunden gab; was für eine Geduldsprobe war das manchmal! Einmal saß Frau B. im Nebenzimmer und hörte zu; nach einer halben Stunde fing sie an zu rumoren, und als die Stunde herum war, wartete sie kaum, daß meine Mutter die Tür hinter sich geschlossen hatte, um mit sprühenden Augen zu fragen: „Hältst du so was öfters aus?“

Meine Mutter berechnete diesen Unterricht nicht, er gehörte zu dem, was ihr Haus bot, und mit einer „Geduld aus Gummi“, wie Frau B. sagte, setzte sie ihn jahraus, jahrein fort. Er war aber doch auch eine Freude, wenn die Schülerin intelligent war und so weit kam, daß sie sich an der Schönheit freuen konnte, die meine Mutter ihr zu



zeigen versuchte. Einmal war eine junge Engländerin bei uns, das anmutigste Wesen, das wir gesehen haben; mit ihr deutsche Dichtungen zu lesen, war für meine Mutter ein Genuß.

Hier und da mußte auch jemand über die Ferien dableiben, der sollte es dann recht fröhlich und behaglich haben. In einem Sommer waren es zwei Zwillingeschwestern aus Zürich; ihr Interessenkreis war noch nicht groß; am liebsten spielten sie Liddledey-Wings, auch Floßspiel genannt. Weil sie dabei ungemein lustig und eifrig wurden und sonst stille und farblose kleine Dinger waren, spielte meine Mutter stundenlang Floßspiel mit ihnen. Ich sehe sie noch, wie sie langsam und sicher zielend mit ihren schönen Fingern die kleinen bunten Scheiben abdrückte, ihr Gesicht war dabei sehr ernst und aufmerksam, und nur ein ganz schwaches Lächeln schwebte irgendwie darüber, als wunderte sie sich über ihre eigene Ernsthaftigkeit. Und eines Tages hörte sie zu ihrem großen Vergnügen, wie der eine Zwilling dem anderen zurief: „Sog-geli, chum doch, mer miese Floß spiele, d'Frau Pfarrer spielt doch so gärrn.“

\* \* \*

Zur Erfrischung in der Arbeit dieser Jahre trug viel der Verkehr meiner Mutter bei. Sie besuchte außer Collischonn und seiner Frau nicht viele Menschen, einige aber regelmäßig. Es waren gerade solche, mit denen sie am Anfang ihres Frankfurter Aufenthaltes keine rechte Fühlung gewonnen hatte. Nun, wo sie nicht mehr im Leben ihres Mannes aufging, kamen andere Seiten ihres Wesens wieder zur Geltung. Da entstand die Freundschaft mit der Propstin von Stein, die eine große Verehrerin meines Vaters, aber gar nicht meiner Mutter gewesen war. Frau von Stein war die Propstin des Cronstettenschen Damenstiftes, das erst am Salzhaus, später in der Lindenstraße ein Haus, vielmehr eine Art Palais innehatte. Es war eine Gründung des Frankfurter Adels. Eine der früheren Stiftsdamen hat davon erzählt, und wie sie es schildert, so kannte auch ich es noch. „Der Privatsalon

der Pröpstin war der Treffpunkt der vornehmen Frankfurter Welt, und auch geistige und kirchliche Würdenträger waren hier willkommenen Gäste einer geistreichen Frau, die prädestiniert war, Cercle zu halten. Alle Türen der vier Salons waren weit geöffnet, und wenn man von dem Diener in den ersten Raum geführt wurde, bis man gemeldet war, hörte man aus dem hintergelegenen das Rauschen und Knistern von schwerer Seide, und ein Schwall Lavendelduft war der Vorbote der Audienz, die diese vornehme, große, schlanke Frau erteilte. Küßte man ihre Hand, so war's, als stecke man seine Nase in einen Strauß Heide-Lavendel.“

Jede Woche einmal war meine Mutter zum Tee bei der Oberin von Beltheim im Diakonissenhaus. Das Diakonissenhaus lag als letztes Haus im Norden der Stadt an der Eschersheimer Landstraße. Von dort aus sah man jenseits weiter Felder die edlen Linien des Taunus am Horizont, Linien, die wie die italienischer Gebirge sind. Nur bei den Apenninen habe ich wieder eine so klare, schön und stillwogende Silhouette gesehen. In einem großen Garten lagen das Haus und seine Kirche. Die Kastanien davor und die rankenden Blätter am Fenster gaben dem Zimmer der Oberin ein köstliches grünes Licht. Darin saß sie, wenn sie meine Mutter zur Teestunde erwartete; neben ihr lag ihr schottischer Schäferhund Douglas und oft auch der Dackel, der eigentlich in die Küche gehörte, sich aber gern bei ihr einfand. Bis meine Mutter zu ihr gelangt war, hatte sie gewiß schon viele Schwestern begrüßt; die kleine, feine alte Schwester Bertha von Marschall, die älteste des ganzen Hauses; Schwester Bertha von Rocques, die Novizenmeisterin, eine Riesin an Wuchs, die auch den Chor leitete und, als sie schon 74 und von Gicht so zusammengebeugt war, daß sie nie mehr den Himmel sehen konnte, noch mit ihrer gewaltigen Stimme den Gesang der anderen stützte und durchtönte. Und Frau Oberins Liebling, die aufopfernde und holde Hüterin von 40 jammervollen alten Weibchen im Siechenhaus — und wer da sonst noch kam, um „Frau Pfarrer“ zu begrüßen, die ja fast zum Hause gehörte.

Die Oberin war eine Schwester der Domina von Marienberg und war originell wie diese; eine vornehme Frau, gesellschaftlich gewandt, in der nicht ein banaler Gedanke war, aber viele solche, wie sie nicht leicht eine andere Diakonissin haben wird. „Eigentlich,“ sagte sie, „sollte nur eine verheiratete Frau Oberin werden dürfen, damit sie ja Verständnis für alle Dinge hat.“ Sie selber hatte es, auch ohne daß sie Frau und Mutter gewesen war. In ihr war ein starker Lebensstrom, und sie war die rechte Herrscherin. Ihres Wesens Gepräge trug das Haus, — ihres, dagegen kam auch der Pfarrer nicht auf, mit dem sie übrigens sehr befreundet war. Auch meine Mutter verkehrte mit ihm und hörte ihn gern, nur eins verargte sie ihm zeitlebens: daß er so genau wissen wollte, wie es im Jenseits war, und viel davon berichtete.

Einen besonders treuen Besucher sah meine Mutter alle zwei bis drei Wochen bei sich, das war der Bankdirektor B. Durch viele Jahre kam er so, immer Sonntag vormittags nach der Kirche, mit derselben stillen Zuverlässigkeit, mit der er alles tat. Er war weder interessant noch unterhaltend, und doch ein Ausnahmemensch, den zu kennen man froh war. Er war ein Geschäftsmann, der kein Kompromiß kannte zwischen seiner Überzeugung und dem Geschäftsinteresse. Für ihn galt nicht der Grundsatz der Politiker und Geldleute: „Christentum und Geschäft haben nichts miteinander zu tun.“ Sondern für diesen stillen steifen Menschen gab es nur eine Ethik, eine einzige, was er auch tat, und wenn sie ihn seine Stellung gekostet hätte und er mit seinen sieben Kindern und seiner hübschen Frau hätte darben müssen.

In den ersten Jahren nach meines Vaters Tod kam auch öfters sein Nachfolger zu uns ins Haus: Friedrich Naumann. Er stand damals am Anfang seiner Laufbahn und blieb nur kurz in Frankfurt. Meine Mutter hatte ihn sehr gern; daß er so aus einem Guß war, das liebte sie. Seine Ansichten verstand sie wohl, aber sie teilte sie nicht; er kam ihr vor wie jemand, der Geister ruft, die er doch nicht beherrschen wird. Sie sah vorwiegend das Negative seines Tuns; um das Positive

darin zu sehen, fehlten ihr Erfahrungen und Kenntnisse. Sie hatte politische und soziale Fragen kennengelernt durch ihren Mann, der sie ihr in seiner Auffassung zeigte; zunächst blieb sie dabei; sie erlebte keinen Anstoß, ihre Anschauungen nachzuprüfen. Darum verloren Naumann und sie später den Kontakt, als er Frankfurt verließ. Erst viele Jahre nachher, als in mir die neue Generation meiner Mutter rücksichtslos ihre alten Auffassungen in Frage stellte, lernte sie Naumann besser würdigen, und meine Bewunderung für ihn knüpfte den Faden zu ihm wieder an. Doch das war ein paar Wochen vor ihrem Tod und ein Jahr vor dem seinen. Wenn sie früher von ihm sprach, war es aber immer schon unter dem Eindruck, wie voll er Ernst gemacht hatte mit dem, was er dachte. Sie hatte die Intensität seines Idealismus unvergeßlich gespürt, die so stark war, daß sie sogar das tägliche Leben bestimmte. Naumann würde keine einzige Mahlzeit gehalten haben, die er nicht vor einem Arbeiter hätte verantworten können.

\* \* \*

Durch die Lage der Stadt kam es, daß uns viele Menschen auf der Durchreise besuchten, Freunde oder Verwandte meiner Eltern, oder auch Unbekannte, die jemand zu meiner Mutter schickte. An Wohn Gästen fehlte es uns nie, in den großen Wohnungen nicht und später auch nicht in den Kleinsten. Schon als Kind lernte ich so meine baltischen Verwandten kennen. Für meine Mutter war es seltsam spannend, zu beobachten, wie ihre kleine Tochter auf diese Menschen ihrer Heimat sich einstellte. Schüchtern blieb sie ihnen wie allen Neuerscheinungen gegenüber; um so merkwürdiger war es, wie ein stärker Zug sie gerade zu dem einen führte, der der unzugänglichste von allen war, dem Grafen Reinhold Rehbinder aus Uddrich.

Wenn man ihn unangemeldet in seinem Hotel besuchte, fand man ihn meist über der Zeitung „Le Figaro“. Seine Bildung war zum großen Teil französisch, und er sah auch aus wie ein französischer Aristokrat von hohem Geblüt. Er war eine Erscheinung aus der großen Welt,



aber zugleich voller Ernst und umwittert von einem bittersten Schicksal. Alle Welt hielt er in Distanz; aber seine Zuorkommenheit gewann dadurch nur mehr Reiz.

Eines Tages nahm mich meine Mutter mit, als sie an die Bahn ging, um die Großherzogin von Baden auf der Durchreise zu begrüßen. Die Großherzogin hatte mir jede Weihnachten eine Kleinigkeit geschickt, ich hatte ihr jedesmal einen Brief geschrieben, den niemand korrigierte, und der ihr um so mehr Spaß machte. Einmal mußte meine Mutter, als sie sie auf der Bahn begrüßen sollte, eine Handvoll welker Rasenblumen aus unserem Garten mitnehmen, die ich durch sie dem alten Kaiser schicken wollte; darauf hatte sie bei der Rückfahrt einen Strauß Maiblumen von ihm für mich mit. Nun wollte sie das Kind „ihrer Gräfin“ persönlich kennen lernen. Damals schrieb ich schon nicht mehr „Du“, sondern „Königliche Hoheit“, und es machte mir Angst, ob ich diese Anrede auch richtig werde in meine Sätze verweben können, wenn sie mich etwas fragen sollte. Sie verstand es aber, mir schnell die Scheu zu vertreiben. Sie nahm mich zärtlich an beiden Händen, sah mich mit ihren halbblinden Augen freundlich an und sagte: „Daß du deiner Mama sehr ähnlich siehst, das kann ich doch sehen, so schlecht meine Augen sind, und das freut mich.“ —

Als wir an jenem Tag nach Hause kamen, saß da der „Großvater“ und speiste. „Der Großvater“ war unser liebster Bettler. Er war ein alter Soldat, der drei Kriege mitgemacht hatte: 48, 66 und 70. Weil er nicht Invalide war, hatte er keine Versorgung zu beanspruchen, eine Wunde am Bein hatte ihm aber eine Schwäche zurückgelassen, die ihn zwang, seine Arbeit als Schmied frühzeitig aufzugeben. Und weil er mit seiner kleinen Rente nicht auskam, war er in seinem Alter Hausierer geworden. Er hatte einen Kasten, in dem in der schönsten Ordnung Seife, Papier, Streichhölzer, Kämme, Schuhbänder und Wichse ausgestellt waren. Und er selbst war so sauber und ordentlich, wie man es nur sein konnte. Er aß jede Woche zweimal bei uns. Jedesmal gab es eine strahlende Begrüßung: „Guten Tag, guten Tag auch,

Fräuleinchen, — Fräuleinchen, geht es auch gut, Fräuleinchen?“ Und wenn man nach dem Essen zu ihm an den Tisch auf dem Vorplatz kam, um sich mit ihm zu unterhalten, was ihm ebenso wichtig war wie seine Mahlzeit, dann sagte er oft: „Bei Euch ist's grad wie im Paradies, Fräuleinchen.“ Dies sagte er namentlich dann, wenn es seine Lieblings Speisen gegeben hatte, z. B. Griestorte.

Wir hatten den sauberen alten Großvater wirklich lieb. Er war freilich ein Pharisäer, der auf andere Hausierer herabsah und sich gerne herausstrich; aber wir fanden, daß primitive Menschen eigentlich immer dies Pharisäertum haben, und daß es vielleicht eine notwendige Stütze ihrer Anständigkeit ist, der die letzten Stützen noch nicht erreichbar, weil zu geistig sind. Jedenfalls nahmen wir den Großvater, wie er war, und waren gut Freund mit ihm. Er schenkte uns oft etwas, und wir nahmen es immer an, ohne ihm ein Entgelt zu geben. Es tat ihm wohl, wenn er auch schenken konnte, und machte ihn viel freier uns gegenüber. Weihnachten brachten wir ihm, jahrelang, eine Bescherung und einen fertig geschmückten Baum in seine Stube; wenn wir ihm aufgebaut hatten, dann holte er seinen Kasten hervor und beschenkte jeden von uns.

Eine Zeitlang hatte der Großvater einen Konkurrenten; es war ein scharmanter, verbummelter, schmutziger und reizvoller Franzose. Aber nur einmal saßen sich diese zwei zu Mittag auf unserem Vorplatz gegenüber, dann wußten wir solches Zusammentreffen zu vermeiden; die Eifersucht blieb besser ungeweckt, und jeder kam dann an einem anderen Tag.

Es war viel mehr als Zufall, daß wir von der Großherzogin kamen und den „Großvater“ fanden. Denn so war das Leben, das meine Mutter gestaltete: Menschen, die es in ihren Weg führte, nahm sie darin auf, Fürsten wie Bettler, einfach als Menschen. Es war auch für ein Kind schön, dabei neben ihr aufzuwachsen. Eins nur fehlte ihm auf die Dauer. Sie stand in Beziehungen vieler Art zu allerlei Menschen, sie persönlich; aber sie schuf keinen festen Kreis, in dem ich

heimisch werden und später mich selber bewegen konnte. Die Enge eines festen Gesellschaftskreises lernte ich nicht kennen, aber auch nicht die Sicherheit, die es gibt, wenn man irgendwo ganz hingehört.

\* \* \*

Die Jahre im Finkenhof gingen dahin. Aus der großen Arbeit, die sie in Karlsruhe beherrscht hatte, war meine Mutter einst in die andere und andersartige gegangen, in welche sie die Ehe mit meinem Vater gestellt hatte. Der Kreis, in dem sie nun stand, war schon viel kleiner, unbedeutender. Aber sie erfüllte ihn mit Liebe und fügte sich bescheiden in die engeren Grenzen.

Sie waren nicht schuld daran, daß es manchmal wie eine schmerzliche Frage durch ihr Herz klang, nur so leise wie ein Hauch, ihr selbst kaum bewußt: war das alles? fehlte nicht irgend etwas? Irgend etwas brauchten ihre nie zu Ende erlebte Jugend, ihr schwingendes Temperament noch. Das Leben hatte ihr schöne, meist ernste Melodien gespielt; sie stand da als dankbar aufmerksame Zuhörerin, — aber ohne es zu wissen oder sich zu erlauben, lauschte sie in die Ferne, ob kein neuer starker Rhythmus mehr ihr Herz treffen wollte?

## 5. Kapitel

Als wir ungefähr vier Jahre im Finkenhof gelebt hatten, wurde meine Mutter todkrank an Typhus. Langsam kam das Schreckliche herangebrochen; erst kam ein wochenlanges Fieber, aber sie hielt sich immer aufrecht; dann mußte sie sich zu Bett legen, und dann war sie für lange Zeit unerreichbar, denn die Krankheit hielt sie im Bann.

Alle Fremden reisten ab; Male und eine Schwester pflegten meine Mutter. Ich durfte nur ein paar kleine Minuten am Tag in ihrem Schlafzimmer sein. Aber auch dann war sie nicht eigentlich da; sie war wie jemand, der in einem unsichtbaren Land einen heißen Kampf auskämpft, und bis er gesiegt hat, keine Worte und Blicke für die

haben darf, die um ihn sind. Mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht saß ich bei ihr oder im Zimmer nebenan, und zugleich mit der Todesangst, sie könne nicht wiederkommen. Was sollte dann werden? Es war eine Unmöglichkeit, ohne sie sich irgend etwas anderes vorzustellen, als das Entsetzen.

Das wußte sie am besten; darum wurde die Angst um mich zur größten Qual für sie. Manchmal litt sie körperlich und seelisch so sehr, daß sie nur ganz zusammengebeugt in ihrem Bett sitzend es aushalten konnte. Grünewald war ein wunderbarer Arzt auch in dieser Zeit. Aber er konnte sie nur geleiten auf dem Weg, der durch so viel Leiden führte, hindurch mußte sie doch. Auch Collischonn kam oft; aber nachdem sie den Typhus durchgemacht hatte, sagte meine Mutter manchmal: „Man soll nur nicht erwarten, daß man nah am Tod noch viele innere Erlebnisse haben wird, und daß in einer schweren Krankheit immer ein seelischer Gewinn liegen muß.“ Denn sie hatte gelernt, wie der furchtbare Herr, die Krankheit, alle Kräfte bindet, so daß man gar nichts weiter erleben kann, als eben durch die Krankheit hindurchzugehen.

Meine Mutter überwand sie. Sie wurde gesund, sie ging nicht von mir fort! Sie lächelte mich wieder an, noch nicht aus „blankgeputzten“, aber aus Augen, die nicht mehr fremd blickten. Weil sie aber sehr schwach blieb, schickte Grünewald sie zur Erholung in den Süden, und der Ort, den er für sie aussuchte, war die Sehnsucht ihres Lebens gewesen, seit sie in Finn als kleines Mädchen zum erstenmal auf der Karte den Namen Meran gelesen hatte. Kein Name sonst, nicht Rom und nicht das Mittelmeer, hatte so in ihrer Seele geklungen und geleuchtet. Erklären konnte sie es nicht, warum. Aber wie diese Sehnsucht den Anfang in ihrer ersten Jugend und in ihrer Heimat hatte, so webte ein Glanz um diesen Ort, wie um eine zweite Heimat und eine neue Jugend.

Und im Frühling reisten wir nun, meine Mutter, Male und ich, nach Meran!

\* \* \*



Was für ein Licht war das, mit dem hier der Tag aufging! Alle Gipfel umflutete der Morgen, wie sie hintereinander auftraten, grünblau bewaldet oder graue Facken, — und glanzumgeben, unwirklich klar, die fernen schneeweißen Höhen. Im Thal lag die Stadt, Blütenbäume in allen Gassen, und um sie her lauter selige Verschwendung des Blühens. Frisch wie der Bergwind sprudelte der Fluß dahin, eilig, glücklich, brausend über seinen bunten Steinen. „O Glück,“ rief das Land, „o Glück der Erde, die der Frühling erschüttert!“

So sahen wir Meran am ersten Morgen, als wir die Fenster unseres Hauses aufstießen, das hoch am Berg lag. Der Sonnenschein stürzte nur so herein zu uns, und mit ihm eine Luft, klar wie der Tau und erfüllt vom Duft der Wiesen.

Nun war meine Mutter an diesem immer geliebten Ort. Er schenkte ihr die erste volle köstliche Rast nach der langen, von Inhalt schweren Zeit, seit sie das letztemal mit 19 Jahren zur Erholung in Fiume gewesen war. Denn nie, auf keiner ihrer Ferienreisen, hatte sie so alles abtun können, was auf ihr lastete. Es ging ihr an dem ersten Morgen schon nach der Botschaft des Ariel an Faust: „Fühl' es vor, du wirst gesunden!“ Weit und strahlend tat sie ihre Augen und ihr Herz auf, dem neuen Lebensanfang entgegen, der sie grüßte.

Keine Pflichten, keine Arbeit, keine Sorgen waren mit hierher gekommen. Auch die schmerzlichen Erinnerungen und die tiefe Sehnsucht ließen hier von ihr ab; es war, wie wenn dunkle Schleier niederglitten. So stark und sonnig war die Gegenwart, wie sonst nur in der Jugend. Erquickend neu war ja alles, aber nichts fremd. Hierher hatte sie verlangt, und hier war es, wie sie geahnt hatte; in dieser Landschaft voll Lieblichkeit und Größe war sie heimisch.

Sie wurde erstaunlich schnell kräftig. Bald konnte sie wieder so elastisch gehen, wie vor ihrer Krankheit. Ich erinnere mich, was für ein Frühlingstag ohnegleichen es war, an dem wir zusammen unseren ersten weiteren Weg machten, um eine neue Bekannte aufzusuchen, die meine Mutter gebeten hatte, zu ihr zu kommen. Wir gingen zwischen

blühenden Bäumen; durch die Zweige schimmerten die Wiesen voll hoher Margariten und tiefblauer Bergißmeinnicht; die Berge standen in so starkem Licht und Schatten, daß ihre fernen Wälder und Weiden rätselhaft nah erschienen. So war es auch mit den Dörfern rings an den Höhen und den braunen Schlössern über der Stadt. Und lichtblau in der Ferne war nur die Mendola mit ihrer seltsamen Form, die immer zu locken schien: „Komm herauf und schaue, wie weit man von dieser Klippe sieht!“

Alles war voll Duft, Schmetterlinge funkelten über den Blüten, und Bienen läuteten.

Auf der Straße kam eine schlampige alte Frau daher und schaufelte sorgsam den Mist auf, den Pferde und Kühe zurückgelassen hatten. Als sie bemerkte, daß wir ein bestimmtes Haus suchten, redete sie uns an und geleitete uns freundlich. „Die gnädigen Gräfinnen wollen wohl zu Fräulein Oliva, bitte wollen die Hoheiten mit mir kommen, das gnädige Fräulein wohnt bei mir in der oberen Etage.“

Es war ein altes, geräumiges Haus in der blühenden Lagaz. Aus der Haustür glitt eine kleine Gestalt in mausgrauem Samt und kam auf uns zu. Sie hatte ein Gesicht, das nach vielem Erleben ausah; aber es war nicht annähernd zu erkennen, wie alt sie sein mochte. Ihr Mund war sehr klug und spöttisch, ihre graugrünen Augen wie unter einem leichten Schleier; sie strahlten auf, als sie meine Mutter sah. Ihr Deutsch klang fremdartig und so, als ob sie viele Sprachen sprechen könnte. Sie nahm uns mit hinauf in eine weite sonnige Wohnung. Durch die Zimmerreihe durch sah man in dem Bogen einer Loggia weiße Gipfel und weiße Blüten leuchten. Wundervolle alte Möbel hatte diese Wohnung, nicht ein alltägliches Stück stand darin. Auf den Sesseln lagen zwei große Angora-Kater; sie standen langsam auf, strichen an uns vorbei und schmiegt sich dicht an die kleine graue Gestalt des Fräulein Oliva.

Meine Mutter wich Kagen gern aus. Hier mußte sie sie neben sich dulden; aber hier war alles besonders.

Auf den Tischen standen Photographien seltsam schöner Menschen; es waren uns fremde Gestalten, vornehme Juden wohl, und sicher keine Deutschen.

Fräulein Oliva begleitete uns ein Stück, als wir fortgingen; sie führte uns durch die Küche hinunter, weil man von da den schönsten Ausblick hatte. Eine überraschend schmutzige Köchin stand am Herd und machte eine echte Polenta; in dieser Küche bekam man auf einmal das Gefühl, daß man im Haushalt eines einsamen alten Junggesellen sei. Unten trafen wir wieder die alte Resi mit dem Korb voll Mist. Es war ja die Besitzerin des ganzen großen Hauses; der Dichter Bauernfeld, dessen Haushälterin sie gewesen war, hatte es ihr vermacht. Trotzdem ging sie täglich und schaufelte das „Gold der Erde“.

Meine Mutter war noch sehr oft in dieser seltsamen Klausur. Kaum ein Mensch hatte sie je so stark angezogen, wie diese Polin es tat. Fräulein Oliva war viel älter als meine Mutter, freilich blieb ihr Alter unbestimmbar, wie sie auch fast geschlechtslos wirkte. Ihre Seele war schwer von Erinnerungen an ein buntes ruheloses Leben. Wenn sie so dahinglitt — ihr Gehen war stets ein Gleiten in langen Schritten — mit den hellen Augen, dem schmerzlich-spöttischen Mund, wirkte sie kalt und fremd, aber dann glühte sie plötzlich auf in einem leidenschaftlichen Gefühl, wo sie etwas Neues erfaßte. Viel später dachten wir an sie zurück wie an ein Naturwesen der Märchen, das eine Seele sucht und sie nicht gewinnen kann; oder sie kam uns vor wie das Wasser, das sich nicht fassen läßt, aber in seinem Reiz immer neu ist.

Meiner Mutter Freundschaft gewann sie zuerst durch ihre Einsamkeit. Sie erzählte von vielen Freunden — aber mitten unter ihnen war sie allein. Gierig verlangte sie nach der Wärme, die von meiner Mutter ausging.

Sie kannte Meran seit Jahren und führte uns oft. Sie zeigte uns die verschwiegene, glückliche Schönheit der Dörfer und Burgen umher; hier war der Süden so nah, deutlich fühlbar bei jedem Schritt, und dennoch der Frühling schön, wie in einem nordischen Land.

Im kühlen Bergwind wanderte meine Mutter mit Fräulein Oliva nach Schönna hinauf. Die grauen Mauern glühten in der Sonne; Eidechsen saßen beglückt auf den Steinen; aber es gab auch schattige Grasgärten, und zwischen den Zweigen ihrer alten Bäume leuchteten blau die Berge herein. Oder, wenn man über sich blickte, um in die durchsonnte Krone eines Baumes zu schauen, teilte der Wind die Zweige, und auf einmal grüßte das Schneehaupt des Tffinger oder des Tausen ganz nah.

Wanderte man in den Meraner Bergen umher, so begegnete man früher oder später einer allbekannten Gestalt. Das war ein altes Fräulein von 80 Jahren, die herumstieg wie ein Jüngling: allein, furchtlos und rüstig, wie in ihrer Jugend, so bis zu ihrem Tod. Fräulein Oliva verkehrte auch mit ihr, und sie war nicht das einzige Original, das man zum Tee bei ihr traf. Wenn es Fräulein Oliva paßte, sah sie Menschen; wenn es ihr nicht paßte, spann sie sich allein mit ihren Ragen in die Einsamkeit ein.

Gestalt um Gestalt aus ihrem Leben ließ sie vor meiner Mutter lebendig werden: ihre Wiener Freunde, vornehme Juden, in deren Palais 20 Jahre ihre Heimat war, schöne, verwöhnte und unglückliche Menschen, von denen sie viele erzogen hatte; — ihren Vater, der in einer qualvollen Ehe lebte, dem sie ihre philosophische Bildung verdankte und das vielseitige Wissen, das sie nie zu befriedigen vermocht hatte; — Künstler, die ihre Freunde gewesen waren.

Spannend, abwechslungsreich und oft leidenschaftlich bewegt waren die Bilder, die sie vorüberziehen ließ, und die aus vielen Ländern stammten; Paris und Italien waren ihr vertraut wie ihre österreichische Heimat.

Es war auch noch nicht lange her, daß sie ein elegantes Internat in London geleitet hatte. Sie liebte weder die Kinder noch die Lehrer, noch die Art der Arbeit. Aber sie hatte sie aufgegriffen, um mit einer Freundin zusammen zu sein. Es war ganz und gar nichts für sie; trotzdem hatte sie dies Internat jahrelang, und es war berühmt. Dann



gab sie es plötzlich auf, ging auf und davon und lebte allein in Meran.

Aber so verschieden die Bilder waren — fern hinter allem stand derselbe Hintergrund, unheimlich und trostreich zugleich: das Wasser. Der Sprung ins Wasser war ihr Leben lang der Ausweg, den sie sich offen hielt, wenn eins nach dem anderen, was das Leben ihr brachte, seinen Glanz für sie verlor und sie es erblaffen sah und losließ. Ihr Mund schien die leise Frage so oft getan zu haben: „Weiter nichts?“ — daß er den eigentümlichen Zug davon behalten hatte, der halb verächtlich-spöttisch, halb traurig war.

Nun war sie alt. Trotzdem hatte gerade jetzt ihr Leben eine entscheidende Wendung genommen, und das Wasser im Hintergrund war verschwunden. Sie war eine gläubige Christin geworden, und das erste, was sie nach dieser erschütternden Umstellung dachte, war bezeichnenderweise gewesen: „Nun gebe ich den Ausweg auf.“

Seltsam nahm sich der Mensch, dem sie das dankte, in dem Rahmen ihres Lebens aus, dem so ganz andere Gestalten vertraut waren: ein Herrnhuter Professor!

Damals in Meran erfüllte meine Mutter sie ganz. Sie war ihr wie etwas, was sie in ihrem langen Leben vergebens gesucht hatte; leidenschaftlich liebte sie diese späte Erfüllung. Und sie hatte Sinn für alle Seiten meiner Mutter. Wie sie ihre tiefe Mütterlichkeit aufrief, welche die einsamen Menschen lieben mußte, so weckte sie auch alles, was Jugend und Lebensverlangen in ihr war. Vieles, was in ihr hatte schweigen müssen, fand hier Raum. Fräulein Oliva fragte und fragte sie nach dem Leben in der Heimat; sie liebte Finn mit ihr, sie suchte und fand Lilla Rehbinder, die noch immer stürmische, Lilla Rehbinder aus Finn.

Sie selbst erweiterte den Horizont meiner Mutter sehr, die nicht annähernd eine so vielseitige Bildung hatte, vor allem keine künstlerische. Viele ganz neue Gedanken berührten sie in diesem Verkehr, und wie war sie bereit, sie aufzunehmen! Das Beste aber, was sie gelehrt

wurde, war eine neue Stellung zu den Tieren; später meinte sie, das sei der einzige Gewinn dieser Berührung gewesen. Oliva lehrte sie das Wort: „Tat twam asi“, „Das bist du“. Zu enge Grenzen schoben sich leise auseinander, und sie sah mit neuen Augen in die unbekannte wundervolle Welt der Kreatur. Dabei begegnete sie einem der stärksten Züge in der Seele ihrer Freundin: der grenzenlosen Mitleidsfähigkeit. Was hätte sie nicht für ein leidendes Tier getan! Alles; sich selbst aufgegeben hätte sie. Um ein gequältes Pferd zu retten, wäre sie in Todesgefahr gegangen.

Aber manchmal — manchmal schien es, als sei dieselbe Seele fähig gewesen, Menschen in ihrer höchsten Not kalt zu verlassen — — —

\* \* \*

Leicht beschwingt und glücklich ging meine Mutter durch die Wochen in Meran, — „die Frau mit den Strahlengaugen“, wie eine Freundin von Fräulein Oliva sie nannte. Damals verstand ich es noch nicht, was alles ihr diese Rast bedeutete; aber ich konnte es ihr später abfühlen, wenn sie von Meran sprach; ein Schein trat in ihre Augen, fast ähnlich dem, mit dem sie Finn nannte. Denn in Meran war sie wieder jung gewesen.

Und als sie, Jahrzehnte später, gestorben war und ich den ersten Morgen allein erwachte, stiegen rätselhaft klar und leuchtend vor den Augen meines Herzens die Berge empor, wie wir sie im Glanz gesehen hatten, als wir an einem unbeschreiblich klaren Morgen von Schloß Tirol aus in die Weite sahen. Diese Vision legte ihren Schein um unseren Abschied.

## 6. Kapitel

Im Sommer nach dem Aufenthalt in Meran reisten wir zum erstenmal an die See. Wir gingen nach Müriz, das damals noch ein winziges unbekanntes Dorf war. Jahrelang hatte ich mich nach dem Meer gesehnt; schon als kleines Mädchen fing das in mir an. Ich hatte nicht viel vom

Meer gehört; nur meine Großmutter, die es leidenschaftlich liebte, sprach mir ab und zu davon. Aber ich hatte noch gar nichts darüber gelesen, da wachte die Sehnsucht schon auf, ein so heißes Verlangen, daß es manchmal zur Qual wurde. In meinem stillen Garten hörte ich den Ozean rauschen, lange ehe ich ihn wirklich sah.

In Müritz sah ich das Meer nun. Der Weg führte durch den Wald, dann eine Düne hinauf; da oben war ein Busch ganz und gar von Geißblatt umwunden, und dahinter — ein stiller grauer Streifen; ein unendlich hoher Himmel berührte sich in der Ferne in einer klaren Linie mit der weiten, stillbewegten Fläche, — die das Meer war.

Von nun an steigerte sich meine Liebe, nein, meine Leidenschaft. Von nun an saß ich zu Hause in dem grünen Garten über allen Seege-  
schichten, die ich irgend erlangen konnte. Dann versanken die Buche und der Springbrunnen, der hohe Rasen voller Blumen und das heimatische Haus, — nun war nur der Ozean da: endlos, leuchtend, in gewaltigen Bogen wandernd, nur die Einsamkeit der grünen Meere, Flut, die ohne Grenzen weiterrauscht von einem Pol zum andern.

Aber das Herrlichste waren die Stürme! Wenn sie auch das geliebte Schiff, das mein Herz gerade auf seinem Wege begleitete, hinunter-  
fahren ließen in den grauenhaft großartigen Tod. Ich war immer auf  
seiten der Natur, den Menschen gegenüber; unbewußt hatte ich das  
Gefühl, es sei ganz in der Ordnung, daß sie sich oft gewaltig erhob  
und die Herrscherin blieb.

\* \* \*

Bei unserer Rückkehr ging es, wie viele Male noch: mit schwerem Herzen war ich heimgereist, voller Sehnsucht nach dem Verlassenen. Ohne Freude stieg ich im Frankfurter Bahnhof aus, widerwillig fuhr ich in der Droschke nach Hause, — und in dem Augenblick, wo wir über unsere Schwelle traten, bezwang mich allmächtig der Zauber des Heimkommens.

Zuerst raste der Lutz, vor Glück schreiend, auf uns zu. Da standen auch

die Mädchen am Gartentor und freuten sich. Dann grüßte jeder Raum. Alle Alltäglichkeit war verschwunden, aber tiefe Vertrautheit umgab die Dinge. Blumen standen überall, das Licht brannte in der ganzen Zimmerreihe. Fremde waren noch nicht da, wir hatten das Haus für uns. Und draußen wartete der Garten; morgen würde man sehen, wie stark der Sommer ihn verändert hatte; das Obst mußte reif sein, die goldwangigen Reineclauden und die Mirabellen; das Gras war nun hoch und voller Blumen, das Laub der Blutbuche dunkler, und was die Tauben machten?

In unserem Schlafzimmer ging meine Mutter leise hin und wieder; sie packte aus und räumte ein; aus den geöffneten Schubladen ihrer Kommode kam der zarte Duft, den ihre Sachen hatten, man wußte nicht, woher, denn sie brauchte nie ein Parfum. Sie hatte so wenig Sachen! — Aber sie trug sie so, daß sie immer wie gar nicht getragen ausfahen; ich habe keinen anderen Menschen gesehen, bei dem alles Körperliche so zart lebte.

Zum Abendessen gab es nur, was wir gern hatten; daß der Tisch so klein war, bedeutete einen Reiz mehr.

Nun kam die Müdigkeit; das Bett wartete schon, weiß und frisch. Nichts kann solch ein Gestilltsein verleihen, eine solche Gelöstheit an Leib und Seele, wie wenn wir am Abend unserer Heimkehr zu Hause uns zur Ruhe legen. Aus diesem tiefen Wohlgefühl heraus, das ich als Kind erlebte, wenn ich wieder in meinem eigenen liebevoll bereiteten Bett schlafen ging, ward es später immer meine Sehnsucht, einem Menschen, den ich sehr liebte, selber sein Bett zu richten, weil mir das wie ein Symbol war für eine große, schützende Liebe, die das Liebste in ihre Ruhe einhüllt.

Neben mir stand das Bett meiner Mutter, und der letzte Grund alles Friedens war, daß sie da war, immer da, unterwegs und zu Hause, und weder Abreise noch Heimkehr uns trennten.

\* \* \*



„Lena, das hast du wirklich wunderschön gemacht; ist es dir auch nicht zu viel geworden?“ fragte meine Mutter, wenn sie sich überall umgesehen hatte und ihren Haushalt wieder in die eigenen Hände nahm. Lang, dürr und vornüber geneigt stand Lena da, rieb ihre großen roten Hände, schüttelte sich wie ein nasser Pudel und antwortete glücklich: „Kein bißchen.“

O, Lena! Wer hat wieder eine Stütze von so goldener Treue, so geringer Leistungsfähigkeit, und so selbstloser und furchtloser Gesinnung! Über deren Sonderbarkeiten man sich so oft ärgern, und die man so dankbar lieb haben muß?

In den Frankfurter Straßen war unsere Lena eine bekannte Erscheinung. Immer eilig kam sie daher gehumpelt, alle paar Schritte sprang sie ein wenig, weil ihre armen Füße ihr immer weh taten. Auf einer langen Gestalt hatte sie einen ganz kleinen, runden Kopf, auf dem der Hut immer schief saß. Vergebens rückte sie daran, er wurde nicht gerade. In Gedanken versunken machte sie ihre Gänge, und daß sie nicht überfahren wurde, lag nur daran, daß, wie Sven Hedin sagt, Gott der Vormund der Toren ist. Selbst in kleinen Orten, wo nur eine eingeleistete Elektrische fuhr, und auch die nur selten, gelang es ihr, den Schaffner zur Wut zu bringen, weil sie dicht vor der Bahn über die Schienen ging.

Aber diese wunderliche Lena hätten wir nicht entbehren mögen. Sie machte unser Leben so ganz zu dem ihren, daß der Dank ihr gegenüber alles andere überwiegt. Für sich wollte sie nichts, alles nur für uns. Wenn wir das Haus voll hatten, — und wir mußten ja so viel Anmeldungen annehmen, als irgend einzurichten war, — dann gab Lena ihr Zimmer her, schlief auf der Couchette und wusch sich in einer Kumpellkammer auf einer Kiste. Und ebensogut hätte man ihr letztes Stück Brot von ihr verlangen können, und sie hätte es uns ganz ohne Pathos gegeben, nüchtern wie sie war, mit einem Herzen voll Liebe. Sie hing an meiner Mutter — man möchte sagen wie ein treuer Hund, nur daß eines Hundes Treue etwas Unterwürfiges hat, und das hatte

Lena nie. Ihre Hingabe durch dick und dünn, und mancher Ungerechtigkeit meiner Mutter gegenüber, hatte nie etwas Würdeloses. Auch ließ sie sich von keinem Menschen der Welt von ihrer Überzeugung abbringen und tat und sagte, was ihr recht schien, ohne die leiseste Scheu.

Es war eine alte Liebe von ihr zu meiner Mutter, sie war ja das eine der kleinen Zwillingmädchen, die Lilla Rehbinder als junge Lehrerin im Pastorat Segewold unterrichtet hatte. Schon um ihrer Mutter willen hätte sie bei uns eine besondere Stellung gehabt; nun sie selber uns so treu ergeben war, war es selbstverständlich, daß sie auf immer zu uns gehörte. Meine Mutter erinnerte mich manchmal daran: „Für die Lena mußt du einmal sorgen, wenn sie nicht mehr arbeiten kann; die dürfen wir nie im Stich lassen.“ Das wußte Lena auch, und es war ihr so natürlich wie uns. Darum kam sie über viele schwere Stunden weg, die sie mit meiner Mutter erlebte. Denn ihrem langsamen, zerstreuten, ungeschickten Wesen gegenüber, das in unserem großen Haushalt manchmal versagte, verlor meine heftige Mutter oft die Geduld. Und wenn Lena entgegnete: „Ich habe es doch gut gemeint“, fuhr sie sie wohl an: „Mein's dann lieber einmal schlecht und mach's gescheit!“

Nicht selten war aber der Tadel meiner Mutter unberechtigt, sie konnte offenbar die Schwierigkeiten manchmal nicht beurteilen, die Lena behindert hatten. Dann fing der Konflikt zwischen meiner Mutter und mir an, denn dann trat ich für Lena ein, und ich tat es in sehr scharfer und ungehöriger Form, weil ich außer mir war, meine Mutter ungerecht zu sehen. Für sie hatte ich ein ganz besonderes Maß, es wäre mir nicht eingefallen, es einem anderen Menschen anzulegen. Das machte mich allmählich rücksichtslos gegen sie, der ich nie eine Entschuldigung zubilligte. „Du trittst immer für andere ein,“ sagte sie manchmal zornig, „tritt doch einmal für mich ein!“ Aber das fand ich unnütz, — denn wer sie war, das wußten wir ja alle.

Sie liebte meine Kritik nicht! Aber sie konnte ihrer ganzen Art nach

doch nicht anders, als sich jedesmal zu fragen: „Habe ich doch am Ende unrecht gehabt?“ Und sie gab sich nach jedem Male größere Mühe.

Bei diesen Kämpfen für die Lena lernte ich etwas ahnen, was ich zuerst nur so andeuten konnte: „Ich stehe eben dem Durchschnitt näher als du, — darum verstehe ich die Durchschnittsleute besser.“

Manches konnte Lena auch wieder besonders gut, z. B. flicken und nähen, und wenn sie viel Zeit und Ruhe hatte, gelang ihr überhaupt das meiste; darum waren wir immer entzückt über unser Haus, wenn sie es nach den Ferien zu unserem Empfang gerüstet hatte. An solchen Wiedersehestagen leuchteten Lenas große gute Augen, die ihre Schönheit waren.

## 7. Kapitel

Wenn wir aus einem Ferienaufenthalt nach Hause reisten, machten meine Mutter und ich oft Station in Fulda bei meiner Großmutter. Wir fuhren auch zu ihrem Geburtstag im November hin; aber wenn ich an diese Besuche denke, sieht meine Erinnerung immer nur die Ankunft in der Frühe nach einer durchreisten Nacht. Das waren die stärksten Eindrücke, vielleicht weil sie voll Ahnungen waren, wie Sinnbilder —?

Die allererste graue Morgendämmerung begann, wenn der Zug in die Nähe von Fulda kam. Er brauste durch ein geheimnisvoll verschleiertes Land; in die schwere Dunkelheit hinein flog sein lauter, langer, merkwürdig lebendiger Pfiff, — es schauerte einen dabei wie bei einer Wehklage oder einer Drohung; Unruhe kam über einen, wenn man so, mit dem wilden Ton um die Wette rasend, in dem kühlen Morgen dahinjagte.

Im Kloster waren die Nonnen schon auf; ihre weißen Hauben bewegten sich geschäftig in den dämmerigen Korridoren, und leise und freundlich nahmen sie uns in Empfang. Bald trafen wir Dmchen zum Frühstück; dann war sie voll Glück, daß wir da waren. Sie war in

ihren zwei kleinen Zimmern und mit dem Geringen, was sie besaß, die reizendste Wirtin; jedermann war gern bei ihr zu Gast. In ihrem großen Schrank, der alles barg, von den Hauben bis zum Malzkaffee, fanden sich jedesmal Überraschungen für mich.

Über ihrer Couchette, auf der sie den größten Teil des Tages lag, hingen zwei furchtbare Bilder vom Zaren und seiner Frau, darunter der Abt Maurus von Beuron, ihr verehrter Freund, und dann die ganze Wand entlang lauter Bilder, mit denen sie lebte.

Es waren schöne und gemütliche Tage, aber seltsam beklommene Abende. Mit der Dämmerung kam immer die Angst und die Traurigkeit — warum gerade hier? War es, weil der Abschied so nah war, das Weitergehen? Waren diese kurzen Aufenthalte zwischen zwei brausenden Fahrten schwer von unerkannter Symbolik, die ein Kind fühlte, ohne eine Ahnung davon zu haben? Oft weinte ich beim Abendessen in Omis auserlesene gute Hafersuppe still und bitterlich. Aber dann nahm meine Mutter mich auf den Schoß. Dicht, dicht mußte ich bei ihr sein; wie war ihr Atem so zart und ruhig! O Zuflucht und Rettung in der Furchtbarkeit des Lebens!

## 8. Kapitel

Unser Leben ging seinen Gang weiter noch mehrere Jahre. Vormittags hatte meine Mutter vollauf im Haushalt zu tun oder mit dem Unterricht der ausländischen Pensionärinnen. Ich war dann in der Schule. Wenn ich heimkam, saß Luzi am Tor, und meine Mutter war immer zu Hause. Heimkommen war für mich gleichbedeutend mit freudig Begrüßtwerden und Erwartet-worden-sein. Das Mittagessen gab es im Esszimmer mit den Bußenscheiben und einem großen grünen Ofen; nachher war ich bald frei. Meine Schularbeiten machte ich genau und treulich, aber sie dauerten nicht lange; dann ging ich in den Garten. Im Winter richtete ich mich im Zimmer neben der Glasveranda mit meinen Büchern oder mit meinem Schiff ein. Später am Nachmittag kam meine Mutter in den Garten, oder sie saß an ihrem Schreibtisch im



Zimmer neben mir, schrieb Briefe und rechnete, oft in Sorgen. Wenn es Einmachzeit war, hatte sie in der Küche zu tun. Sie gefiel mir gut, wenn sie eine große Armelschürze an und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden hatte und vor großen Kesseln voll brodelnder Beeren stand. Vom Garten aus konnte man direkt in die Küche eintreten; ich besuchte sie gern.

Oft auch bekamen wir nachmittags einen Gast, unseren kleinen Nachbar Walter Ruhmann, ein Judenbübchen, das 5 Jahre war, als wir mit ihm Freundschaft schlossen. Sie dauerte bis zu unserem Fortgehen. Dies kleine Bübchen spielte gern bei uns im Garten, es erzählte uns auch treuherzig alles, was seine Familie erlebte. „Gestern haben wir alle Wasser auf den Kopf bekommen.“ (Taufe.) „Gestern waren wir in ‚Margarethe‘.“ „Was, du auch?“ „Ich muß immer mit ins Theater, weil Mütterchen sonst zu Hause bleiben muß. Es ist manchmal sehr langweilig; ich kann nicht so lange aufpassen.“ „Gestern waren wir im ‚Freischütz‘. Das war aber fein! Es hat so geschossen!“ Darauf hob er an, den „Freischütz“ zu erzählen. Er saß fast jeden Abend im Theater, weil sein Vater Kritiker war und seine Mutter Freikarten ausnutzen wollte; oft schlief er, mit dem Köpfchen auf der Logenbrüstung, stundenlang.

Walterchens größte Freude war unsere Bilderbibel, und am liebsten hatte er es, wenn meine Mutter ihm dazu erzählte. „Komm, mein altes dickes Mädchen“, sagte er zärtlich. Nie hat ein Mensch begriffen, wie er zu dem Namen kam, meiner schlanken Mutter gegenüber, die kein graues Haar hatte. Es war unlogische Liebe.

Manchmal ging meine Mutter mit mir in die Stadt, um Besorgungen zu machen. Vom Eschenheimer Turm aus führte die Eschenheimer Gasse zur Katharinenkirche und zum Roßmarkt; auf diesem Weg lagen meine liebsten Läden. Sie ging mit mir zu Feix, wo der Zauber von leeren Hesten, Briefpapier, Hauchbildchen, Griffellasten und Tinte herrschte. Oder zu Heuser junior selig Wittib Erben in der Weißfrauengasse, wo es die beste Wäsche gab; dort kaufte sie mir einmal, was ich heiß er-

sehnte: bunt geblühten Stoff für Schürzen mit Schleifchen auf der Schulter. Sie kam solchen Wünschen gern entgegen; selber war sie völlig ohne Eitelkeit; es war ihr einerlei, was ich anhatte, wenn es nur ordentlich und unauffällig war. Da fehlte mir oft etwas an ihr; manchmal später weinte ich und sagte: „Ich stehe so allein!“ Dann lachte sie und antwortete: „Dir selber liegt schon genug daran, und du sorgst schon dafür, daß du nette Sachen kriegst, da brauche ich es nicht mehr; sonst würde ich's schon tun.“

Auf Besuche nahm sie mich nicht mit, solange ich Kind war, nur zu Colischonns mitunter. Und wenn sie selber fort gewesen war, freuten wir uns beide, wenn sie wiederkam. Ihre Augen waren dann oft so strahlend vor Anregung, daß ich sie neckte und sagte: „Du hast wieder Augen wie eine Fliege, wenn sie sie blank gepuht hat.“

Aber es gab auch Tage, wo ich sie nicht begrüßte, weil irgend etwas mich verstimmt hatte und ich nun in meinen Trog verbissen war. Es war mir dann eine Freude, sie und zugleich mich selbst zu quälen. Nichts half mir aus dieser Verkrampfung heraus; alle Menschen waren machtlos, und keinerlei Strafe hätte mir irgendeinen Eindruck gemacht. Meine Mutter fand schließlich, daß es das beste sei, mich gehen zu lassen, oft tagelang; nur litt sie sehr dabei. Und schließlich ging die Erlösung doch immer von ihr aus. Wenn sie nach einiger Zeit annehmen konnte, daß der innere Krampf sich allmählich gelöst habe, kam sie zu mir und brach den Bann, durch eine Zärtlichkeit, oder durch einen Scherz, — aber immer war es eine Flamme ihrer Liebe, die mich aus meinem Eis herauschmolz. Manchmal widerstand ich erst, und sie mußte mehrmals kommen. Innerlich flog ihr vielleicht mein ganzes Wesen schon zu — aber ich fand den Weg noch nicht, es zu zeigen. Einen solchen Augenblick vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht. Jahrelang ging es mir durch und durch, wenn ich daran dachte, und wenige Erlebnisse haben mich so fest an meine Mutter gebunden. In einer dieser Perioden unerhörter Ungezogenheit ihr gegenüber ging meine Mutter mit mir aus. Ich sagte kein Wort auf dem ganzen Weg,

sie aber ging mit mir in den geliebten Papierladen und kaufte mir, was mein größter Wunsch war: ein kleines Album, wie alle Schulkinder es hatten. Sie trug es sogar selber bis nach Hause, dort gab sie es mir. Damals erfuhr ich, wie Güte überwältigen, alles Eis in eine stürzende Flut schmerzlicher Liebe wandeln kann.

Solche Zeiten kamen aber immer wieder. Alles, was mich quälte, ließ ich an meiner Mutter aus. Und es war immer sie, die mich befreite. Dadurch gewöhnte ich mich daran, mich auf ihre Kraft zu verlassen, statt auf meine, und mich um die letzten Konsequenzen meines Tuns und Wesens herumzudrücken. Aber was wäre geworden, wenn sie mir nicht so zu Hilfe gekommen wäre?

Viele Stunden der Gereiztheit überwand meine Mutter, indem sie mir vorlas. Neben unserem eigenen Leben ging noch ein zweites her, das aus den Büchern, die wir lasen. Es war ein Band mehr zwischen meiner Mutter und mir, daß sie es mir vermittelte. Bis in ihre letzten Lebensmonate haben wir dies Lesen fortgesetzt, und angefangen hatte es, als ich ein winziges Ding war, das sich für „Karl und Marie“ und „Roland und Elisabeth“ interessierte. Dann kamen bald die englischen Bücher. Solange ich die Sprache nicht verstand, las sie mir das englische Buch deutsch vor, indem sie es im Augenblick übersetzte. Eine prächtige Schar Kameraden gab sie so ihrem einsamen Kind, englische Knaben und Mädchen, und ich wurde mit ihnen so vertraut, daß mir heute ist, als gehörten ihre Erlebnisse in meine eigene Kindheit, und als seien die englischen Parks meine eigenen Heimatgärten. In diesen Büchern gab es soviel abwechslungsreiches Geschehen, das ein Kind fesseln konnte, Motive, auf die andere Jugendschriftsteller nie verfallen wären; zugleich war in ihnen ein starkes ethisches Leben, aber es war ganz selbstverständlich und natürlich, und es beherrschte so das Tun meiner Kameraden, daß es mich unmerklich in seinen Bann zwingen mußte. Meine englischen Bücher spannten, beglückten und erzogen.

Als ich etwa 13 Jahre war, nahm meine Mutter die ersten Schillerbände für mich aus ihrem Bücherschrank. Damit ließ sie mich in eine

Welt eingehen, in der ich tiefe Erschütterungen und Seligkeit fand, und gab mich einem der mächtigsten Einflüsse hin, die je an mir gearbeitet haben. Über alles ging mir der „Wallenstein“. Und über die Gipfel und Täler meines Jugendlandes weht heute noch der schöne Flammenschein, in dem mein Herz damals stand. — — —

Meinem Leseverlangen genügten aber die Stunden mit meiner Mutter nicht; ich las noch sehr viel allein: Seegeschichten, Indianerbücher, Walter Scott, — und als die Backfischzeit begann, eine lange Reihe echter dummer Backfischbücher. Meiner Mutter war es nicht lieb; aber wenn ein Kind zart war und oft in der Schule fehlen mußte, und wenn es in leeren Stunden melancholisch und verstimmt wurde — womit sollte sie es ablenken? Sie hatte nicht immer Zeit, und andere Kinder waren nicht da — so ließ sie mir denn manchen Schund und dachte, er werde mir schon einmal zum Ekel werden. Ich aber, gewöhnt, daß sie alles mit mir teilte, und ganz überzeugt, daß wir immer daselbe lieben und hassen mußten, erlebte meine erste Enttäuschung auf diesem Gebiet, als sie das Buch „Rosen und Dornen“, von dem ich hingerissen war, ganz und gar ablehnte. Wirklich, sie war nicht von dieser Art eingenommen, die als Gesellschafterin sogar ihre Krausen Löckchen mit Wasser ankleben mußte, damit sie den Männern nicht gefiel, und die natürlich ihren Kurt doch noch bekam, und gerade auf der Flucht! Sonderbare Mutter!

Ich wurde ein sentimentaler, verträumter und unbrauchbarer Backfisch. Von neuem mußte meine Mutter den Bogen ihrer Geduld weiter spannen.

## 9. Kapitel

Als ich noch nicht ganz 12 Jahre alt war, gab meine Mutter mich in Pfarrer Collischonn's Konfirmandenunterricht. Sie war eine Gegnerin früher Konfirmationen, die man in ihrer Heimat überhaupt nicht kannte. Aber Collischonn wollte sich zur Ruhe setzen und wünschte sich sehr, mich wenigstens noch zu unterrichten, und meine Mutter und ich



konnten es uns anders auch gar nicht vorstellen. So nahm er das kleine Mädchen unter seine Konfirmanden auf. Bis dahin hatte ich noch „du“ zu ihm gesagt, und wenn ich von ihm sprach, sagte ich nur: „Mein Pfarrer.“ So unterschrieb er sich mir auch immer, oder schrieb in die Bücher, die er mir schenkte: „Seiner sehr geliebten kleinen Freundin, ihr Pfarrer.“ Das blieb so, trotz des Sie, das ich nun lernte.

Die Lehre dauerte damals 1½ Jahr. Als sie herum war, entschloß er sich, doch noch weiter im Amt zu bleiben, und so ging ich noch ein ganzes Jahr in seinen Unterricht.

Meine Mutter holte mich oft an der Schule ab und begleitete mich zu seinem Haus am Großen Hirschgraben, nahe vom Goethehaus. Sie schrieb für mich die Blätter ab, auf denen er seinen Gedankengang kurz gefaßt uns in die Hände gab, und die vielen, vielen Sprüche, die er lernen ließ. Nun nahm sie mich auch Sonntags mit in die Kirche, weil ich es selber wollte. Collischonn predigte in der Paulskirche. Seine Gemeinde war klein; in dem runden Riesenbau erschien sie erst recht so. Ein herber Ernst lag über diesen Gottesdiensten. Eine Liturgie gab es kaum, die Predigt war alles. In meiner Erinnerung höre ich nur das Brausen einer mächtigen Orgel durch den großen Raum und sehe das schneeweiße Haupt meines Pfarrers auf der dunklen Kanzel leuchten. Collischonn war ein Schüler von Beck. Er war streng dogmatisch, ganz Theologe auch in seinem Unterricht. Seine Predigt war lang und schwer und immer tief; sie hatte keinerlei Schmuck schöner Bilder oder gefälliger Worte. Er rief nur das Tiefste im Menschen auf und vermied alles, was ihn in der „Stimmung“ hätte stecken lassen können. So war auch sein Unterricht; wir lernten keinen Katechismus, kein Lied, aber schwere Sprüche in Fülle, eine ganze Christologie.

Ich war vielleicht eine seiner besten Konfirmandinnen. Ich verstand, was er sagte, und nahm es furchtbar ernst. Er sah, wie ich eine eifrige kleine Theologin wurde und mir Mühe gab, sehr gewissenhaft zu sein.

Aber mit dem Verstehen war es ein eigenes Ding. Er gab uns das

orthodore protestantische Lehrsystem mit. Dies alles verstand ein Kind natürlich nur ganz peripherisch, es konnte entweder alles nur ganz massiv und grob auffassen oder es überhaupt nicht begreifen. Es verstand die Behauptungen und merkte sie sich, es konnte sie aber nicht beleben, auch konnte es nicht die gewaltigen Erlebnisse ahnen, die einmal dahinterstanden, und von denen die Lehre nur stammelt. So bleibt ihm alles, was sich auf Gott bezieht, unsagbar abstrakt. Weil es aber diesen Eindruck von Abstraktheit aufnimmt in der Zeit, wo es am allereindruckfähigsten ist, wird er es sein Leben lang verfolgen; die göttliche Welt wird ihm abstrakt bleiben. Noch etwas kam bei mir dazu. Ich gewann den Eindruck, daß alles, was Menschen von Gott zu sagen hatten, ganz klar und fertig sei. Man zeigte mir abgeschlossene historische Vorgänge von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht; klare Gebiete: hier Gott, hier Teufel; klare Forderungen: die Gebote der Bergpredigt. Ich sah das alles so, weil ich mir einfach merkte, was gelehrt wurde, und alle meine Verstandeskräfte brauchte, um den schweren Worten zu folgen, ohne Schauer des Geheimnisses und ohne, daß mein Herz sehr viel erlebte. So reagierte ich ganz einseitig darauf. Und wie eine Suggestion haftete nun den Beziehungen zu den göttlichen Dingen das Gefühl des Fertigen, Übersichtlichen, Begrenzenden an. Ich hatte heimlich oft den Wunsch: „Wenn es doch schwerer sein möchte, Gottes Willen zu erkennen, wenn nur eine größere Freiheit dem Menschen gelassen wäre, um ihn zu kämpfen, — wenn Gott eine verborgene Herlichkeit wäre, die man suchen dürfte in Kampf und Gefahr, hinter Rätseln, in Irrtum und Schuld, — aber nur nicht so klar, so fertig, so eng!“ Unbewußt verlangte es mich, aus der Fülle des Lebens heraus zu dem Fürsten des Lebens zu finden. Und der, der mich unterrichtete, erlebte es ganz gewiß so; aber seine Worte vermochten nicht, daselbe in einem Kind zu wecken. Es lag vielleicht an der Eigenart des Kindes; aber gewiß war es auch ein typischer Vorgang. Eine neue Generation kann oft nicht das Heiligtum der alten in der alten Form erkennen und anerkennen; Form und Worte sind nicht für

zwei Generationen dasselbe, sie bedeuten oft nicht dasselbe und machen nicht dasselbe lebendig. Es ist wohl nicht immer so; aber in Übergangszeiten, wie die, in die meine Jugend fiel, wird dieser Abstand der Generationen unerbittlich klar. Meine Mutter gab mir das, was ihr Lebenszentrum war, weiter, indem sie mir Collischonn's Unterricht gab, der lehrte, was sie gelehrt worden war, — und ich konnte es nicht daraus entnehmen! Es brachte unendliche Kämpfe in mein Leben, daß es so kam; es war aber auch ein Segen für mein Leben, was Collischonn uns sonst gab. Er weckte das Gewissen in uns, und er schenkte uns den unverlierbaren Eindruck einer Hoheit, die aus der Ganzheit kommt.

In seinem herben Ernst und der Furcht, das Höchste zu entweihen, indem er es zu Sentimentalitäten werden ließ, suchte er sogar zur Konfirmation die unpersönlichsten Lieder aus. Da bat ihn eine von uns, ob wir nicht „So nimm denn meine Hände“ singen dürften. Das erlaubte er dann, aber er sagte dazu: „Wenn ihr es auch ganz ernst meint.“

Manchmal aber bewegte der Unterricht auch mein Herz und nicht nur mein Denken und mein Gewissen. Es gab ein paar unter den schweren Sprüchen, die mich sehr ergriffen. Und in der Prüfung ging Collischonn darauf ein und sagte: „Nun, Lalla, die Sprüche mußt du doch wissen, das sind ja deine Lieblinge aus dem Römerbrief.“ Er nannte alle anderen mit Nachnamen, wie die Sitte war, aber mich nie; ich war seine Lalla im lieben kleinen Zimmer im Finkenhof und ebenso hier in der riesigen Paulskirche, wo ich als kleines Konfirmändchen das große Wort führte.

Im ganzen war es nicht gut, daß ich so viele Sprüche auswendig konnte. Lange Zeit klangen sie mir ganz leer, wenn ich sie später hörte, weil ich, sobald ich ihren Anfang vernahm, sie eilig zu Ende sagen mußte und dabei immer das mit ihnen verband, was ich seinerzeit als kleines Mädchen dabei gedacht hatte.

Vielleicht sollte man über die höchsten Dinge kaum etwas lehren, son-

bern nur auf sie hinweisen, Gott nur ahnen lassen hinter der größten Herrlichkeit, hinter der tiefsten Andacht, in jeder Dankbarkeit?

Meine Mutter ging sehr vorsichtig mit meinem religiösen Leben um, nie sprach sie fromm mit mir. Ihr Herzenswunsch über allen anderen war, daß ich ein Christ würde. „Wenn sie aus eigenem Erleben heraus Gott gehört, dann habe ich keine Sorgen mehr.“ Aber sie hätte eher ihr ganzes Leben umsonst darauf gewartet, als sich irgendein Drängen erlaubt.

Zu Collischonn wollte ich ja selbst und hing so an seinen Stunden, daß ich verzweifelt war, als sie zu Ende gingen. Im Mai, am Freitag vor Jubilate, war die Einsegnung. Meine Mutter hatte mir ein schönes weißes Kleid machen lassen, es interessierte aber sogar mich wenig. Sie ersparte mir jegliche Unruhe und alle Außerlichkeiten, obwohl es in Frankfurt Sitte war, daß einer Einsegnung ein Empfang folgte und eine Familienfeier.

Wir waren nur eine kleine Schar Konfirmanden, daher war auch an diesem Tag die Kirche nicht voll. Meine katholische Großmutter war auch da, und ich glaube, alle Freunde meiner Mutter. Ich beachtete sie nicht. Dieser Abschnitt ging mir unsagbar nah, aber vor allem, weil es ein Abschied von Collischonn als Lehrer war. Ich dachte kaum etwas anderes; ich sah nur ihn an. Und nie war sein Gesicht so wundervoll schön wie in dieser Stunde, wo es ganz durchschienen von einem leuchtend ernstem Geist war.

\* \* \*

Den Rest des Tages verweinte ich fast ganz. Es war derselbe Schmerz, den ich immer empfand, wenn etwas Herrliches zu Ende war, einerlei, in welchen ganz verschiedenen Formen ich es erlebt haben mochte. Meine Mutter empfing alle Besuche allein, ob sie es übelnahmen oder nicht, mich ließ sie in Ruhe. Nur als Collischonn kam, da war ich zur Stelle, da war alles gut.

So viele Menschen hatten mir etwas schenken wollen, daß ein langer



Tisch gedeckt werden mußte. Meine Mutter war ganz unschuldig daran, sie gab mir nur das goldene Kreuz, das ihr einmal die Großherzogin nach einer schweren Operation geschenkt hatte. Und ich sah nur eins voll Freude an: eine weiße Lilie, — denn die konnte ich am Nachmittag Collischohn bringen.

Wir fuhren beide mit unserer hohen Lilie hin. Als wir heimkamen, war der stille Abend da. Unter den Bäumen im Garten dämmerte es, und aus den Fenstern drang meines Bruders schönes Spiel, der Ausklang dieses seltsamen Tages: „So nimm nun meine Hände und führe mich.“

## 10. Kapitel

Meine Konfirmation bedeutete keinen äußeren Abschluß. Ich ging noch lange weiter in die Schule, ich war ja noch knapp 14 Jahre. Von Theaterbesuch war keine Rede, nur Konzerte gab es für mich hier und da. Nichts, was heute ein Kind zerstreut und von seinem Kinder- und Schulleben ablenkt, erlaubte meine Mutter mir. Zu einem Fest nur durfte ich immer mitgehen, das war die große Adventsfeier im Diakonissenhaus.

Am Nachmittag des ersten Adventssonntags waren alle Freunde der Oberin und des Hauses dort eingeladen. Im Refektorium standen fast unübersehbar lange Tische gedeckt, und vor jedem Platz ein Tannenzweigmännchen, ein Wachsstock dazu und ein Lebkuchen. So farbenfroh und gastlich, wie nur ein Festsaal aussehen kann, grüßten einen diese weißen Tische mit den blinkenden Kannen, den Kuchentellern und der langen Reihe grüner Zweigmännchen. Draußen war es um diese Zeit meistens naßkalt, wir hatten selten Schnee; es war schon dunkel, wenn wir um 4 Uhr kamen. Hier war es strahlend hell und warm. Alle Schwestern, die irgend konnten, waren heute da, auch die aus der Stadt; es war bald eine große Schar beisammen, und alle waren bereit, sich zu freuen und zu vergessen, was nicht festlich war.

Es blieb aber alles unfertig, bis die Oberin erschien. Sie fiel als Er-

scheinung nicht auf, war weder groß noch schön, aber sie war trotzdem so, daß, wenn sie hereinkam, jeder das Gefühl hatte: „Nun ist das Haupt da.“ Der Platz an der Spitze war eingenommen von jemand, der geschaffen war, an einer Spitze zu stehen.

Es gab eine ausgiebige Vesper. Dann hörte man die Stimme der Oberin: „Wir wollen nun lesen.“ Das war die Hauptsache. Jedes Jahr las sie dieselben zwei Geschichten, und sie las nicht einmal besonders gut, sondern fast eintönig. Wir wußten alle, was kam, und wie es vorgelesen werden würde, im voraus: es war dennoch der Höhepunkt. Seltsam viel verhaltenes Leben war in der Stimme, die durch die helle Stille des Raumes klang, und die Worte, die sie las, waren ganz umwoben vom Duft der Tannen. Sie las zuerst die Geschichte von der Weihnachtsrose, wie das Lied entstand: „Es ist ein Ros entsprungen.“ Darauf sangen die Schwestern, und sie konnten es gut unter Schwester Berthas wuchtiger Leitung. Nicht ein einziges Weihnachtslied, — Adventslieder sangen sie, durch die die Erwartung eines großen Glückes zieht. „Tochter Zion, freue dich!“ und das Lied, das wie eine Grußgebärde ist: „Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!“ — „Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit!“ — Das zweite, was die Oberin las, war die Betrachtung über die Lilie, die hoch und weiß aus der dunklen Erde in das Sonnenlicht emporwächst.

Ich saß nie bei meiner Mutter, denn die hatte ihren Platz am Ehrenstisch bei der Oberin, sie sah nur manchmal zu mir hin und grüßte mit den Augen.

Wenn nach dem Vorlesen der Chor noch einmal gesungen hatte, dann steckten wir unsere Wachsstöcke an und wanderten in einem langen Zug durch alle Gänge; die Türen zu den Krankensälen standen offen, und wir zogen singend vorbei durch alle Stockwerke.

\* \* \*

Wenige Jahre, nachdem meine Mutter den Typhus gehabt hatte, bekam ich ihn. Solange sie in Ungewißheit war um einen Menschen, den sie liebte, konnte sie sehr trübe sein und ihn durch Fragen quälen, die ihre leidenschaftliche Angst verrieten. Sobald aber das Schwere vor ihr stand, ward es anders. Ihr Wesen war dann wie gesteigert und gehoben, damit es den andern mittragen konnte; nur Ruhe und Heiterkeit gingen von ihr aus. Und daß sie in einem Feuer der Angst stand, fühlte man nie mehr anders, als in der größeren Innigkeit ihrer leisen Zärtlichkeiten.

Sie war keine wehleidige Pflegerin; wenn man sie fragte, ob man sehr krank sei, und ob eine Behandlung sehr unangenehm sein werde, machte sie einem nichts vor; aber sie haushete auch nichts auf, sie verbot nicht jede Bewegung und erinnerte nicht immerfort daran, daß man krank war, indem sie nur geflüstert hätte oder nur auf den Zehen gegangen wäre.

Unser Krankenzimmer war immer hübsch anzusehen. Es mußte alles darin klar sein, das war ihr Lieblingsausdruck. Grünwalds homöopathische Arzneien in den großen Wassergläsern ganz ohne Apothekengeruch paßten gut dazu. Und wenn eine Krankheit noch so lange dauerte, meine Mutter brachte es immer fertig, daß das Bett wieder frisch und behaglich wurde. Vielleicht waren ihre Hände zu nichts so geschickt, wie zu allem, was man einem Kranken tun kann. Es tat kein anderer auch nur das Geringste für mich, Tag und Nacht tat alles sie.

Während vieler Wochen wurde ich im Typhus nicht anders erhalten als durch Haferschleim; aber jeder Löffel kostete mich eine große Überwindung. Alle paar Stunden mußte sie mich damit quälen; mit dem Teller in der Hand setzte sie sich auf den Rand meines Bettes, und gerade so viel, daß mir's dadurch leichter wurde, redete sie mir zu. „Mein Schatz, nun noch zwei Schluck, dann laß ich dich in Ruhe.“ Und ihre Stimme war dabei wie eine Liebkosung.

Zu Weihnachten ging es mir besser, da durfte Pfarrer Collischonn eine Viertelstunde bei mir sein. Von einem Baum oder Geschenken

war keine Rede, aber es war der schönste Weihnachtsabend meiner Kindheit.

Bald kam die süße Zeit der Genesung, — Luzi durfte wieder herein und sprang auf mein Bett, kleine Geschenke freuten mich wieder, und die Stunden waren wieder bereit, sich mit Inhalt füllen zu lassen und nicht mehr nur, durchlitten zu werden. Und eines Tages nahm meine Mutter ihr Vorlesen wieder auf; mit geschlossenen Augen hörte ich ihr glücklich zu, wie sie mein Lieblingsmärchen anfang: „Weit draußen im Meer, wo das Wasser so blau ist wie die schönsten Kornblumen, — — wohnt das Meervolk.“

\* \* \*

Im Finkenhof noch erlebte meine Mutter mit mir auch meine erste Liebe. Geschwärmt hatte ich schon viel, für Männer und Frauen, liebe und merkwürdige; aber nun kam etwas, das war mehr. Meine Mutter sah es wohl, aber sie fragte nicht danach. Ich habe ihn zweimal nur eine Minute gesprochen, er war 30 Jahre älter und verheiratet; aber das, was er in mir wachrief, war so stark und selbstlos und so sehnsüchtig, daß es wohl der Liebe nah war. Er kam öfters zu meiner Mutter; sie zu sprechen, war ihm ein Trost in seiner sehr unglücklichen Ehe und in der Liebe zu einer anderen Frau. Damals schloß ich alles in mein Herz, was nur zu mir gehörte, — seine großen und kleinen Kinder, auch die Frau, nach der er sich sehnte; hier auf einmal gab es keine Eifersucht mehr für mich. Halb Dichtung und Traum, halb Wirklichkeit war diese Zeit. Dann begann ein harter Kampf, meine Mutter stürzte mich hinein mit einem einzigen Wort: „Vergiß nicht, daß er unantastbares Eigentum ist.“ Vielleicht hätte sie es besser nicht gesagt — aber ihr schien es wohl nötig zu sein. Das bedeutete das Ende meiner Träume. Es tat unbeschreiblich weh, und jahrelang zitterte der Schmerz in mir nach und wurde immer wieder fassungslos, wenn ich ihm einmal begegnete.



## II. Kapitel

Die Besitzerin unseres Hauses im Finkenhof wünschte das Grundstück zu verkaufen, und wir mußten ausziehen; das liebe Haus wurde nun abgerissen und ein großes häßliches an seiner Stelle gebaut, das fast den ganzen Garten wegnahm.

Zum erstenmal in ihrem Leben sollte meine Mutter auf eine Etagenwohnung angewiesen sein und in einem Haus mit fremden Menschen zusammenwohnen. Es war auch kein Garten bei unserer neuen Wohnung, darum konnten wir von unseren Tieren nur den Lux mitnehmen.

Der Umzug von Sachsenhausen in den Finkenhof war für mich ein Vergnügen gewesen, dieser zweite war mir ein ebenso großer Schmerz wie meiner Mutter. Mit dem Haus und dem Garten ließen wir etwas zurück, was unersetzlich war, wirklich die letzte Heimat, die ganz Heimat war; wir fanden keine solche mehr. Immer wieder ging ich wenigstens an den Zaun unseres Gartens und verschlang mit den Augen die Blutbuche und den Springbrunnen, solange sie noch zu sehen waren, ehe der Neubau begann. Und einmal schlich ich mich auf die Baustelle und fand ein Stück grüner Rachel, ein Trümmerstück des Ofens aus unserem Wohnzimmer. Das nahm ich mit und hob es jahrelang auf. Bald half es mir nichts mehr, am Zaun zu stehen, um vor dem verwilderten Garten und dem Schutt der Steine dennoch die Heimat zu fühlen, denn das fremde Haus stand bald fertig da; es waren nur noch die Eschen an der Straße übrig von dem, was früher war, und sie taten mir so leid. Die Heimat war weg, ganz verschwunden — für meine Mutter aber verschwand noch mehr mit dem Haus in dem grünen Garten, und das bewegte ihr Herz am tiefsten und war ein weher Abschied: ihres Kindes Kindheit war vorüber.

---

## Drittes Buch

# Am Mozartplatz

### 1. Kapitel

An die neue Wohnung konnte meine Mutter sich lange nicht gewöhnen. Mit anderen Menschen ein Haus zu teilen, gab ihr ein Gefühl, als sei sie nur Gast, oder nur unterwegs. So verwöhnt war man damals! Denn diese zwei Stockwerke, die wir am Mozartplatz innehatten, besaßen sogar einen eigenen Eingang und bildeten wirklich ein abgeschlossenes Ganzes. Und am stillen kleinen Platz führten die schönen Anlagen vorbei, so daß man sich eine bessere Lage nicht hätte wünschen können. Auf den sonnig-schattigen Wegen unter den großen Bäumen sehe ich heute noch meine Mutter mit leichten Schritten gehen, wenn ich je einmal nach Frankfurt komme, — so viele Jahre hat sie dort ihre stillen Spaziergänge gemacht.

Noch eine Änderung brachte dieser Umzug für unser Leben: meine Mutter nahm nur noch Pensionärinnen auf, die meine Altersgenossinnen, also noch Schulmädchen waren. Sie wollte mir auf diese Weise Kameraden geben, die mir das ersetzen sollten, was ich etwa in einem Internat hätte haben können; so brauchte sie ihr einziges Kind nicht von sich zu lassen.

Hätte sie es doch getan — vielleicht nicht dann, aber irgendwann einmal; das haben wir beide später oft gedacht. Denn es ist nicht das-

selbe, ob ein Kind eins unter vielen anderen in einem fremden Haus ist, oder ob es zu Haus ist und alle anderen fremd; so behält es ja doch eine Sonderstellung. Aber auch davon abgesehen — das Verhältnis zwischen ihr und mir, dies Verhältnis von so vertrauender Liebe, es hätte vor vielen Konflikten bewahrt und noch beglückender behütet werden können, wenn es auch eine Trennung gekannt hätte. Es schien widersinnig, daß ein Kind aus einem Heim weggegeben werden sollte, in dem es so reich war, — es wäre doch psychologisch sinnvoller gewesen.

Meine Mutter tat nach ihrer besten Einsicht. Und es kamen auch zunächst zwei so sonnige Jahre für uns, wie nie wieder welche kommen sollten.

Ihr selbst brachte diese neue Einrichtung große Freude: ein Stückchen ihrer alten Arbeit der wirklichen Erziehung. Nun bekam sie nicht mehr nur irgendwelche junge oder ältere Gäste ins Haus, die sie mehr oder weniger behüten und unterrichten mußte, sondern nun vertraute man ihr wieder junge Seelen in der chaotischen Zeit der Entwicklung an, nun wurde wieder die Künstlerkraft in ihr aufgerufen, um oft sprödem Material edle Umrissse zu geben. Sie war damals noch auf der Höhe ihrer Aufgabe, und so kam es, daß sie eine klein-winzige Erziehungsanstalt hatte, in der auch ihre eigene Tochter war.

Diese Arbeit mußte natürlich andere Formen haben als im Karlsruher Internat; ganz anders nah lebte sie mit uns zusammen, nicht Königin, von fern verehrt, sondern Mutter, die überall dazu gehörte; sie hatte deshalb manches Mittel weniger und manches mehr, um Einfluß zu gewinnen; sie selber lernte Neues dabei.

Die erste junge Hausgenossin, die kam, war Ilse. Sie war gerade 16 Jahre, und ganz so, wie 16 Jahre damals waren: gefühlsstark, selbstsicher, ahnungsvoll an der Schwelle des Lebens, in dem die großen Erlebnisse des Herzens warten müssen, — sie war weich, bildsam und durstig nach Hingabe. Aber sie war auch verwöhnt und anspruchsvoll, und ganz und gar respektlos vor jeglicher Pflicht. „Frau Pfarrer

wird schon tun, was ich will, — jeder tut es, wenn ich recht lieb zu ihm bin“, sagte sie, als sie das erstmal auf Widerstand bei meiner Mutter gestoßen war. Damit, daß sie damals ihre erste Niederlage erlebte, begann der Kampf zwischen ihr und meiner Mutter und zugleich die Liebe zwischen ihnen.

Meine Mutter sah mit Freuden, wie Ilse mich da erzog, wo kein Erwachsener mich erreichen konnte. Ich war auf einmal nicht mehr die Beste in der Klasse; jemand war da, der mich teils zu einem stärkeren Arbeiten reizte, weil ich es ihm gleichtun wollte, und teils mich doch lehrte, die Überlegenheit eines anderen jungen Menschen anzuerkennen, wo ich sie nicht einholen konnte. Gleich und gleich, jung und jung, erzieht eben doch so, wie es niemand ersetzen kann.

Wir schwankten lange zwischen Freundschaft und Ablehnung. Als Ilse am ersten Tag in der Schule ihre Gummischuhe auszog, sagte sie freundlich zu mir: „Steck' sie mir in den Sack!“ Ich antwortete: „Wie käme ich denn dazu?“ Und sie sagte ganz betrübt: „Aber dann haßt du mich ja nicht lieb.“

Sie lieb zu haben, konnte man freilich nicht gut umgehen; zu viel süßer Reiz war in diesem weichen, ausschließlich weiblichen Wesen, schon in ihren klaren Augen, dem krausen Haar und dem großen ausdrucksvollen Mund, vor allem aber in ihrer Natürlichkeit, die ohnegleichen war. Aber Ilse hatte vieles, was ich nicht hatte; manchmal fühlte ich, daß sie, die reichere Natur, meiner Mutter in mancher Hinsicht verwandter war als ich; sie hatte meine Hemmungen nicht. Dann wurde ich eifersüchtig.

Ich hätte auch wohl gern gehabt, meine Mutter hätte mich bewundert, wie Ilses Mutter es mit ihren Kindern tat. Ich wußte so genau, wieviel ihr an mir nicht gefiel, und die Frau Dr. L. sah ihre Kinder fleckenlos und golden. Es war meiner Mutter ein unvergeßliches Vergnügen, als sie einmal nachts an mein Bett trat, ich halb aufwachte, sie schief ansah und zu ihr sagte: „Eine Frau Dr. L. wirfst du nie!“



Alle Kämpfe meiner Mutter mit Ilse dauerten so lange, bis sie sie von ihrer fröhlichen und robusten Selbstsicherheit befreit hatte. Als sie endlich — fast hätten wir Ilse wieder gehen lassen — den Weg frei hatte für eine Entwicklung und eine Selbsterziehung dieser Seele voll schöner Möglichkeiten, ward das Verhältnis zwischen ihnen beiden so innig, daß es auch das Leben meiner Mutter schön bereicherte.

Bald nach Ilse kam Emmy. Den ganzen ersten Nachmittag und Abend sprach sie kein Wort. Fräulein Oliva sagte deshalb: „Dies Mädchen gefällt mir; der ist es ganz einerlei, welchen Eindruck sie macht.“ Emmy verlor ihre ruhige Haltung nie; sie war sehr verschlossen und ließ von der Unausgeglichenheit und dem Aneinanderprall ihrer Kräfte nur selten etwas merken. Ihr Feuerchen brannte heiß und verborgen; was aus ihr werden würde, war gar nicht zu berechnen; Entgleisung oder gerader Weg? Zurechtgefunden hätte sie sich aber schließlich doch. „Deine Mutter hat angefangen, mich zum Menschen zu machen“, sagte sie später zu mir.

Wir drei paßten gut zusammen, weil wir teils gleich, teils verschieden waren, und wir schlossen uns in Schule, Spiel und Leben zu einem Trio zusammen, das von nun an alles teilte. Wer sonst noch bei uns war, ist mir entfallen; die eineinhalb letzten Schuljahre stehen in meiner Erinnerung ganz unter dem Zeichen: Emmy, Ilse und ich — und Mutter.

Denn sie erlebte alles mit. Als Ilse und Emmy einem verehrten Sänger einen wunderschönen Kranz schicken wollten, war sie es, die ihn mit uns dreien besorgte und dem Saaldiener vor dem Konzert abgab. Die fremden Kinder sollten so wenig Lust zu Heimlichkeiten haben, wie ich selber. Und sie hatte ihre Freude dran, als Karl Mayer zum Dank einen Augenblick nach der Galerie hinauffah und als Zugabe sang, für uns sang: „Du hast nicht immer deine 16 Jahr.“

Sie ging auch mit uns ins Theater. Einer der stärksten Einflüsse, unter denen wir standen, und vielleicht das größte Bildungsmoment in unserem geistigen Leben, wurde das Theater. Der Polizeipräsident, mit

dem meine Mutter bekannt war, schickte ihr oft die Karten zu seiner Loge in der Oper oder im Schauspielhaus, zu allem, was für junges Volk geeignet war. Meine Mutter war in ihrem ganzen Leben zusammen nicht so viel im Theater gewesen, wie sie nun in zwei Wintern war. Hauptsächlich ging sie, um uns zu sehen: wie wir alles aufnahmen, das war ihr fesselnd und wichtig. Ich war 16 Jahre, als diese Welt sich für mich aufthat und ich das erstemal ins Theater ging, wo ich den „Wallenstein“ sehen sollte, den „Wallenstein“, der mir unter allem, was ich an Poesie kannte, das Teuerste war. Wenige Dinge der Wirklichkeit, kaum eins überhaupt, haben mich je so fassungslos erschüttert sein lassen, wie dieser erste Theaterabend. Sie stand hilflos dabei, wie ich alle folgenden Tage durchweinte, aus Sehnsucht. Das war die alte und immer neue Sehnsucht nach dem, was vorüber war, — ob es Mensch oder Meer oder Dichtung war, diese Sehnsucht, von allen die tiefste, nicht an einen erreichbaren Ort, nicht zu einem erreichbaren Menschen — sondern zurück, in das unerreichbar Vergangene. —

Ilse vor der Bühne zu sehen, war ein aparter Genuß. Sie war so ganz ihrer selbst unbewußt, daß sie sich manchmal vergaß und in das Spiel eingriff. „Geben Sie doch acht!“ rief sie einmal laut, „da steht doch jemand an der Tür und lauscht!“ Oder sie versuchte, den Räuber Fra Diavolo zu retten, indem sie flehend rief: „Nicht schießen! Nicht schießen!“

Wir waren in unserer Loge ganz zu Hause, kaum, daß wir unsere Schulkleider auszogen, um hinzugehen. Große Pakete Butterbrot nahmen wir mit, denn wir waren immer hungrige Leute. Und das Publikum kümmerte uns wenig; wir lebten ganz mit denen auf der Bühne, kannten eines jeden Eigenart, hatten Freud und Leid durch sie und eine unermessliche Erweiterung und Erhöhung unseres Lebens.

Natürlich spielten wir auch selbst. Jeden Sonntagnachmittag improvisierten wir; es gab nichts, wovor wir als Regisseure zurückgeschreckt wären: Schneeberge und Galgen, Geister und leidenschaftliche Men-

schen — alles stellten wir kühn auf die Bühne unseres Wohnzimmers. Meine Mutter und oft Fräulein Oliva, und wer gerade sonst noch im Hause war, bildeten eine dankbare Zuhörerschaft. Einmal wagten wir uns an Ibsen, den noch keine von uns kannte. Wir hatten aber einiges erzählen hören, und so beschloßen wir, einen Ibsen-Nachmittag nach unserer Auffassung zu geben. Wir spielten „Nora“, „Hedda Gabler“, „Wenn wir Toten erwachen“. Was für ein Vergnügen das für unser Publikum gewesen sein muß, konnten wir dann ermessen, als wir selber Ibsen kannten.

Unsere Schauspielfkunst stand so über allem Zweifel, daß wir bei der großen Schlußaufführung in der Schule alles allein machten, kein Mensch redete uns drein; die Schule lieferte uns Kulissen und erwartete voll Zuversicht, daß wir diesen Aufwand rechtfertigen würden, — was auch geschah. Etwas selbstherrlich waren wir in der Schule überhaupt.

\* \* \*

Meine Mutter ging auch ohne uns damals öfter ins Theater. Es war Fräulein Oliva, die sie zu der modernen Dichtung hinführte. Mit ihr sah sie Ibsen und Hauptmann; sie verstand sie sofort; sie verstand auch Zola, der das Stärkste und Krasseste war, was ihr bis dahin begegnete. Soviel umstritten und mißverstanden diese Dichter unter Menschen ihrer Generation und ihres Lebenskreises waren, sicher fühlte sie dennoch aus ihnen den grandiosen Ernst und ihre Notwendigkeit heraus. Selten habe ich sie so ergriffen gesehen, wie nachdem sie im „Fuhrmann Henschel“ gewesen war. In der erbarmungslosen Schilderung und Kritik der Zeit traf sie das Tiefmenschliche, das, was sich an die Billigkeit des Herzens wendet. So kam sie ein großes Stück den Dingen näher, die uns, die junge Generation, einmal als Lebensfragen beschäftigen mußten. Als ich später „Germinal“ las, wurde es gewiß für meine Entwicklung mit richtunggebend, — und zum Glück konnte meine Mutter das verstehen. Sie zog noch nicht die letzten Konsequenzen aus

der Wirklichkeit, die diese Kunst zeigte, aber sie war doch mit dabei gewesen am Anfang des Weges, auf dem ich weitergehen mußte.

Damals war eine Kusine meiner Mutter nach Frankfurt gezogen, die ihr nach einer anderen Seite hin neue Eindrücke vermitteln konnte; sie war eine Freundin der Bilder von Thoma und Steinhausen, der Malerei überhaupt; durch sie lernte meine Mutter viel kennen. Nur störte es sie immer, wenn die Begeisterung des anderen viele Worte machte; sie stand ein wenig verloren da, wenn man nun von ihr erwartete, daß sie auch etwas sagte. Wo es schön war, da wurden wir beide gern still, und wenn das jemand nicht sein konnte, empfanden wir es wie einen Mißton. Wir zwei verständigten uns anders; wenn ich meiner Mutter Hand plötzlich fest packte, dann wußte sie schon, was mir war, und ihre Augen gaben Antwort genug.

Sie ging auch mit mir in ein Bereich, das meine seelische Heimat wurde, in die Welt von Richard Wagner. Für mich war und blieb hier der endgültige Ausdruck für das, was ich am tiefsten fühlte und ersehnte, die mir gemäße, darum geliebte Gestaltung der schönsten Erlebnisse des Daseins. So empfand sie nicht; aber sie empfand genug, um mir das Gefühl zu geben, daß sie auch hier von Herzen bei mir war.

## 2. Kapitel

In jener Zeit kam Ilse's jüngere Schwester Sonni zum erstenmal zu uns. Ein kleines Mädchen in einem blauen Matrosenanzug, mit losen, lockigen Haaren, die an der Seite eine bunte Schleife fest ein wenig zusammenhielt, stand auf der Schwelle: strahlend, so, als habe es, mit dem Sommerwind hereingeflogen, nur einen Augenblick die Flügel zugemacht, während es doch im Begriff war, in dem großen Lebensdrang seines Herzens auf- und davonzufliegen in die Weite.

„Die Sonne ist meine Patin“, pflegte sie zu sagen, wenn man sie auf ihren seltsamen Namen anredete; wir glaubten es ihr gern.

Wenn man ihren herben, wunderschön gezeichneten Mund und ihre



kluge Stirn sah, konnte man sich wohl denken, daß sie der Mensch werden würde, ihr Schicksal an sich zu reißen, und das sonnige Strahlen ihrer Augen, ihres ganzen beschwingten Wesens, machte einen sicher, daß es ein großes und glückliches sein müsse.

Damals faßte sie Fuß bei uns, um uns bald ganz zuzugehören wie ein eigenes Kind und ein teures Schwesterchen.

Wir begleiteten sie nun auf dem Weg, der sich so verheißungsvoll vor ihr aufthat — an dem dann bald der bitterste Verzicht stand, und der von einer Enttäuschung zur anderen führte. Vielleicht war sie allzu drängend — von den Früchten, die an ihrer Straße wuchsen, wurden wenige ihr zum Heil.

Als Ilse uns nach eineinhalb Jahren verließ, kam Sonni zu uns. So schwierig sie zu Hause mit ihrem Herrscherwillen und der Mischung ihres Wesens aus Süße und Härte sein konnte, so leicht ließ sie sich von meiner Mutter lenken. Sie liebte sie so grenzenlos, daß sie an ihrer Hand ging, einerlei, wohin sie sie führte. Meiner Mutter erwuchs aus der Verantwortung für sie eine der schwersten Aufgaben. Denn Sonni stand damals, so blutjung sie war, in ihrem entscheidenden Erlebnis, das ihre weiteren Schicksale alle nur noch Auswirkungen sein ließ und sie alle aus der glücklichen Bahn in die Bahn der Enttäuschungen lenkte. Und „Frau Pfarrer“ mußte sie aus diesem Labyrinth hinausführen, so unerbittlich, daß sie selbst oft schauderte, und doch so, daß Sonni sich in ihrer Liebe geborgen wußte. Meine Mutter selbst war manchmal in diesen Monaten am Rand ihrer Kräfte; Sonni aber hat es ihr vergolten.

### 3. Kapitel

Leider fehlte in unserem Leben meistens der männliche Umgang. Den hatten wir Weihnachten im Haus. Durch sieben Jahre war jedes Jahr zu der Zeit Minna Seesemanns jüngster Sohn unser Gast; lange war der Gedanke an Weihnachten für uns untrennbar verbunden mit dem

Aufrauschen vieler Lieder; ganz umflungen war er von Musik, die Otto Seesemann uns brachte. Ohne Ermüden sang er mit seiner schönen Stimme viele Stunden am Tag, und sein Programm war in der ganzen Ferienzeit kaum zu erschöpfen. Jedes Jahr brachte er die alten Lieblinge und Neues dazu. Durch ihn begegnete meine Mutter zuerst einer Musik, die sie in Karlsruhe noch kaum gekannt hatte, — die so herben Wesens und so reich an eigenwilligen Überraschungen ist, daß es oft lange dauert, bis man sie verstehen lernt: den Liedern von Brahms. Ihr aber ging dabei gleich das Herz auf wie bei dem Gruß eines Freundes.

Aber ein Lied, das Otto sang, klang ihr anders, als alle sonst, und war, wie wenn der Wind sie berührte, der über die reifenden Kornfelder ihrer Heimat wehte, und die mächtige Sonne, die über dem Sommer ihrer Kindheit gestrahlt hatte; war wie das Flügelrauschen der Kraniche im Frühling, wenn die tauende Erde duftet. Alles dies umwitterte sie erschütternd, wenn er zu singen anfang:

„Ich hab' es getragen sieben Jahr',  
und ich kann es nicht tragen mehr, —  
wo immer die Welt am schönsten war,  
da war sie öd und leer.“

Meiner Mutter Lieblingslied blieb doch die Douglas-Ballade, weil sie voll Sehnsucht nach der Heimat klang.

\* \* \*

Als ihre Neffen Liesenhausen zu ihrer Ausbildung in Deutschland waren, kamen sie natürlich auch in das Haus meiner Mutter. Felix, der auf der Forstakademie studierte, kam mehrmals zu den Festen. Meine Mutter selbst meinte, Knaben hätte sie nicht zu erziehen verstanden, aber es schien, als irre sie sich, denn die jungen Männer, die ihr begegneten, gewann sie immer. Zutraulichkeit und Verehrung zugleich weckte sie, ohne daß sie gewußt hätte, wodurch.

Sie sah es gern, daß Felix und ich uns gleich aneinander anschlossen. Ein junger Better ist etwas sehr Hübsches für ein heranwachsendes Mädchen. Mein Bruder hatte in Frankfurt selbst kaum einen Freund, durch ihn kamen keine jungen Leute ins Haus, die wir näher kennen lernten. Um so schöner war der Verkehr mit diesem ritterlichen baltischen Better, der anziehend war, wie die leicht dahinlebenden Menschen meistens sind.

Unsere Freundschaft wurde wohl ein wenig mehr; 16 und 25 Jahre gleiten schnell über das Geschwisterliche hinüber in ein poetischeres Land, wo es buntere Blüten gibt. Meine Mutter sah das freundlich kommen und gehen.

\* \* \*

Mein letztes Schuljahr begann, da beriet sie mit mir meine Zukunft und meinen Beruf. Wir meinten, daß das Gegebene für mich ein Musikstudium sei; Talent hatte ich, und damals war ich durch Paderewskis Spiel so bezaubert, daß ich mir nichts so sehr wünschte, wie ihm ein klein wenig nahezu kommen. Ich hatte schon jahrelang Klavierstunden gehabt; wenn daraus aber ein Studium werden sollte, mußte ich es gleich nach der Schule anfangen. Wir hatten ja Eile, daß ich selbständig werden sollte.

Meine Mutter sah beruhigt, daß diese Arbeit mich lockte. Sie merkte nicht, daß das zum Teil so war, weil dies Studium Raum für Träume ließ. Ich sah mich nie als Musiklehrerin, und sah überhaupt nichts Klar Bestimmtes vor mir; es gab nur zwei denkbare Möglichkeiten: eine Künstlerin sein — oder, noch viel lieber, eine glückliche Frau.

Meine Mutter wünschte wohl auch die Ehe für mich, aber nicht so stark, wie es die meisten Mütter tun. Sie fand sie nicht so wesentlich. Daß ich ein rechter Mensch würde, ein Christ, das war der große Wunsch ihres heißen Herzens. Mein Heil — im Himmel und auf Erden gab es nichts, was glutvoller ihr Anliegen gewesen wäre. Zu seinem Wert und seiner Würde kommen im Dienst des Größten, dem

Ziel der Ziele zugewandt, sollte mein Leben; wie der Weg sein werde, war ihr wohl wichtig, und sie wünschte ihn mit all ihrer Liebe sonnig und schön, aber er beschäftigte sie nicht so sehr.

#### 4. Kapitel

Nächst mir war meiner Mutter in jener Zeit Fräulein Oliva der teuerste Mensch; darum schmerzte es sie tief, als sie sie langsam sich entgleiten sah.

Fräulein Oliva war Spiritistin geworden; dies war die letzte Wandlung der vielen, die sie durchgemacht hatte. Halb beglückte es sie, halb empfand sie es als einen schweren Druck; denn der Führer, den sie in der Geisterwelt zu haben glaubte, und dem sie gehorchte, gab ihr Aufträge, die oft schwer waren und eine große Verantwortung auf sie legten. Halbe Nächte lang saß sie in ihrem Zimmer oben bei uns und las laut aus der Bibel vor für die unerlösten Seelen, die ihre Hilfe begehrten. Sie schrieb Briefe unter dem Diktat des Führers, wunderliche Briefe, kindlich in Stil und Orthographie und mit törichtem Inhalt. Schließlich kamen Briefe, die „Jesus Christus“ unterzeichnet waren. Das wurde meiner Mutter unerträglich. Sie hatte diesem ganzen Wesen von Anfang an in Opposition gegenübergestanden. Deuten konnte sie es in keiner Weise; weder die Erklärungen der modernen Tiefenpsychologie kannte sie, noch das, was die Anthroposophie über den geheimnisvoll unerklärten Rest zu sagen weiß — sie hatte nur ihr Gefühl, dem sie folgen mußte, und das empfand dies Treiben als unförmlich. Ihr tiefgewurzelter Respekt vor allen Grenzen ließ sie erst recht eine so täppische Überschreitung derselben abweisen. Aber das brachte ihr den Verlust dieses liebsten Menschen. Fräulein Oliva war viel zu fanatisch in ihre Sache vertieft, als daß sie einen Widerspruch hätte ertragen können. Wer hier nicht mit ihr ging, sondern das Unrecht nannte, was sie als göttliche Berufung empfand, verlor für sie seinen Wert. Es mag sein, daß sowieso meine Mutter allmählich den



Reiz für sie verlieren mußte, denn sie konnte nicht anders als wechseln. Aber es ist auch sicher, daß sie ihn neu gehabt hätte, sobald sie sich für den Spiritismus hätte gewinnen lassen.

Meine Mutter kämpfte leidenschaftlich um diese Freundin, aber sie konnte sie nicht halten, sie verlor sie ganz und gar, und die Leere, die sie ließ, schloß sich kaum noch. Es war auch viel Bitternis in diesem Schmerz: meine Mutter sah ihre große Liebe, die einst so sehnüchsig gebraucht worden war, weggeschoben und abgetan wie ein wertloses Ding. Darunter litt ihr Stolz so sehr wie ihr Herz. Wir alle entbehrten in dieser Zeit manches an ihr, so sehr nahm die Enttäuschung, die sie nicht begreifen konnte, sie hin.

Nach Jahren hörten wir von Fräulein Olivas Tod. Sie war ihrer neuen Beseitigt treu geblieben; aber sie starb doch gerade, wie sie es von jeher vorausgeahnt hatte: eine achtzigjährige müde kleine Frau, war sie bei Eisgang in die Donau gegangen. Was ihr Christentum ihr verboten hatte, hatte ihre unruhige Seele sich auf seltsamen Umwegen dennoch gesichert: nach ihren letzten Aufzeichnungen war der Tod für sie ein freiwilliges Opfer, das sie Gott zu bringen glaubte.

\* \* \*

Noch einmal wurde meine Mutter sehr krank, und noch einmal half ihr der Süden wunderbar. Ein halbes Jahr lang brachte sie ihre Tage im Rollstuhl zu und war kaum imstande, auch nur den Arm zu bewegen. O das Grauen, als langsam diese Unbeweglichkeit wuchs! Erst war es nur eine Steifheit und Müdigkeit der Glieder, — aber von Tag zu Tag wurde jede Bewegung mühevoller — von Woche zu Woche verlor sie mehr die Möglichkeit zu gehen, bis sie schließlich nur mit zwei Stöcken vom Bett zum Rollstuhl kam. Dann wurden ihr auch die Arme so schwer, daß sie sie mit der Hand heben mußte, wenn sie etwas vom Tisch nehmen wollte. Das monatelange Fieber machte sie immer matter, und auf ihrer Seele lag es wie ein zermalmender Druck. Ein Monat nach dem andern verging, ohne daß irgend etwas sich besserte.

Der Doktor versicherte ihr, daß alles nur eine Erschöpfung aller Nerven sei, und daß sie nicht dauernd gelähmt bleiben werde; aber er überzeugte sie nicht. In den Tagen, die nicht enden wollten, in denen sie nichts tun konnte, als müde, unter dem schwarzen Schleier der Schwermut nachsinnen, sah alles — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — lichtlos, hoffnungslos und furchtbar aus. Manchmal war ihr Gesicht wie erstarrt in Traurigkeit. Es war auch niemand da, ihr zu helfen; ich gewiß nicht. Was ihre Last noch schwerer machte, war gerade, daß ich mich in diese traurige Zeit nicht finden konnte. Meine Mutter fühlte, wie schrecklich mir Krankheit, Sorge, die schwere Stimmung eines so langen Krankseins war, wie ich mich dagegen auflehnte. Sie hatte mich zu sehr daran gewöhnt, daß von ihr Heiterkeit und Hilfe kam und die warme Gemütlichkeit der Tage; nun erwartete ich wieder Hilfe von ihr, ihrem eigenen Leiden gegenüber.

So war sie ganz einsam, — wirklich allein in dem finstern Tal. Sie mußte sich selber helfen, es half ihr keiner sonst. In solchen Zeiten stieg sie zu den allertiefsten Brunnen hinab — wie sie es machte, sagte sie nie, denn das Bereich, wo Gott und die Seele sich berühren, entweihte sie nie mit einem Wort; aber es gelang ihr manchmal, fast fröhlich zu scheinen. Es war in ihrem Leben auch sonst oft so: wenn der Abend sie am Ende ihrer Kraft gesehen hatte, vielleicht mitten in einer Erregung ihres leidenschaftlichen Temperaments, — am Morgen war es wie ein neuer Anfang: klar und still, und man sah unwillkürlich nach den Bergen aus, von denen sie herkam, wo die Adler flogen.

\* \* \*

Als nichts meiner Mutter Zustand zu ändern vermochte, versuchte Dr. Grünewald ein verzweifelteres Mittel: so unbeweglich wie sie war, ließ er sie nach Italien reisen. Sie wurde in unser Abteil getragen und lag die ganze Zeit der Reise, und wir wußten genau: nun fahren wir in die Genesung oder in die schauerlichste Hoffnungslosigkeit hinein. Die treue Lena war mit uns. Die fremden Kinder waren längst alle

fortgeschickt worden; unser Haus war geschlossen; würde es sich je wieder aufthun?

Ich war damals nicht mehr Schulkind, sondern hatte das Musikstudium schon angefangen. Natürlich unterbrach ich es nun, wer wußte, wie lange ich meine Mutter noch haben würde?

Wir stiegen in Frankfurt in den Zug und in Spedaletti, etwa fünf Stunden hinter Genua, aus; dort stand ein Rollstuhl bereit, der meine Mutter ins Hotel hinaufbrachte.

Es war ein großes, stilles Haus in einem südlichen Garten. Weit offen standen die Fenstertüren unserer hellen Zimmer, und blau und leuchtend füllten das Meer und der sonnige Himmel ihre Rahmen. Die Seeluft flutete warm herein, duftend von Tuberosen und Früchten, und längs der weiten Küste hörte man die Brandung leise rauschen. Sonne, Meer, warme Luft und das Atmen des Wassers am Strand — das war der Inhalt der Tage, in denen meine Mutter gesund wurde. Und oft wehte süß ein Klang hinein: der Ton einer Geige oder einer singenden Stimme im Garten.

Mit zwei Stöcken konnte meine Mutter sich mühsam von der Thür bis an ihr Bett schleppen, als sie kam; als wir fortgingen, brauchte sie kaum mehr einen, um sich hier und da darauf zu stützen, wenn sie den hohen Strandweg über dem Meer entlang ging, — befreit und mit dem alten Licht in ihren Augen.

Auf dem Rückweg machten wir Station in Karlsruhe, meine Mutter wollte Mim Bunsen wiedersehen, und es verlangte sie auch, mir den Ort zu zeigen, an dem sie ihre geliebte Arbeit solange getan hatte. Es war meistens Fühlung da zwischen meiner Mutter Freunden und mir; soviel von anderer Art in mir war, soviel war doch auch von ihr in mir lebendig. Und da ich ganz unter ihrem Einfluß stand, fanden sie alle etwas von ihr in mir.

Auf Reisen hatte meine Mutter einen besonderen Reiz. Wie sie die gewohnte Umgebung verließ, ging sie gleichsam auch aus manchem heraus, was das Leben ihr anerkzogen hatte an Vernünftigkeit und Be-

dachtheit, und bewegte sich um so anmutiger. Die Edelfrau war sie immer, wenn sie auch jahraus, jahrein in einem von ihrer Schwester geerbten grauen Kostüm einherging; aber unterwegs war manchmal etwas um sie, was man im edlen Sinn nur: einen Hauch von großer Welt nennen könnte. Wenn sie im Hotel an der Riviera beim Abendkonzert saß, die Musik Länze spielte und die alten eleganten Herren im Publikum sich im Takt wiegten, dann ahnte ich etwas, was ich nicht kannte, wonach ich mich aber sehnte, — und siehe, wenn ich meine Mutter anblickte, — so gehörte sie mit dazu. — —

Kamen unterwegs meine Melancholien über mich, dann konnte es geschehen, daß sie mich zu einer Mahlzeit mit einer Flasche Champagner überraschte: „Daß du einmal wieder ein bißchen vergnügt bist!“ Zu Hause tat sie das nicht; da stand nur manchmal, rührend in seiner Bescheidenheit, ein Teller mit meinem Lieblingskuchen da.

Große Verwunderung erregte sie aber einmal sogar bei mir, die ich sie doch gut kannte, als wir auf der Durchreise in einem Frankfurter Hotel abgestiegen waren. Der Kellner wies uns ein Zimmer an, das recht ärmlich und häßlich ausah; wahrscheinlich urteilte er nach unseren Toiletten, und wir zogen auf der Reise das Älteste an, was wir hatten. Meine Mutter sah sich um, wendete sich dem Kellner zu und sagte kurz: „Zeigen Sie mir ein anderes Zimmer, — der Preis ist einerlei.“

„Ei, Mutter,“ sagte ich selig, als wir allein waren, „du bist ja recht leichtsinnig!“ „Nicht wahr,“ antwortete sie befriedigt, „da hast du recht.“

Sie muß auch, wenn sie so vom Gewohnten losgelöst war, bis in ihr Alter jung gewirkt haben, wenigstens habe ich selbst noch den letzten Heiratsantrag miterlebt, den sie bekam. Das geschah in einer Sommerferienzeit auf Rügen; wir hatten alle beide unsere Kavaliere, sie einen alten, ich einen jungen. Eines Morgens traf ich sie im Wald, sie saß allein auf dem weichen Moosboden und sah mir mit erstaunlich großen,



verwunderten Augen entgegen. „Was ich heute erlebt habe, errätst du nie in deinem ganzen Leben — so etwas Verrücktes!“ sagte sie. „Du hast einen Heiratsantrag bekommen“, versetzte ich ohne Erstaunen oder Besinnen. Aber das war ihr unsäglich. „Wie in aller Welt kannst du etwas so Absurdes denn gleich erraten“, rief sie ganz betroffen aus. Und wir merkten wieder einmal, daß die Naivere von uns beiden — sie war!

## 5. Kapitel

Meine Mutter blieb auch in den nächsten Jahren dabei, ganz junge Mädchen aufzunehmen; nun war ich meistens die älteste unter diesen Hausgenossen, sorgte mit für sie und nahm an ihren Schicksalen teil. Die sonnige Zeit mit Ilse und Emmy lag schon weit; das Musikstudium wurde immer mehr ein strenger Herr, es beschlagnahmte die besten Jahre meiner ersten Jugend und quälte mich oft. Ich leistete wohl allerlei, aber immer nur zu drei Vierteln. Da nahm meine Mutter einen Wechsel vor. Wir wollten lieber meine Stimme ausbilden, als mein Spiel. Es war ein lieber Gedanke für sie, daß ihre Tochter das haben sollte, was sie sich so sehr gewünscht und nie erreicht hatte: die Herrschaft über eine schöne Stimme. Die meine war ihrer nicht unähnlich, nur tiefer; es war kein Zweifel, daß etwas daraus werden würde. Man gab mir die beste Lehrerin, die man kannte, und es war niemand schuld, daß die Jahre, die ich bei ihr arbeitete, ein Mißerfolg wurden. Sie war wirklich das gewesen, was meine Mutter in ihr sah, aber ich kam zu einer Zeit zu ihr, wo sie so nervenleidend war, daß sie keinen systematischen Unterricht mehr geben konnte; nur wußte es niemand. Die Stunden, die als eine helle Freude begonnen hatten, wurden zu einer kaum erträglichen Qual. In ihrer verzehrenden Ungeduld konnte sie ihren Schülerinnen nichts mehr zeigen, und in dem krankhaften Bemühen, es recht zu machen, mißhandelten wir unsere Stimmen und prägten uns die schlimmsten Fehler ein. Das aber begriffen weder sie noch wir. Sie hatte nur eine Antwort

für uns: „Sie müssen mehr Energie haben.“ Damit appellierte man nie vergebens an mich; ich quälte mich also weiter und machte es immer schlechter.

Trotzdem hing ich an ihr, denn ihre eigene Kunst war so edel, daß sie mir Unvergeßliches mitgab, wenn sie selber sang. Nicht umsonst war sie eine Schülerin von Stockhausen, die ihm geistesverwandt war.

Meiner Mutter tat ich sehr leid, aber sie kannte keine Weichlichkeit, und ich mußte aushalten. Alles mußte hinter der Ausbildung zurückstehen; wir konnten nicht zur Hochzeit einer Kusine nach Riga reisen, eine so lange Unterbrechung wollte meine Lehrerin nicht dulden, und meine Mutter nahm jede Arbeit, die man angefangen hatte, sehr ernst; um ein Ziel zu erreichen, mußte man eben Opfer bringen. Sie hatte zu hoch von dieser Künstlerin gedacht, um an ihr irre zu werden, solange sie noch anders konnte. Auch erlaubte sie sich kein Urteil, weil sie ja von der Sache nichts verstand, und ich wußte selber nicht zu sagen, ob ich schuld sei oder die Meisterin. Nur eins wußte ich: daß ich die Musik haßte. Weil mir nichts gegeben wurde als Stimmbildung, — die allgemeine musikalische Schulung vernachlässigte meine Lehrerin ganz, — kam mir auch das ganze Studium eng und geistlos vor; daß ich etwas erreichen würde, glaubte ich nicht mehr; es war mir auch einerlei geworden. Aber eine große Sehnsucht nach geistiger Arbeit war in mir entstanden; nun ich vier Jahre aus der Schule gewesen war, war die Distanz groß genug, daß ich merken konnte, wie winzig und lückenhaft mein Wissen war. Und welche Überfülle an Wissenswertem gab es! Würde die Qual dieser Stunden mit dem ewigen: „Energie, Energie!“ nie aufhören und eine Arbeit kommen, die ich freudig tat?

Da kam mir eine Krankheit zu Hilfe! Meiner Mutter ging es durch und durch, als Dr. Grünwald einen schweren Lungenspitzenkatarrh bei mir fand; mir war die Krankheit nur ein rettender Freund.

Meine Mutter machte sich die schweren Dinge nie leicht, sie erlebte sie immer im Angesicht der allerschlimmsten Möglichkeiten. Was eine Erkrankung wie meine für einen jungen Menschen bedeuten kann,

wußte sie gut genug; im Angesicht der schlimmsten Möglichkeit lebte sie auch jetzt. Ihren teuersten Besiz sah sie in Gefahr; aber die Angst lähmte sie nicht, sondern nun nahm sie den Kampf auf. Sie griff zu — sie war ja die Mutter, — da, um zu helfen, zu schützen, zu heilen.

Aber das wurde ein langer Kampf: alle meine Kraft war zu Ende. Als ich reisen durfte, brachte sie mich an die Nordsee. Keine Arbeit drohte jetzt, nichts drängte — auf eine unabsehbar lange Zeit ging ich fort, um gesund zu werden!

Wir gingen nach Domburg an die holländische Küste, denn dort ist die Luft milder, als an der deutschen See, und der Strand hat sogar Wald. Nun kamen wir beide also wirklich an die Nordsee, nach der mein Verlangen seit vielen Jahren stand. Aber die erste Begegnung mit ihr wurde eine Enttäuschung. Es war einer der großen Schmerzen meiner Jugend, daß sie nicht anders war. In meinen Träumen stürmten die Wogen viel gewaltiger daher. Ich saß manchmal am Ufer, und mein ganzes Wesen straffte sich, wie um ihnen zu helfen: „Höher, höher!“ Erst allmählich lernte ich die Insel lieben.

Es kam auch eine grenzenlose Müdigkeit über mich. Wenn ich hätte tun dürfen, was ich wollte, wäre ich den ganzen Tag nicht aufgestanden.

Aber leise und fest schoben die Hände meiner Mutter meine Tage zu recht. So gehen lassen durfte man sich nicht. Sie veranlaßte mich hinauszugehen, ob ich Lust hatte oder nicht, sie gab den leer dahinfließenden trüben Stunden Inhalt, indem sie mit mir zu lesen anfang. Die Tage bekamen Gestalt unter ihrer Leitung, und sie hütete die Grenze zwischen Ausruhen und schlechter Laune.

Wie gut hatte sie gelernt, ihre Angst zu verbergen! Wie groß sie gewesen war, ahnte ich nur hie und da an einem Aufleuchten der Freude, als es besser wurde. Einmal kam sie mir entgegen, als ich allein am Strand gewesen war und über die Dünen zurückging — da leuchtete ihr Gesicht recht von innen heraus, und doch war es, als verhielte sie

ein großes Gefühl, als sie lächelnd zu mir sagte: „Wie leicht dein Gang wieder geworden ist — nun bist du bald gesund.“

\* \* \*

Sie selbst ertrug es nicht, den ganzen Tag in der gewaltigen Luft des Strandes zu sein, und ging gern in den Wald, wo die Sonne, die durch die Kastanien- und Ahornblätter fiel, ein ganz eigenes Licht schuf und in der Stille nur die Stimmen der wilden Tauben zu hören waren. Aber immer, wenn die Flut kam, mußte sie es sehen; das grandiose Kommen und Gehen des Wassers blieb für sie ein ergreifendes Wunder.

Es war schon September, und der Abend kam früh. Sie liebte das kühle Hereindämmern der Nacht. Dann saß sie gern noch oben auf der Düne; unten lag das Dorf — Lichter zwischen den braunen Bäumen der Hügel zeigten es an — fern am Deich funkelte der Leuchtturmschein. Kleine klappernde Schritte kamen dann herbei, weiße Häubchen leuchteten auf, — und um uns her nahm schweigend die Schar der kleinen Dorfkinder Platz, die uns im Schutz der Dämmerung gern betrachteten. Gegen den langen Strand zogen große ruhige Wogen heran — ebenso kamen sie gewandert die ganze Küste des unermesslichen Ozeans entlang. Langsam verhüllte sie die Nacht; man hörte sie nur noch brausen und sah sie nicht mehr; in der Höhe drangen die Sterne hervor. Aber manchmal — wundersam — begannen die unsichtbaren Wasser selber zu leuchten. Erst war es nur wie ein stärkeres Aufblitzen vom weißen Schaum der Brandung, dann tauchten die lichten Linien weiter draußen auf, dann schien aus der Dunkelheit grünblau die ganze bewegte Fläche. Weithin leuchtete das Meer; Erde und Himmel waren dunkel, nur das Wasser war licht.

Meiner Mutter Augen standen voll Tränen.

\* \* \*



Die Morgen waren klar und frisch, als sei die Erde eben aus der Flut getaucht; Meer, Land und Luft waren kaum geschieden, der Sand schimmerte feucht und duftete herb und stark wie das Wasser; weiße Seevögel schwebten zwischen der Klarheit von Himmel und See, ihre Schwingen schienen durchsichtig zu sein, so, als scheine die Sonne ganz zart hindurch. Wind wehte vom endlosen Wasser her, landein über die niedrige Küste, und gab ein Gefühl grenzenloser Weite.

An einem solchen Morgen, feuchtschimmernd, blau und klar, fuhr meine Mutter mit mir aus, um etwas von der Insel zu sehen. Hinter der Dünenkette standen Rühe im frischen Gras; Bauern führten den Pflug über die braunen Äcker; aus der Schmiede klang hell das Eisen unter den Hammerschlägen: in wie einfachen Linien ging das Leben hier!

Unsere Fahrt endete in der alten Stadt Beere, einer kleinen Stadt, ganz Schlaf und Traum — Traum von vergangenem bunten Leben. Ein großer Hafen, kaum mehr befahren, schöne Häuser, die wie verlassen stehen. — „Es war einmal, es war einmal, aber die Zeit hat es verweht.“ Nun haben die Wellen das Wort und die Seevögel, die in der Mittagsstille aus der hohen Luft rufen.

## 6. Kapitel

Ein neuer Anfang! Es war vorbei mit der Qual der letzten Arbeitsjahre. Die Freiheit war gewonnen, es noch einmal besser zu versuchen!

Meine Mutter sah, daß ich nur so empfand, als Dr. Grünwald mir sagte, daß das Musikstudium in jeder Hinsicht zu schwer für mich sei. Aber sie selbst ließ es nicht so leicht fahren; ihr war es, als gebe sie noch einmal ihre eigne Stimme auf. Und was sollte denn nun werden? Die Frage kam schwerer an uns heran als das erstemal. „Wähle dir die Arbeit, der vielleicht dein ganzes Leben gehören wird; darum sich zu, daß sie dir entspricht — du gehst von nun an in ihrem Joch, nur daß es leicht sein kann oder schwer.“

Meine Mutter war wie selbstverständlich in die Arbeit geglitten, die

ihr gemäß war, sie hatte nicht viel Wahl gehabt, und das äußerlich Gebene war für sie ja auch innerlich das Richtige gewesen. Aber ihr Kind, was war denn dem das Gemäße? Da war kein Beruf, den es aus tiefer Neigung heraus wählen konnte. Es ist ein großes Rätsel, wie der Mensch — jeder Mensch — seine rechte Arbeit finden möchte. Ist es lösbar? Wir lösten es nicht.

Wir entschlossen uns, daß ich Lehrerin werden würde. Dafür sprach, daß ich dann noch viel lernen konnte, wie ich es mir wünschte, und daß doch vielleicht von meiner Mutter her eine Begabung dafür da war, durch die mir der Beruf lieb werden könnte. Es war das Nächstliegende; wir konnten nicht allzulange warten. Aber für Jahre auf ein Seminar zu gehen, das brauchte ich nicht; meine früheren Lehrer rieten uns davon ab und sagten, das könnte man schon anders machen. Sie nannten meiner Mutter einen jungen Lehrer, der den Hauptunterricht übernehmen sollte, — und so fingen wir die Arbeit an.

Wie eine einzige frohe Fahrt durch neues Land war sie! Das Ziel, ach, das schreckte uns nicht sehr, die Entdeckungen unterwegs waren viel zu schön. So ausgehungert nach Wissen und Erfahrung war ich, daß alles Lernen spielend gelang; es war so, als risse mein Geist mit beiden Händen an sich, was ihm Neues geboten wurde.

Zwei Nachmittage in der Woche war mein junger Lehrer da, der bald unser lieber Freund wurde und es geblieben ist. Meine Mutter brachte uns dann selber Tee und blieb zu einer kleinen Unterhaltung ein Weilchen; oft saß sie im Nebenzimmer und hörte auch zu; so wurde sie in unseren freudigen Eifer mit hineingezogen.

Damals entdeckte ich mein tiefstes und allein dauerndes Interesse: das Interesse für die Naturwissenschaft. Es hatte in unserer Schule kein Mensch uns darin etwas Nennenswerthes gelehrt; zum erstenmal traf ich jemand — meinen Lehrer — der mich ein paar Schritte wenigstens hineinführte. Aber dabei war es mir, wie wenn einer einen Ruf hört, der ihn aufspringen läßt und freudig eilen, und während er dankbar sagt: „Ich komme, ich komme“, — ist er schon auf dem

Weg, der in das Land führt, das er lieben muß wie kein anderes, und in dem er ohne Ende weiter wandern kann, immer neu ergriffen und niemals satt.

Aufmerksam lernte meine Mutter mit. Viele neue Dinge kamen so in ihr Leben. Was ihr bei ihrer Art der Bildung immer fern geblieben war, davon gewann sie nun eine Ahnung. Jetzt brachen auch von dieser Seite her moderne Gedanken in ihre Kreise ein, und sie lernte Gestalten kennen, die man ihr früher nur am fernsten Horizont gezeigt hatte wie die Silhouetten großer Reher. Indem sie mit mir über Darwin las, konnte sie nicht anders, als seine lautere Persönlichkeit lieb gewinnen und die Großartigkeit seiner Gedanken fühlen.

Von nun an gehörten alle meine freien Stunden der geliebten Wissenschaft. An Bölsches „Entwicklungsgeschichte der Natur“, die noch nicht die allzu große Popularität seiner späteren Schriften hat, drang ich weiter in sie ein, und oft taten wir es zusammen. Ich lernte, wie der Forscher Natur ansieht, der sie nach ihren Gesetzen fragt, und dem sie das unerschöpfliche Reich der wissenschaftlichen Erfahrung ist, — zugleich wurde sie mir noch mehr als zuvor das Reich der höchsten Schönheit. Hinter beidem blieb das Geheimnis — und das gerade war der gewaltigste Anreiz zur Liebe. So wurde sie mir das, was in allem Wandel des Schicksals immer ausschließlicher das ernste Glück meines Lebens bedeuten sollte.

Meine Mutter sah den Gewinn und war dankbar dafür; aber es tat sich damals auch die erste Kluft zwischen uns auf; zum erstenmal konnte sie die Begleiterin nicht mehr sein und den Weg nicht mehr billigen, auf den ich nun einbog: jedes religiöse Leben ging mir auf lange verloren.

Den letzten Anlaß gab der Atheismus meines Lehrers, aber viel früher mußte die Wandlung begonnen haben. Naturerkenntnis macht nicht zum Atheisten und nicht zum Gläubigen — aus anderen Bereichen der Seele kommt Glaube und Unglaube und zieht nur nachher auch die Naturerkenntnis in sein Licht oder seinen Schatten.

Was mir der Konfirmandenunterricht mitgegeben hatte, glitt ein-  
weilen von mir ab, wie etwas, das innerlich schon fern gerückt war. Da  
war nun nichts mehr. Meine Mutter sah wohl meine kurze Betrüb-  
nis, als ich das erkannte, aber dann wurde es bald so, als fehle mir jedes  
religiöse Verlangen überhaupt. Gegen diese Entwicklung lehnte sie sich  
auf; sie sah ja mein ganzes Leben seines Sinnes bar werden; leiden-  
schaftlich sagte sie mir das. Was half es denn? Sie mußte auch hier  
wieder lernen, daß die eine große Wunderwaffe im Leben die Geduld  
ist; es scheint, als ob es die Waffe Gottes selber sei, und je besser je-  
mand sie führt, um so tiefer verbinde er sich mit Ihm. Aber in seiner  
bitteren Lernzeit spürt er wohl nichts davon.

Meine Mutter konnte nichts tun als warten. Nur hier und da, einem  
ganz flachen anmaßenden Urteil gegenüber, wies sie mich sehr ernst zu-  
rück. Sie verteidigte auch die Kirche, die ihr lieb war, und die ich  
abtat, als sei sie nie etwas gewesen. Das lange, lange Warten begann  
für meine Mutter, das sie nie aufgab, und das zugleich ein festes  
Vertrauen war. Trotzdem schmerzte es sie; was uns im tiefsten ver-  
bunden hätte, war nicht da. Ihre Liebe aber ließ sich nicht von mir  
trennen.

## 7. Kapitel

Das schöne Jahr war herum; ich machte mein Examen vor einer  
freien Kommission, und dann schickte meine Mutter mich auf Reisen.  
Zuerst war ich bei meiner Großmutter in Kassel, wie oft in den Ferien.  
Wir waren immer seelenvergnügt zusammen und steckten die Nonnen  
damit an. Omis Leben war wohl behaglich, aber eintönig und grau,  
und ihr Pessimismus wurde noch gestärkt durch den Umgang, den sie  
hatte. Das war vor allem ein kranker alter Offizier, der mitten unter  
den Damen dieses Stiftes lebte und sich seine langen Tage oft nicht  
anders zu verkürzen wußte, als daß er mit seinem einen Arm seine  
große Spielbause drehte.



Nachher kam die erste und einzige Ballreise meines Lebens: zu Ilse und Sonnis Mutter; sie war im ganzen eine Enttäuschung. —

Im Frühling wurde ich Lehrerin an der Schule, in die ich selber 8 Jahre gegangen war. Von vornherein verzichtete ich auf die Arbeit an öffentlichen Schulen, weil ich vor den sehr großen Betrieben Angst hatte. Da trat ich nun in eine Arbeit ein, die der meiner Mutter ein wenig glich, und sie verfolgte aufs aufmerksamste all mein Tun und Erleiden. Sie erlebte froh den begeisterten Anfang mit, sah die Schwierigkeiten erstehen und den qualvollen Weitergang. Sie sah allmählich, wie weit ich eine wirkliche Begabung hatte, und wo die nicht auszugleichenden Mängel waren. Aber sie glaubte, daß man sehr viel, wenn auch nicht das Allerbeste, durch Erfahrung lernen könnte, und manche Mißerfolge schob sie auf den Mangel an Anleitung.

Ich wollte gern studieren; vorher aber mußte ich 4 Jahre unterrichten. Nach einem Studium konnte dann eine ganz andere Art Unterricht für mich beginnen; darauf hofften wir. Meine Mutter wollte, wenn es soweit sein würde, unser Haus in Frankfurt schließen und mit mir gehn. Es schien ihr der gegebene Zeitpunkt, mit ihrer Arbeit aufzuhören, und wir wollten auch gern zusammenbleiben. Die Großherzogin schlug uns vor, nach Heidelberg zu ziehen, denn sie wollte uns in Baden haben. Uns war es recht; wer wollte nicht gern in Heidelberg studieren?

So war eine verheißungsvolle Aussicht da, aber die Jahre wurden doch drückender und drückender. Wie hätte meine Mutter es auch leicht nehmen sollen, daß ich immer stärker unter einem Beruf litt, dem ich nicht entweichen konnte?

Schwere und häßliche Dinge mußte sie auch mit manchen ihrer Pensionärinnen durchleben. Sie mußte biegsam und beweglichen Herzens bleiben, um sich durch wirre Schicksale durchzufinden, die ihr oft solche Dinge nahebrachten, gegen die in ihr die allergrößte spontane Abwehr war. Immer wieder stand sie dabei vor der Tatsache, die sie in Karlsruhe schon oft empört hatte: vor der großen Verantwortungs-

losigkeit der Eltern. Wenn man ein 16 jähriges Mädchen mit den gefährlichsten Anlagen mutterseelenallein unter Reitknechten und Bedienten ein Gut beaufsichtigen ließ — wer war dann schuld daran, wenn durch Zahre erneut ein Verbrechen geschah? Meine Mutter wußte das Letzte nicht aus der Vergangenheit dieses armen jungen Mädchens, das sie aufnahm, sonst hätte sie sie nicht nehmen dürfen; allmählich aber kam Stück für Stück davon heraus, dann, als sie sich uns angeschlossen hatte und alle Hilfe von uns erwartete. Meine Mutter mußte damit rechnen, daß auch andere es erfuhren, und daß ihr ganzes Haus sich in einem Skandal auflösen konnte. Sie ließ es darauf ankommen, und es geschah nicht. Aber alles war schließlich doch umsonst, denn der Vater holte das Kind in die alten Verhältnisse zurück, und denen war sie nicht gewachsen; es ging alles wieder verloren, was meine Mutter mühsam gewonnen hatte, und das Ende wurde unaussprechlich traurig.

Ein grimmiger Zorn konnte über meine Mutter kommen, wenn sie solchen Eltern begegnete, die ihr Kind in die Versuchung hineintrissen — Müttern, wie die, die ihre schöne junge Tochter zwang, ihren Geliebten zu empfangen, während ein paar Zimmer weiter der Vater war, dem gegenüber das Kind seine Mutter decken sollte.

In dem Mitleid mit einem entgleisten Leben wurde meine Mutter Herr über Antipathie und über herbe Urtheile, über alles, was einem barmherzigen Verständnis im Weg stand. Ihrer Natur und ihrer Erziehung nach war es nicht leicht für sie; ein wenig Bestalin war sie wohl. Aber tapferer ging sie mitten in das hinein, was ihr zuwider war, wenn sie jemand helfen sollte.

Helfen sollte sie in mancher Not, und manchmal in unheilbarer. Eine ihrer Karlsruher Schülerinnen war längere Zeit bei uns, weil sie sehr an meiner Mutter hing, — wie zärtlich sagte sie: „Liebe Gräfin!“ — und weil sie durch eine beginnende Geisteskrankheit so mißtrauisch gegen ihre häusliche Umgebung wurde, daß sie dort nicht bleiben konnte. Bei uns ging immer alles gut, sie lebte still zufrieden dahin.

Aber plötzlich war sie verschwunden. Da war keine Spur und keine Botschaft. Meine Mutter suchte erst in ganzen Hause nach der Leiche, dann begann die Polizei die Nachforschung. Etwa nach zehn Tagen kam ein Brief aus der Schweiz: der Dämmerzustand, in dem die Kranke, ohne zu wissen, wohin, die Reise gemacht hatte, war vorbei, und nun hatte sie nur das eine Anliegen: daß meine Mutter sie wieder aufnahm. Und ihr da zu widerstehen und sie allmählich dahin zu bringen, daß sie gutwillig in eine Heilanstalt ging, bedeutete noch Schmerzlischeres für meine Mutter, als alles vorher.

Noch einmal mußte sie den Ausbruch einer unheilbaren Krankheit bei einem Menschen erleben, der durch den Reiz seines Wesens und seine hohe Begabung ihr ans Herz gewachsen war. Auch hier war sie die letzte Zuflucht eines gequälten Gemüts; es tat ihr bitter weh, wenn die kleine Gräfin ihr manchmal die Arme entgegenstreckte und sagte: „Ich bin so kummerlich!“ Aber in ihrem Verfolgungswahn hätte sie auch meine Mutter nicht geschont. Niemand von den Ihrigen wagte der Sache ein Ende zu machen; sie baten meine Mutter, sie möchte sie überreden, daß sie sich fortbringen ließe. Während dieser Unterredung stand ich hinter der Thür, denn man wußte nicht zu berechnen, ob die verzweifelte kleine Gräfin nicht wie schon manchmal eine Waffe bei sich hatte. Sie hatte keine, und sie ließ sich wider alles Erwarten ganz sanft dazu bringen, daß sie noch in derselben Stunde mit ihrer Schwester an die Bahn fuhr — — und nie mehr ist sie zu den Gesunden zurückgekommen. Für sie auch begann die langsame Auflösung ihres Wesens in der Verblödung.

\* \* \*

Da ich von diesen Menschen erzähle, die ein dunkles Schicksal trugen, muß ich auch eines seltsamen Gastes gedenken, den wir noch kurz vor unserem Weggehen nach Heidelberg hatten. Ich sehe eine wunderliche Gestalt, von der man zuerst nicht wußte, ob in dieser Männerjacke und unter dem Panama ein Mann oder eine Frau steckte, mit großen

burschikosen Schritten über den Mozartplatz daherkommen; sie kam oft, denn so rauh sie war, so sehr verlangte sie doch nach Teilnahme. Früher einmal hatten wir sie flüchtig gekannt; dann war sie verschollen. Kein Mensch fragte nach ihr, außer einer Freundin auf dem Land; weder Verwandte noch Bekannte sonst kümmerten sich darum, ob sie gedieh oder unterging. Da war sie ins Abenteuer gezogen. In Peru ritt sie über die Cordillere und reiste in Eisenbahnwagen, wo der am besten dran war, der den Revolver am flinksten zur Hand hatte. Sie suchte die dunkelblauen Tropennächte unter dem südlichen Kreuz und die Schneegipfel und Vulkane auf, um doch etwas zu haben, was ihr Herz erfüllte. So schlug sie sich als deutsche Lehrerin durch und ersparte sich so viel, daß sie nach Jahren die Überfahrt nach Deutschland machen konnte. Sie kam in Begleitung einer neuen Freundin, aus der niemand Flug wurde, und von vier Hunden. Mit ihnen erschien sie in ihrer alten Heimat, wo sie wenigstens die Orte wiedersehen wollte, die sie als Kind lieb gehabt hatte. Und dann erschien sie auch bei uns.

Einmal nahm sie mich mit in ihr möbliertes Zimmer. Sie hatte nichts darin; kahl waren die Wände, die Tische, fast leer die Schubladen; ein bißchen Wäsche, ein Revolver und ein Bild von mir — das war alles. Der Jammer dieses fahrenden Lebens war groß. Ihre vier Hunde aber begrüßten sie, jeder auf seine Art, voll Liebe. Das waren Tiere, wunderbarlich wie sie selbst und ihr Leben. Da war eine große graue Indianerhündin, Toby, und ein kleiner einäugiger Pinscher, den sie einmal einem Neger auf der Straße abgekauft hatte, und der die Schrecken seiner frühesten Lebensjahre nie mehr verwand und immer scheu blieb; da war der borstige Jack, wie ein trotziger Bagabund von Art, und Miemutz, die lebhafteste, die zu winseln anfang, sobald ihre Herrin nur hinausging. Die Herrin drückte sie alle zärtlich an sich; — dann knöpfte sie den vorderen Teil ihrer Jacke anders herum und preßte mich an sich, wie ein Mensch, der nicht weiß, wohin sein Gefühl sich flüchten soll.



Auf die Dauer konnte sie das Zimmer nicht bezahlen. Bei uns war gerade Platz, und meine Mutter lud sie zu uns ein. Ich glaube, sie mußte die Zähne zusammenbeißen, um es zu tun, denn diese vier Hunde neben unserem Eßzimmer einquartieren und diesen abenteuerlichen Menschen mit der unheimlichen Zärtlichkeit für mich im Haus haben, das wurde ihr bitter schwer. Es war ein so undurchsichtiger Mensch, wie die Wellen seines Schicksalsstromes trübe waren.

Das erste, was ich nach ihrem Kommen tun mußte, war, daß ich ihr den Revolver wegnahm, denn sie war im Begriff, sich ein Leid zu tun. Wenn ich auch dachte, das wäre wirklich die beste Lösung für dieses hoffnungslose Leben ohne Liebe und ohne Heimat, so wollte ich nicht, daß meine Mutter das erlebte. Die Fremde war am Rand der Verzweiflung. Alles, was sie in Deutschland erhofft hatte, mißlang; sie fand keine Arbeit und verlor auch bald die Geduld, sie zu suchen. Ein großes Heimweh hatte sie hergetrieben; aber schon regte sich die Unruhe ihres Blutes, und sie strebte zurück in die grandiose Abenteuerlichkeit des erotischen Lebens.

Unter den Menschen fand sie sich nicht zurecht, und die wenigen, die freundlich zu ihr waren, konnten die Bitterkeit nicht auslöschen, in welche die anderen vielen sie gestoßen hatten, die sie von sich weggeschoben hatten wie ein lästiges Ding. Aber so verzweifelt, bitter und wirr sie war, — nie verlor sie das zarte Gefühl für das Lebendige außerhalb der Menschenwelt. Sie ließ keine welke Blume im Staub der Straße liegen, sondern hob sie auf und gab ihr zu Hause Wasser; sie nahm jede Unbequemlichkeit auf sich, um ihrer Hunde willen, und alle Tiere liebten sie, wie wenn eine geheimnisvolle Verbundenheit zwischen ihnen bestände. Scheue, elende Katzen kamen aus dem Schlupfwinkel und liefen ihr nach: fremde Hunde drängten sich an sie und ließen sich lieblosen. Es war Kameradschaft zwischen ihr und aller Kreatur, und die Tiere gaben ihr Liebe und Trost und fragten gar nichts nach allem, worauf die Menschen sahen. Im Glas am Fenster blühte die rote Rose von der Straße wieder auf, Toby und der Ein-

äugige leckten selig ihr Gesicht und ihre Hände, und Jack und Miemuz schmiegen sich auf ihren Schoß.

Als der Herbst kam, fuhr sie mit ihren Hunden wieder zurück nach Amerika, und dort in Mexiko ist sie zum zweitenmal für uns verschollen.

\* \* \*

Das Zimmer, das sie bei uns bewohnt hatte, war nun unbenutzbar. Die vier Hunde hatten den ganzen Tag darin zugebracht, weil sie auf Stellensuche gehen mußte und die Hunde niemand folgten, auch mir nicht. Und ein paar Tage darauf sollte meine verwöhnte und peinlich saubere Tante Gabriele Tiefenhausen da einziehen! Sonni war gerade wieder einmal bei uns, und es gab kein Ding, das sie den Menschen nicht zu Gefallen getan hätte, die sie liebte. Ich hatte keine Zeit und unsere Mädchen volllauf zu tun; also griff sie zu mit der unbändigen Energie, die sie stoßweise haben konnte. Sie war grenzenlos hilfsbereit; als Kind hatte sie ihre besten Röckchen aus dem Schrank genommen und sie einer bettelnden Zigeunerin geschenkt: wohlüberlegt die besten, denn nur die durfte man schenken. Ebenso bereit blieb sie, zu helfen und zu schenken, auch als sie erwachsen und später, als sie eine reiche Frau geworden war.

## 8. Kapitel

Körperlich hatte es meine Mutter oft nicht leicht; sie fieberte mitunter und war sehr müde. Davon sprach sie kaum mehr; früher hatte sie es wohl getan, aber sie machte nun nicht mehr viel daraus; das Leben lehrte sie, sich immer weniger wichtig zu nehmen.

Etwas von ihrer alten Königinnenstellung hatte sie noch bei Frau B. auf ihrem großen Gut. Wir waren so häufig im Sommer dort, daß ich die Male nicht zählen kann, und nirgends wurden sie und ich so empfangen, wie von ihr und ihrer Schwiegertochter Sophie.

Mehrmals gingen wir auch nach Misbroy. Meine Mutter liebte das stille Leben dort, die Ostsee, den Wald und die kleine Kirche. Sie freute sich, mich in den Ferien allein zu haben, und verstand nicht, daß ich nicht gern so lebte. Wenn wir im Strandkorb saßen und Nansen lasen oder miteinander durch den Wald fuhren, meinte sie, es seien für mich auch schöne Ferien. Aber ich suchte etwas anderes; ich dachte voll Angst: „Das Leben gibt dir sein Bestes nicht, du gehst daran vorbei, du gehst gewiß daran vorbei!“ Zugleich aber war ich zu scheu, mich kühn in das Leben hineinzuverflechten, ich schreckte vor fremden Menschen zurück und suchte doch etwas unter ihnen. Meine Mutter war immer so reich gewesen, daß sie selber ihre Stunden beschenken konnte, und trug in jede Situation Reichtum hinein und Liebesfähigkeit. Sie sah mit Angst, daß ich das nicht konnte, und daß ich anfang, der Wirklichkeit kühl gegenüberzustehen und die Menschen um mich her zu ignorieren, weil mir das Leben nicht erhöht, gesteigert, affektiv genug war. Scharfe Züge erschreckten sie manchmal an mir. Die Entwicklung ihres Kindes ging nicht so, wie sie es sich wünschte. Ihre Liebe hatte stets sehr gute Augen, sie war eine unerbittliche Kritikerin. Erziehen konnte sie eine erwachsene Tochter nicht mehr, auch nicht sie auf dem Weg festhalten, auf dem sie sie gern gesehen hätte; aber ihr klarer Spiegel sein, das konnte sie, wenn es auch eine undankbare Aufgabe war. Wiederum lernte sie langsam, auf eins nach dem anderen zu verzichten; sie blieb nicht die eine absolute Autorität, die sie so lange gewesen war, sie konnte mich nicht mehr so ganz verstehen, wie früher, und vor allem: sie konnte mein Leben nicht mehr ganz erfüllen. Die Seligkeit, die die Mutter eines kleinen Kindes hat: daß sie es glücklich machen kann, war dahin. Kleine Dinge geschahen auch, wie sie einer Mutter Herzweh machen, während ein junger Mensch das nicht einmal begreift. So schweigt die Mutter dann schließlich davon. Die meine war erst fast zornig, als ich mir ein eigenes Schlafzimmer wünschte. Mein kleines Arbeitszimmer hatte ich schon, seit wir am Mozartplatz wohnten, aber wir hatten noch das Schlafzimmer geteilt.

Vielleicht war ihr dies Zusammensein gewesen, wie wenn sie noch ein letztes Stück meiner Kindheit bewahrte, eine süße, eifersüchtig gehütete Gewohnheit aus der Zeit, wo das kleine Mädchen noch ganz und gar ihr Eigentum gewesen, von ihr und ihrem Wesen wie von einem Horizont umschlossen war.

Aber sie fühlte stets, wenn etwas wie eine Lösung von ihr geschah, daß sie mich nur hielt, indem sie mich losließ. Diese Kunst erwarb sie in der Vollendung; wie viel es sie kostete, — — ermesse ich nicht.

Ihre Tochter war erwachsen und im Beruf; nun mußte das Verhältnis sich wandeln; sie mußte die Ansprüche einer Mutter aufgeben, um eine Freundin zu werden. Hundertmal hatte sie gesehen, daß Eltern diese Umstellung versäumten und ihre Kinder dadurch verloren, daß sie sie nicht neben sich, sondern stets unter sich haben wollten. Vor diesem Fehlgriff hütete sie sich wie vor Feuer. Sie räumte der Seele, die sie von ihrem Werden an gepflegt hatte, freiwillig den Platz an ihrer Seite ein, und einzig ihre große Liebe war es, die es ihr sicherte, daß sie immer und ewig die Mutter blieb, zu der die Seele heimverlangte.

\* \* \*

Eine große Innigkeit spann sich allmählich von mir hin zu dem Dichter, den ich in meiner Jugend am meisten las: Pierre Loti. Er berührte mich in einer rätselhaften Vertrautheit. Es war wohl die Schwermut seines Herzens, die mich anzog, weil ich selbst sie kannte, und seine magische Kraft, das Leben der Landschaft zu bannen: das Dzeanrauschen und den Blütenstaub der Natur hielt er gleicherweise in seinen Worten fest. Aber mehr als alles das war es die Liebe zu seiner Mutter, die mich ihn wie einen fernen Bruder fühlen ließ. Man mußte selber Loti sein, um Worte zu finden, zart genug, um davon zu sprechen, wie er seine Mutter liebte. Und er selber schreibt in der Geschichte seiner Kindheit: „Nun ihre gesegnete Gestalt zum erstenmal in diesem Buch erscheint, möchte ich sie mit ganz besonderen Worten grüßen, die nur



für sie geschaffen wären; wenn es sein könnte, mit solchen, die es noch gar nicht gab; Worte müßten es sein, die wohlthätig weinen machen könnten und voll Trost und Gnade wären.“

Ich liebte Lotis Heimathaus in seinem blühenden Garten, wo die südlichen Jasmine alle Mauern umrankten und Alleen in tiefem Schatten zum gastlichen Portal führten, wie eine eigene Heimat aus einem anderen Leben. Die langen lichten Dämmerungen der Sommerabende zogen darüber hin, süß wie nirgends sonst, und am hohen Mittag funkelten die seltenen Falter zwischen den Büschen — in den fernen Sommern, die dahin waren — dahin — dahin —

\* \* \*

Endlich geschah einmal etwas, was eine Durchbrechung des gehaftten Alltags und fast eine Verheißung für später war! Onkel Reinhold Rehbinder war gestorben und hatte mir ein kleines Legat hinterlassen. Davon reiste ich mit meiner Mutter Schwägerin nach Sylt; nichts hatte ich mir mehr gewünscht, als das. Meine Mutter durfte nicht mitreisen, weil sie eine so starke Seeluft nicht vertragen hätte. Aber dieser Aufenthalt, der mich tief beglückte, war für sie, als habe sie ihn selber erlebt. „Daß Du all dieses Wunderbare wirklich siehst, ist mir eine unbeschreibliche Freude, nein, mehr als Freude, ein Glück und wie eine Verheißung für Dein weiteres Leben! Ich danke Dir so, daß Du mir alles beschreibst: ich sehe das Land, ich höre die Möwen, und ich liebe alles. — Ich glaube wohl, daß Du Deinem Studium auch die Intensität Deines Naturgenusses dankst, und wenn Du nur nicht nachmittags um halb drei den Bölsche liest, gönne ich ihn Dir so sehr! Ich wollte nur, ich wäre noch jung und frisch genug und hätte die Zeit, um dies Studium ganz mit Dir zu teilen; Du hast solch eine dumme alte Mutter, das ist mir leid für Dich.“

Sie richtete es heimlich ein, mir ein paar Tage länger Ferien zu verschaffen; als ich in Frankfurt ankam, war sie zu meinem höchsten Er-

staunen nicht an der Bahn und nicht einmal zu Hause: sondern sie vertrat mich in der Schule, und kam dabei recht gut mit den kleinen Mädchen aus.

\* \* \*

## 9. Kapitel

Während der russischen Revolution 1905 mußte meine Schwester Marie Seefemann mit ihren Kindern flüchten. Eines Tages stürzte unsere Köchin Rosa aufgeregt ins Zimmer und rief: „Frau Pfarrer, Frau Pfarrer, viele kleine Kinder kommen die Treppe herauf!“ Da waren sie alle, müde von der langen Reise, aber alle freundlich und geduldig, das Kleinste ein Jahr, das Älteste dreizehn. Zuerst mußten wir sie alle bei uns unterbringen, ihre Mutter und die Erzieherin auch; später zogen sie in eine eigene Wohnung.

Unter diesen Kindern war eines, von dem meine Mutter damals schon meinte, daß es werden würde wie seine Großmutter, Minna Ungern, die einstige Priorin von Finn. Es war ein kleines blondes Mädchen, in jeder Bewegung anmutig und leise. Meine Schwester sagte, ein großer Hund habe es erzogen, sie selbst hätte gerade für dieses Kind wenig Zeit gehabt. „Ich wußte immer, wo Niese war, wenn ich unsern weißen Hund sah. So ging sie nie verloren.“

Im Wald wuchs sie auf; da saß sie geduldig vor dem Fuchsbaud und sah dem Spiel der Kleinen zu, fing ein Füchselein am Schwanz, trug es nach Haus und gewissenhaft wieder zurück an den Bau. Oder sie belauschte die Vögel und lernte ihr Wesen verstehen, erfuhr, daß das Rotkehlchen vor Menschen wenig Angst hat, aber vor anderen Vögeln, und wann es sich aufplustert und wann schlank und schmal macht.

Bei uns hockte Niese stundenlang auf dem Teppich und spielte allein; dann schließlich kam sie heran, schmiegte sich an und sagte zärtlich: „Wollen wir nicht ein Spielchen machen?“ Von allen Kindern war sie es, der ihre Mutter die kleine Schwester anvertrauen konnte, als

sie krank wurde. Sie hütete das Schwesterchen gar nicht gern, aber sie tat es ruhig und zuverlässig. Einmal fragten wir sie: „Wärest du sehr traurig, wenn Martha stürbe?“ „Warum?“ antwortete sie erstaunt, „Martha beißt mich doch immer.“ Trotzdem stand sie geduldig still und anmutig neben dem Wagen, bis man ihr erlaubte, fortzugehen.

Nachmittags hatte meine Mutter Zeit für sie. Die zwei saßen dann am großen Eßzimmertisch und spielten, oder meine Mutter erzählte etwas, und Niese liebte diese Stunden so sehr, daß sie nur so angerannt kam: man sah sie schon von weitem auf der Straße laufen in einem alten häßlichen Mäntelchen, mit einem geerbten großen Hut; „Hochwürden“ nannten wir sie, weil sie darin aussah, wie ein winziges Priesterchen. „Hochwürden grüßt“, rief sie strahlend von der Straße herauf, wenn sie ihren täglichen Besuch bei uns machte. Ein seltsam süßes Verhältnis entstand zwischen ihr und meiner Mutter, wie wenn die alte, ein wenig verwehte Liebe zu Minna Ungern wieder neue Blüten triebe. Das Kind mit den aristokratischen Händen und dem ruhigen Blick trug ein großes Erbteil von dieser bedeutenden Frau in sich; es würde freilich eine sehr andere Entwicklung haben müssen, weil es ein Kind seiner Zeit ebenso stark sein würde, wie sie ein Kind der ihren gewesen war, aber es war von ihrer Art, und zugleich hatte es das Beste von seiner eigenen Mutter geerbt.

\* \* \*

Eine Erschwerung erfuhr unser Leben, als meine Großmutter zu uns zog. In Kassel mochte sie nicht länger bleiben, niemand hatte dort die rechte Geduld für die Eigenheiten eines alten Menschen. Wir hatten große Angst von dieser Änderung; unser Leben und unsere Kraft waren schon voll in Anspruch genommen, wo sollte Raum für eine neue Aufgabe sein? Meine Mutter war sich auch wohlbewußt, wieviel Reibungsflächen da waren, wie ganz verschieden ihre Ansichten; unser Verhältnis war so schön — welche Gefahr lief es nun! Es schien ihr ein Irr-

tum, daß es das natürlichste sein sollte, wenn einander nahestehende Menschen beieinander leben. „Gerade, wenn wir uns sehr lieben, verzichten wir oft die nahe Berührung nicht!“

Es wurde so, wie wir gefürchtet hatten. Etwas Wunderschönes ging verloren, und uns blieb eine Erinnerung voll von tiefem Bedauern, das nie mehr zu stillen war. Dmi zog nach zwei Jahren zu Gabriele Tiefenhausen — nun wagte sie endlich die große Reise. Dort hatte sie es, wie sie es brauchte; alle Liebe, Verständnis und Pflege wurden ihr dort zuteil. Gabriele war eine unvergleichliche Tochter; trotzdem hatte Dmi auch manchmal Sehnsucht nach uns, — aber wir sahen einander nicht wieder; nach zehn Monaten starb sie.

Meine Mutter kam nie darüber hinweg, daß sie diese Aufgabe nicht gelöst hatte. Ich hatte gut zu ihr sagen: „Du warst zu müde, du hast alles getan, was du konntest.“ Das war für sie keine Rechtfertigung. Und nur so weit konnte sie diese Erfahrung zum besten wenden, daß sie mir manchmal sagte: „Das Erlebnis mit Dmi, das muß ein Schutz werden gegen jedes neue Versagen, laß uns sehen, daß irgendein Segen daraus kommt für eine andere Aufgabe.“

So legte sich ein Kummer über ihr Leben, es wurde nicht lichter, als es dem Abend zuing. Sie fühlte auch ihre Kräfte bedeutend abnehmen. Alles wäre leicht gewesen, wenn sie mich glücklich gesehen hätte, aber das geschah ja nicht. Dämmerung zog sich um ihren Lebensweg zusammen.

## 10. Kapitel

Meine Zeit an der Schule war vorüber, nun sollte ich studieren. Zur Naturwissenschaft brauchte ich eine gründlichere Vorbereitung als die lieben Stunden vor dem ersten Examen gegeben hatten; daran machte ich mich nun. Nichts war dabei so überwältigend schön wie die ersten Erkenntnisse in der Chemie.

Und nach einem halben Jahr, als ich auf der Akademie immatrikuliert werden sollte, wählte ich doch andere Fakultäten. Ich glaubte, der



Unterricht in anderen Fächern würde leichter sein und die Kinder und mich viel persönlicher zusammenführen. Ich hatte auch Scheu vor manchem, was das naturwissenschaftliche Studium verlangen würde — und so ging ich zur Philologie hinüber. Aber das tat ich nur, weil ich gerade müde und unlustig und aus dem Gleichgewicht gebracht war, und weil ich deshalb den leichtesten und kürzesten Weg suchte. Es war eine Wahl aus Mangel; sie brachte mir trotzdem sehr viel Schönes, aber schließlich habe ich sie doch bereut.

Die ersten Semester in Frankfurt waren freudlos und hatten kaum etwas, was mich fesseln konnte; alle angestrengte Arbeit war nur eine harte Pflicht. Ganz schwach wachte dann eine Freude in mir auf, darüber, daß ich eine studierte Frau werden sollte, als wir die Bekanntschaft der Gräfin W. machten. Sie war die erste wirklich gelehrte Frau, die uns begegnete. Und sicherlich war sie ein Typus. Sie war ein grundgelehrter Kopf und zugleich eine süße Mutter. In ihr leergewordenes Frauenleben hatte die Wissenschaft Reichtum und Freude gebracht; an ihr begriffen wir zuerst ganz, was Frauen vorenthalten worden war, solange man sie von der hohen Geistesarbeit ausschloß.

Das gelehrte Wesen der Gräfin W. hatte aber noch eine besondere Note: es war das einer katholischen Frau. Um ihr großes, philosophisch-sprachliches Wissen und die schönen Bände ihrer Bibliothek war stark und deutlich fühlbar die Atmosphäre einer überall hineinwirkenden, bestimmten Geistesart. Da war keine Enge und keine Unselbständigkeit — in seinem besten Wesen ausgedrückt, begegnete uns hier der Katholizismus, befreit von allen Unwesentlichkeiten; grandios wölbte sich die Kirche über allem Denken und Erkennen forschender Menschen — ein Horizont der Geborgenheit.

Wir konnten um so freudiger die andere Konfession ehren, als wir beide geborene Protestanten waren, von keiner Seite her unsicher zu machen, weil es gar nicht in unserer Macht stand, anders zu fühlen als protestantisch — und von meiner Mutter darf ich auch sagen: als evangelisch.

\* \* \*

Während der letzten zwei Jahre in Frankfurt erlebte meine Mutter, was ihr in ihrer ganzen langen Arbeitszeit noch nicht begegnet war: sie wurde in ihrem eigenen Hause hintergangen. Sie entdeckte nächtliche Gelage ihrer jungen Schutzbefohlenen: das Geld dazu kam von dem Verehrer einer kleinen Französin, die bei uns war. Meine Mutter stand auf einmal Menschen gegenüber, denen sie nichts war als die Pensionsleiterin, die man überlisten muß. Es waren fast alles harmlose kleine Wesen, die da mitgemacht hatten; dem stärksten Willen waren sie gefolgt, — und fanden nichts dabei.

Gerade als wir hinter diese Vorgänge kamen, war meine Mutter krank. Keiner dachte daran, sie zu schonen, laut schwärend stiegen sie an ihrer Thür vorbei die Treppe hinauf. Wir veranlaßten das Mädchen aus Paris, in eine andere Pension überzusiedeln; gleich darauf wurde eine junge Schweizerin abgemeldet, von heute auf morgen, weil „sie keine Liebe in unserem Hause fände“. Die anderen schienen alle geneigt, mit ihr zu gehen. Meine Mutter kam sich in ihrem eigenen Haus wie eine Wildfremde vor. War sie es überhaupt, und war es ihre liebe Arbeit, zu der man sich so stellte? War dies Erlebnis ein Zeichen, daß sie für eine neue Generation nicht mehr paßte? Ihr Stolz war aufs tiefste verletzt; auf den Wert ihres Hauses hatte sie gehalten wie ein Ritter auf sein Schildesamt, und Erinnerung an Karlsruhe hatte allezeit den Maßstab abgegeben. Sie war nicht die Frau dazu, eine Pension zu haben, in der man bezahlte und sich im Gedanken daran zunächst vergnügte Stunden sicherte. Warum mußte diese empörende und schmerzliche Erfahrung das letzte Stück ihrer Lebensarbeit so häßlich überschatten?

Ich kannte es an ihr, daß sie manchmal etwas, was ihr weh tat, in zu großen, verzerrten Formen sah; das hatte ich früher in kleinen Widerwärtigkeiten erlebt. Sie war ungemein sensitiv, wenn es sich um das Gepräge handelte, das sie einem Verhältnis oder den Verhältnissen geben wollte. Aber dies war wirklich ein starkes Stück; sich so begegnen zu lassen, dazu war sie nicht da. Es blieb nichts anderes übrig, als

denen, die noch bei uns waren, zu sagen, sie möchten lieber gehen, es hätte keinen Sinn mehr, daß sie blieben. Es ging alles ruhig und höflich — und unser Haus wurde ganz leer.

Da atmeten wir auf! Nun war es wieder unser Haus — alles andere war Nebensache.

Es füllte sich bald wieder. Meine Mutter überwand die Erschütterung dieser häßlichen Ereignisse nie ganz, aber der Ausklang war freundlich. Sie sah, wie unantastbar der Ruf ihres Hauses blieb, und erlebte, daß sich ihr noch einmal junge Seelen begeistert anschlossen. Ihre Erinnerungen an die letzte Zeit in Frankfurt waren schön.

Troßdem hatte sie sich schon fast aus dem alten Boden gelöst; sie hätte nicht mehr bleiben mögen — und es graute ihr doch vor dem Fortgehen.

\* \* \*

Als meine Mutter ein junges Mädchen war, hatten sie und ihr schwermütiger Vater manchmal allen Druck der Sorge und den lastenden Ernst von sich geworfen und waren miteinander in einer übermütigen Neckerei durch die Zimmer gerannt. So konnte sie immer noch sein. Wer hätte wohl erwartet, daß „Frau Pfarrer“ von dem wenigen Geld, das zu Vergnügen bei uns übrig war, für sich und ihre Tochter Karten kaufen würde, um im Theater „Robert und Bertram, die lustigen Vagabunden“ zu sehen? oder daß „Frau Pfarrer“ so süß Walzer aus dem „Zigeunerbaron“ zu singen wußte, mit eigenen, ganz merkwürdigen Worten dazu, die nur ein Eingeweihter verstehen konnte, — wenn sie mit mir allein war?

## II. Kapitel

Die nächsten Freunde meiner Mutter waren damals schon gestorben, die Oberin von Beltheim und Pfarrer Collischonn. Sein Tod war für uns der größte Verlust, wenn auch unsere Beziehungen nicht ihre ganze

alte Innigkeit hatten bewahren können. Den Kummer, meine Entwicklung zur religiösen Gleichgültigkeit zu sehen, hatte er nicht mehr gehabt.

Wir machten einige — nicht viele — neue Bekanntschaften; junge Balten kamen zu uns, und es kam auch eine ganz besonders reizvolle neue Erscheinung, liebenswürdig wie ihre Kunst: der Sänger Eugen Hildach.

Als ganz kleinen Jungen hatte man ihn, nach seines Vaters frühem Tod, zu einem Onkel gegeben, der Totengräber war und dicht am Friedhof wohnte. Wenn Hildach davon erzählte, dann blühten auf den Gräbern blau die Weilchen, die Vögel sangen darüber, und der Kleine spielte mitten dazwischen. Und so war er geblieben: wo andere Leute Gräber sahen, sah er einen blühenden Garten. Vielleicht konnte er das, weil er in einer so glücklichen Ehe lebte. Er und seine Frau hatten sich verlobt, während sie beide bei derselben Lehrerin Musik studierten. Zusammen traten sie dann zum erstenmal auf, zusammen gaben sie von da an alle ihre Konzerte. Beide wurden sie Lehrer und sammelten eine große Schülerschar um sich. Und als die Stimme seiner Frau so alt geworden war, daß sie nicht mehr öffentlich singen mochte, um ihre eigene Glanzzeit nicht vergessen zu lassen, beschloß auch er seine Laufbahn als Konzertsänger. Er selbst stand noch auf der Höhe — jahrelang noch; aber er war viel zu ritterlich, um sich an einem Erfolg freuen zu können, den sie nicht mehr teilte, die alles mit ihm geteilt hatte; das Erste war für ihn, neben ihr zu bleiben. Daß sie keine Kinder hatten, war ein Schmerz für ihn und seine Frau, aber er wußte den Mangel wie einen Reichtum zu gebrauchen, indem er seine vielen Schüler in die große Liebesfähigkeit seines Herzens aufnahm. Er war ein großer Erzieher, und wer bei ihm und seiner Frau Gesang studierte, empfing weit mehr und wertvollere Dinge, als eine musikalische Ausbildung.

Weil er alle Jugend liebte, schloß Hildach bald mit mir Freundschaft, und das war meiner Mutter eine Freude mehr, denn es bedeutete eine



farbige, bewegte und schöne Stelle in dem Grau meines unbefriedigten Lebens.

Hildbach war ein Berliner und darum nie um einen Witz verlegen. Er neckte gern und mit Anmut. Dem antwortete fröhlich der feine „esprit à propos“ meiner Mutter, der ihr in ihrer Jugend stark eigen gewesen sein muß und jetzt noch manchmal aufblitzte. „Man hat mich immer für viel klüger gehalten, als ich bin, weil ich ihn hatte; — ein richtiger Schaumschläger war ich“, sagte sie.

Hildbachs größter Zauber aber lag in der Zärtlichkeit seines Wesens. Es konnte sein wie eine süße Liebkosung, — beschützend zugleich — so zart und rein, daß man glücklich war, sie zu empfangen.

Seine Frau war die herbere Natur; man brauchte viel länger, um sie kennen zu lernen. Möglich, daß sie auch die stärkere war. Und das Schicksal selbst mußte dem lebenswerten Mann freundlich begegnen und ihn — Jahre nach dieser Zeit — vor ihr sterben lassen. Mit der Kraft ihrer Liebe trug sie ihn, keine Stunde von ihm getrennt, durch die Zeit der Krankheit und des Verfalls; sie war immer neben ihm, auch im Krankenhaus, und bis an die Schwelle heran, über die auch der Geliebteste allein gehen muß.

Hildbach und seine Frau hatten Freude an meiner Stimme, und als eine ihrer Schülerinnen, mit der ich wieder zu singen angefangen hatte, Frankfurt verließ, übernahm Frau Hildbach selbst meinen Unterricht. Da kam doch wieder Musik in unser Haus, und nun war sie eitel Freude, nicht mehr Qual.

Manchmal besuchte uns auch in Frankfurt der Maler Eduard von Gebhardt, dessen Tochter längere Zeit bei uns lebte. Meine Mutter hatte ihn in seiner Jugend gekannt, im Pastorat von Sakobi; jetzt war er ein alter Mann, reich an schmerzlichen Erfahrungen und großen Erfolgen, und immer noch voll Pracht des Lebens. Wenn er da war, ging ein ganz neuer Rhythmus durch die Stunde, die er mit Humor und Witz oder auch einem tiefen Ernst erfüllte. Das leuchtende Blitzen

seiner blauen Augen vergesse ich nie. Er nahm seine Kunst unendlich ernst, und hatte die hellste Freude daran, die große Freude seines Lebens, und es war ihm auch vergönnt, bis fast zu seinem letzten Lebenstag zu malen. — —

Es hielt uns manches in Frankfurt; trotzdem war das herrschende Gefühl in uns beiden, daß der Abschnitt unseres Lebens hier zu Ende erlebt sei. Das Wesentliche, das Bestimmende war gewesen — nun drängte alles leise auf einen Abschluß und einen neuen Anfang anderer Art hin.

Aber der Abschluß mußte der Abschied von meiner Mutter Lebensarbeit sein, auch in ihren letzten bescheidenen Formen, der unwiderrufliche Schritt in den Lebensabend. Manchmal sehnte sie sich danach; im Grunde war ihre Vitalität noch viel zu stark dazu.

Nach dem Ende in Frankfurt und vor dem Anfang in Heidelberg aber setzte sie wie eine Pause eine aus allem herausgehobene Zeit: sie reiste mit mir nach Livland.

Nach drei Jahrzehnten wollte sie nun ihre alte Heimat wieder aufsuchen. Freilich war es nicht im tiefsten Sinn die Heimat, denn nach Finn reisten wir nicht; den weiten Weg nach Estland hätte sie nicht machen können, wir wollten nur in Inzeem bleiben. Sie konnte mir nicht, wie sie es sich gewünscht hätte, den Eichwald und das Meer zeigen; — eigentlich aber wäre ein Wiedersehen mit Finn ja doch nicht möglich gewesen, denn es war nicht mehr zu erreichen, auch wenn wir davor gestanden hätten. Der Weg dorthin wäre ein Weg in die Vergangenheit gewesen, ein Weg zurück, den es nicht gibt. Unerreichbar sind alle leuchtenden Orte der Vergangenheit — — oder sind sie immerdar gegenwärtig, weil sie uns mit geschaffen haben, wie wir heute sind?

Eine Anknüpfung an die Jugendzeit wurde dieser letzte Besuch in Livland trotzdem in manchem. Ein Jahr vorher hatte meine Mutter, von Frankfurt aus, eine andere Stelle wiedergesehen, wo sie auch Fäden aus einer fernen Zeit wieder weiterspinn: die Insel Mainau.

Die Großherzogin Luise hatte uns beide für die Sommerferien eingeladen; so nahm sie energisch die Pflege der Freundschaft mit meiner Mutter wieder auf. Sie lud sie aber nicht allein ein, denn sie wollte gerne wissen, was für eine Tochter ihre Gräfin hatte. Diese Sommerwochen waren ein langer Ausflug in den Sonnenschein, und alle guten Geister walteten darüber. Da kam meine Mutter wieder in das vertraute freundliche Land; was sie hier erlebt hatte, lag weit genug, daß es nicht weh tun, nur freundlich grüßen konnte. Sie war hier gern ein verwöhnter, geliebter Gast; mehr hätte sie nicht mehr sein mögen.

Auf der Hinreise zeigte sie mir Nürnberg, das ihr so teuer war; ihre eigenen Schätze suchte sie mir immer weiterzugeben.

Mit ihrer allzu großen Unbekümmertheit um Aeußeres hatte sie sich wenig Sorge um unsere Toiletten gemacht, und ich kam dies erstemal auf der Mainau in unsagbar bescheidenen Kleidchen daher. Es war vielleicht der beste Beweis für die Bornehmheit des dortigen Lebens, daß mir das gar nichts ausmachte. Es war auf der Mainau besonders leicht, nicht schüchtern zu sein und sich nicht ungeschickt vorzukommen, denn die Großherzogin verstand es meisterhaft, einem Selbstvertrauen zu geben, so daß man auf alles einzugehen wagte, was es Schönes gab. Und natürlich waren alle Menschen im Schloß, Hausgenossen und Geladene, zu einem Gast der Großherzogin so freundlich, wie sie in einer anderen Umgebung kaum zu einem jungen Mädchen gewesen wären. Die Großherzogin hatte uns auch besonders schöne Zimmer anweisen lassen, und ein edler und schimmernder Rahmen der Tage hebt unmerklich den, der hindurchschreitet. In diesem sonnigen Schloß und unter den Bäumen am leuchtenden See war es leicht, beschwingter zu gehen, als anderswo.

Dies war die erste Anknüpfung an ein Stück Jugendland meiner Mutter; der folgende Sommer brachte die zweite: die Reise nach Livland.

---

## Viertes Buch

### Livland

Meine Mutter war überzeugt, sie würde nicht mehr Russisch sprechen können, obwohl sie vor unserer Reise ein russisches Buch gelesen hatte. Aber sieh da, als wir in Wirballen auf den Zoll mußten, wußte sie sich mit dem Gepäckträger zu verständigen, daß ich nachher zu ihr sagte: „Kein Wort wolltest du mehr sprechen können — und du hörtest ja gar nicht mehr auf!“ In der Dämmerung des frühen Morgens fuhr der Zug weich in das fremde Land hinein. Schon auf dem Zoll hatte uns lauter Fremdes umgeben; wie leise, fast lautlos, bewegten sich hier die Menschen, und wie viele Leute brauchte man zu der Arbeit, die bei uns ganz wenige laut und robust getan hätten! Seltsam glühte das rote Licht der ewigen Lampe vor einem Heiligenbild im Wartesaal, und die schönen Laute einer ungewohnten Sprache umklangen uns.

Jenseits der Grenze war die Landschaft nicht anders, als wir sie kannten, aber jede einzelne Gestalt, die am Wege stand, war es. Eine andere Rasse, ein anderes Leben, eine andere Geschichte sahen uns aus einer jeden an.

Ein solches Miteinander von Vertrautheit und Fremdsein war auch Inzeem. Vertraut war meiner Mutter die Art der Menschen, der edle und schlichte Stil des Lebens, der zu vornehm war, um luxuriös zu sein. Es war sehr behaglich und bequem in Inzeem, aber das äußere Behagen spielte keine so große Rolle, wie auf den deutschen Gütern,



die wir kannten. Gewiß war meine Tante Gabriele Tiefenhausen eine verwöhnte Frau, aber sie konnte später nicht nur ohne eine einzige Klage so arm sein, daß sie in einem kleinen möblierten Zimmer sitzen und mit ihren von der groben Hausarbeit rot und rissig gewordenen Händen Heimarbeit machen mußte, — sondern das, wonach sie sich dabei am tiefsten sehnte, waren nicht ihre schönen Räume und ihre behüteten Tage, aber — nächst den Menschen — die edlen Bäume im Park.

Das Inzeemer Haus lag fern von den Wirtschaftsgebäuden; es war ein braunes Holzhaus, niedrig und lang, und von der Veranda aus sah man über Rasenflächen in das Baumdunkel des Parkes; auf der anderen Seite war der Blumengarten mit den hohen Rosen. Und ringsum draußen lag die schwermütig schöne Ebene unter dem weiten Himmel eines nordischen Landes, wogten die reifen Felder unabsehbar weit, stand am Horizont der Wald mit den eigenen Jagdgründen.

Damals lebte man still in Inzeem; der Landrat Tiefenhausen war die längste Zeit des Jahres als Mitglied des Reichsrats in Petersburg; in den Sommermonaten suchte er nur Stille. Mit der Gutswirtschaft hatte er nicht viel zu tun und seine Frau gar nichts. Sie hatte sich eine andere Arbeit geschaffen: unter den Bauern des Gutes, da, wo es Krankheit gab oder kleine Kinder oder fürsorgebedürftige alte Leute, und es fehlte ihr eigentlich nie an Aufgaben. Sie war ganz Herrin — auch in dem Sinn, daß sie ohne Rücksicht auf sich selbst jede Pflicht auf sich nahm. Die Generation, der sie und meine Mutter angehörten, beherrschte die Form in der Vollendung, und dies schien mir gerade nur ein Symbol zu sein für etwas Tieferes. Ihr Adel bestand darin, daß sie Herr waren — wie über die Form, so über die wechselnden Verhältnisse, über den Reichtum wie über die Not — freie Menschen kraft der Stärke ihres sich selbst beherrschenden Willens. Die meisten fanden es allerdings auch selbstverständlich, Herr zu sein über andere Menschen, die in einem dumpfen Leben steckengeblieben waren, — — und hier wurde meine Mutter eine Fremde unter ihren Standes-

genossen. Die riesige Kluft, die zwischen den paar Tausend deutscher Herren und den Millionen eingeborener Knechte bestand, konnte ihr nicht selbstverständlich sein. Vielleicht war sie zu lange fort gewesen in einem Land, in dem trotz der Feindschaft der Klassen die Trennung nicht so allseitig war; vielleicht hätte sie ihrer Natur nach auch immer sich dagegen auflehnen müssen. Als ganz kleines Kind hatte sie bei ihrem Großvater ein leibeigenes Mädchen zur Strafe auf Erbsen knien sehen; der Schreck, der sie damals erfüllte, hätte der Anfang werden können zum Zweifel an der Gottgewolltheit der Verhältnisse in ihrer Heimat. Vielleicht aber auch nicht. Denn wer ständig dort lebte und sah, wie freundlich die Beziehungen zwischen den Herren und den Letzten und Ersten geworden waren, konnte gewiß nur schwer festhalten, daß auf dem Grund des Gewordenen eine ungelöste Ungerechtigkeit liegen mußte. Als sie sich später in der Revolution an einem fast schullosen Geschlecht rächte, konnte meine Mutter es von Deutschland aus wohl verstehen, aber von denen, welche es traf, wäre eine solche Einsicht inmitten ihrer eigenen Not zuviel verlangt gewesen. Wie sollten sie sich als Erben einer Schuld fühlen in dem Augenblick, wo man an ihnen schuldig wurde?

Ich schämte mich, wenn einer der lettischen Knechte oder eines der Mädchen mir den Armel küßte. Ich ging ihnen aus dem Weg — und meine Mutter auch.

Aber wer dachte denn damals daran, daß diese ganze wunderschöne Welt — das Haus und seine künstlerischen Dinge, der Park und die reichen Felder — daß dies alles in ein paar Jahren für immer verloren sein werde und diese Menschen, denen die Heimatliebe die Basis ihres Lebens war, heimatlos hinausgeschleudert sein würden in eine fremde Welt und Zeit?

\* \* \*

Die fröhliche, von Liebe erfüllte Ruhe in Inzeem war gerade das, was meine Mutter als Einkehr zwischen zwei großen Lebensabschnitten brauchte. Sie und ihre Schwester kamen einander mit jedem Jahr ihres Alterverdens näher, und als Wirtin in ihrem eigenen Haus war Gabriele besonders bezaubernd. Ihre Schönheit, die später auch Alter und Krankheit nicht verwischen konnten, war zugleich so mädchenhaft, und in ihrer Freude über unser Kommen war sie so anmutig, daß es eine Lust war, sie anzusehen. Immerhin machte es auch ein bißchen Vergnügen, sie in ihren manchmal schroffen Überzeugungen hier und da zu hofieren, indem man sich z. B. abends aus dem Fenster mit dem Ruf des Käuzchens mit seinen Vettern noch einmal grüßte. Viel Einsicht erwartete sie selber nicht von mir, weil ich ja auch in großen Dingen anders dachte. Daß ich studieren wollte, gefiel ihr nicht; Verständnis dafür bekam sie nie. Wir gingen, meine Mutter und ich und auf der anderen Seite sie, fast in unserem ganzen Denken auseinander; aber man liebt ja nicht die Überzeugungen des andern, sondern seine Gesinnung und sein Wesen.

Ihren Schwager hatte meine Mutter immer sehr hoch gehalten, diesen zartfühlenden klugen Mann mit dem feinen Humor. Etwas fremd blieben sie sich trotzdem; er ging nie ganz aus sich heraus und hatte auch nicht die Gabe, andere herauszulocken. Mir war er reizvoller als alle seine Söhne, trotz seiner weißen Haare; aber es war eine bewundernde Liebe aus der Entfernung.

Wir waren damals ziemlich viele in Inzeem: Söhne und Töchter und der Schwiegersohn meiner Verwandten, ein Augenarzt aus Riga. Und wie ein Freund gehörte zu uns die große Hündin Irma. Sie war so für die Menschen, die sie liebte, aufgetan, daß sie ihnen manchmal mehr abspürte, als einer dem andern. So selbstlos wie ein Hund liebt kaum ein Wesen — gewiß kein Tier, und kaum je ein Mensch. Ein Hund kann Instinkte, die alles Lebende binden, einfach ignorieren in der Gewalt seiner Hingebung. Im Mittelpunkt seines Lebens steht nicht er selbst, sondern ein Wesen, das nicht einmal von seiner Art ist;

für das hungert, dürstet, leidet und stirbt er, wenn es sein muß, und dessen Güte ist ihm der Inbegriff des Daseins. So war Irma; außerdem war sie vollendet schön. Sie ist ein Bestandteil der Erinnerung an Inzeem, ohne den das Bild unvollkommen wäre.

Verschiedene Menschen, die meine Mutter gern sehen wollten, kamen auch zu Gast; sie konnte doch unmöglich durch sämtliche drei Provinzen reisen, um alte Freunde und Verwandte wiederzusehen! Es war nur ein Ausschnitt, was sie erlebte. Und dies Gastsein war so anders, als ihr eigenes Leben einst in der Heimat gewesen war, daß es keine Wehmut starker Erinnerung für sie brachte; die Vergangenheit rief nur ganz leise in die Gegenwart hinein. Warum wir Minna Seesemann-Ungern nicht sehen konnten, weiß ich nicht mehr. Gerade sie habe ich nie näher kennen gelernt, und meine Mutter konnte die Freundschaft mit ihr nur in Briefen bewahren, denn nach Deutschland kam Frau Seesemann fast nie.

In diesem Sommer sah meine Mutter nach 30 Jahren Gabrielens ältesten Sohn wieder, der als kleines zartes Bübchen ihr Liebling gewesen war. Er kam aus der Wolgasteppe, wo er als russischer Beamter lebte. Es gibt ein eigentümlich vielsagendes Bild von ihm und den Ältesten seines Dorfes: eine elegante junge Gestalt, das Georgenkreuz aus dem Japanischen Krieg im Knopfloch, in sehr sicherer Haltung; rund um ihn plumpe, dunkle Bauerngestalten in langen Kitteln, mit breiten Händen und ernstem Blick — schwer, als trügen sie Schicksal — und als könnten sie, wenn sie wollten, diesen zierlichen Herrn wie ein schmales Stämmchen zerbrechen.

Seine Mutter sah ihn ungern in russischen Diensten. Die Russifizierung hatte sie zu einer scharfen Gegnerin Rußlands gemacht, und ihre Töchter hatte sie nicht einmal die Sprache lernen lassen. Sie hatte gegenüber dieser „Kulturärmeren“ Nation das stolze Überlegenheitsgefühl der deutschen Balten, das soviel Irrtum in sich schließt. In ihren Kindern war es schon anders; kaum aus erarbeiteter Überzeugung, mehr aus Abschwächung durch die Verhältnisse. Es war überall der-



selbe Unterschied zwischen der alten und der jungen Generation, dort und bei uns: die junge hatte nirgends die starke Ausgeprägtheit aller Züge, sie war die schwächere Rasse, matter in Farbe und Form.

Aber ein starkes Gefühl lebte doch in meinem ältesten Vetter Heinrich, das eine, das ganz stark blieb in allem Wechsel seiner Erlebnisse: die Liebe zu seiner Heimat. Kein Mensch war ihm so teuer wie die Wälder und Gewässer um Inzeem, in denen er jagen und fischen und in die taublisende Frische der Frühlingsmorgen tauchen konnte, wenn er den Auerhahn beschlich. Mit ihm den großen Besitz zu durchstreifen, war schön; er war es, der mir Fuchsbau und Ameisenhügel, den blauflimmernden Eisvogel über dem Fluß, alle die Schönheiten von Inzeem zeigte. Dabei kontrollierte er, ob ich nicht endlich zur Baltin würde, und lobte mich, als er entdeckt zu haben glaubte, daß ich „ja“ schon aussprach wie er.

Meine Mutter sah ihn gern an, er hatte die schönen Hände ihres Vaters. Und sie suchte und fand auch in ihm den kleinen Heini wieder, wie sie ihn in der Lindenallee auf dem Boden hockend zuletzt gesehen hatte, als er, mit vor Eifer heißer Stirn unter blonden Locken, mit seinen kleinen Händen im regennassen Boden herumknetete und sagte: „Ich mache auch Menschen wie der liebe Gott.“

Sie liebte an Männern zwei Dinge: Kraft und Zartheit. Ihr hatte nie eine Kraft imponiert, die den leisesten Anflug von Brutalität hatte. Darum waren ihr die beiden Heinrich Liesenhausen, Vater und Sohn, so sympathisch, weil sie fühlte, daß nirgends in ihrem Wesens etwas war, was brutal hätte werden können, — selbst in Heinis Zähzorn nicht. Und es tat ihr leid, daß er die Kraft nicht hatte, die einer feinen Seele erst ihren vollen Wert verleiht, Kraft des Fühlens, des Willens und der Gedanken. Er hatte statt dessen das, was oft ein Ersatz dafür zu sein scheint: einen grenzenlosen physischen Mut; aber ihr war es zu wenig.

\* \* \*

Einige Zeit wohnten meine Mutter und ich auf dem Quellenhof, dem kleinen Waldgut, das zu Inzeem gehörte; dorthin waren auch Marie Seesemann — meine Schwester Ila, — und ihre Kinder eingeladen, solange ihr Pastorat umgebaut wurde. Nur im Märchen liegt ein Haus so einsam im Wald, wie hier das kleine Bohnhaus lag; der Garten mit seinen bunten Spätsommerblumen nur trennte es davon, und die Bäume rauschten nachts in die Fenster hinein, vor denen die Käuzchen riefen. Nadelbäume und Birken allein wuchsen dort; die weißen Stämme leuchteten um so heller zwischen den dunklen Nachbarn.

Den halben Tag streiften Ila's blonde Kinder dort umher, suchten Pilze und machten Vogelstimmen nach. Die ganze weite Einsamkeit gehörte uns allein.

An einem Morgen kam Heinrich hinausgeritten, um Abschied zu nehmen, ehe er nach Saratow zurückreiste. Noch einen letzten Tag hatten wir, an dem er seinen geliebten Wald sah und zwischen den roten Felsen den sprudelnden Fluß; dann nahm ihn die Steppe wieder auf, weit fort und fremd.

Er führte mich seine liebsten Wege, und seine fast scheue Art, sie mir zu zeigen, war doch, als gebe er sie mir alle zum Geschenk. Zwischen den Birkenstämmen kamen uns Hand in Hand Niese und die kleine Schwester entgegen, aber wir bogen aus und gingen tiefer in den Wald, wo die Blautannen des Friedhofs ragten. „Hier muß ich auch einmal begraben sein,“ sagte er, „einerlei, wo ich sterbe.“ Das ist ihm nicht zuteil geworden, und der Tod kam so bald, wie wir es uns nicht träumen ließen. Wir bauten miteinander in Gedanken an seiner Zukunft, wir ließen ihn aus der Steppe fortziehen, um in den herrlichen Kaukasus zu gehen.

In der Dämmerung nahm er Abschied, er hatte lange bis Inzeem zu reiten. Sein Gesicht war ganz starr, so bitter ward ihm die Trennung; er kehrte sich keinmal mehr um, als er auf dem herbstdunstigen Waldweg davonritt. So grazios und sicher wie er ging, saß er zu

Pferde — und so sahen wir ihn zum letztenmal. Wenige Jahre darauf geriet er im Kaukasus mit einer Räuberbande ins Gefecht; um sich nicht gefangenzugeben, sprang er aus dem Fenster eines hohen Gebäudes auf die Straße und verletzte sich das Gehirn so, daß er im Wahnsinn starb. Niemand von den Seinen konnte ihn erreichen, der Krieg sperrte alle Wege, und es dauerte Monate, bis seine Mutter mehr erfuhr, als nur die Tatsache seines Todes.

\* \* \*

Ende September brachen wir aus Inzeem auf und reisten zurück nach Deutschland. Wir fuhren durch die Nacht; als es Morgen wurde, waren wir an der Grenze, und große kräftige Deutsche nahmen sich laut und energisch unserer Koffer an; sehr viel weniger Leute waren dazu nötig, als in Wirballen, ein paar Kilometer weiter nur, wo die vielen dunklen Gestalten leise durcheinandergehuscht waren, während im Wartesaal die ewige Lampe brannte, — damals, als wir in das fremde Land hineinfuhren, wo es so wunderschön gewesen war. —

Aus der Weite und Fülle kommend, traten wir nun in unsere kleine Heidelberger Studentenwohnung, wo wir schon fast von der Schwelle aus das große Büfett an der Wand gegenüber berühren konnten, und wo der Flügel das Wohnzimmer halb ausfüllte. Und hier würde niemand sein, der einem sogar die Steine und Äste aus dem Weg räumte, wie die Bettern das getan hatten, wenn man mit ihnen durch den Wald ging.

Aber wir hätten beide nicht in den baltischen Provinzen leben können, auch meine Mutter nicht mehr; abseits vom Leben zu stehen, hätte das bedeutet. Meine Mutter sah, daß es mir geboten wurde, — und damit ja auch ihr — aber weder eine baltische Edelfrau, noch eine Lehrerin in Finn konnte ich werden, keins davon war für mich ein Ruf. Das verstand sie wohl. Ihr selbst wäre es auch kein Heimweg gewesen, denn Heimat war ihr das Land dort nicht mehr, zuviel Kraft und Liebe hatte sie in einen anderen Boden gesenkt, nun war sie dem verbunden.

---

## Fünftes Buch

# Heidelberg

### I. Kapitel

Nun war meine Mutter ohne Arbeit, — und damit war wirklich ihr Lebensabend gekommen. Für sie, die mit 17 Jahren zu arbeiten begonnen und kein einziges Jahr damit ausgesetzt hatte, bedeutete dieser Abschnitt einen erschütternden Verlust.

Was nützte es, daß es viele Beschäftigung für sie gab? Was ihr von nun an genommen war, war viel zu stark, bedeutend und ernst gewesen, als daß es ersetzt werden konnte: wirkliche Arbeit. Das war ein Abschied, der nur durchlebt und überwunden werden konnte, aber nicht gemildert oder verschleiert.

Da stand auch das Alter nah vor ihr. Bis dahin war es ihr keine Wirklichkeit gewesen; so zart ihre Kräfte waren, so war dennoch auch ihr der Moment schwer und rätselhaft, an dem sie sah, daß sie an den Zeitpunkt gekommen war, von dem aus man äußerlich nur noch verlieren kann — Kräfte, Erlebnismöglichkeiten, Schönheit — und wo alles darauf ankommt, innerlich so viel zu gewinnen, daß der Abstieg kein Niedergang wird. Arbeit war nicht mehr für sie da, aber hier war eine Aufgabe, wie sie nicht ernster gedacht werden kann, und so unscheinbar wie noch keine.

Dort in Heidelberg lebten nun sie und ich allein miteinander. Das



Kannte ich noch gar nicht, und es machte mich zuerst geradezu verlegen. So nahe wir uns waren, empfand ich es doch so, denn es gab auch eine Fremdheit zwischen uns. Sie reichte freilich nicht in die letzten Tiefen unserer Beziehung, — aber nicht immer drang das Gefühl so tief.

Meine Mutter war nun ganz und nur noch für mich da; mir ein Heim zu schaffen, so schön sie nur konnte, war das, was ihr Freude und Sorge machte. Und sie bangte manchmal davor, daß auch diese Aufgabe immer kleiner werden würde, je mehr ich mich anders entwickelte als sie, und je mehr ich vielleicht anderes brauchte, als sie mir geben konnte.

Wir waren in Heidelberg ganz fremd; darum blieb sie anfangs viel allein. Es kamen unzählige Stunden, in deren Stille und Einsamkeit sie Auge in Auge stand mit ihrem Leben, das zum größeren Teil vorbei, Vergangenheit war, und dessen Rest ihr nichts verriet.

Neben unserm Häuschen lag damals noch der große Botanische Garten; er war immer menschenleer. Dorthin ging sie oft ganze Vormittage lang. Man sah auf blaue Berge; still und mächtig lebten die Pflanzen um sie her, und im Frühling vibrierte die Luft vom Schlag der Finken. In diesen Stunden fand sie sich dem neuen Angesicht ihres Lebens gegenüber zurecht. Sie lernte das Loslassen — vielmehr, sie lernte es weiter und noch lange nicht aus. Denn das Loslassen, scheint es, ist die große Lektion des Lebens.

\* \* \*

Für mich war der Anfang in Heidelberg auch schwer. Unter fremden Lehrern, fremden Studenten mich allein durchzusetzen, brachte mir nur Schrecken, noch keine Freude. Ich hatte immer Angst, was ich auch anfang, daß ich es nicht können, sondern auf einmal versagen werde. Und ich sehnte mich jämmerlich nach meiner Prinzessinnenzeit, da Heinrich und Felix Liesenhausen um die Wette meine Kavaliere gewesen waren. Aber nie wurde die Sehnsucht so stark, daß sie mir ein

Kompromiß ermöglicht hätte. Ein Studium unter fremden Menschen, nach dem Examen ein Beruf unter fremden Menschen — das schien mir oft fast unmöglich; aber ein Ausweg war nicht da.

Da ich also aushalten mußte, wuchsen mir die Kräfte, und ich begann die Freude am Studium zu erleben, die immer nur größer und tiefer wurde, je länger es dauerte.

Meine Freude war meiner Mutter Freude. Wir waren ja Kameraden; ich sagte ihr oft: „Ich liebe dich nicht, weil du meine Mutter bist, sondern weil du mir gefällst.“

Jede Vorlesung und jeden Professor lernte sie durch mich wenigstens in Umrissen kennen. Manchmal arbeitete sie mit mir; sie konnte Zuhörer sein, wenn ich etwas zu referieren hatte, und sie las mir vor. Die vielen Bücher, die ich nicht durcharbeitete, sondern nur lesen wollte, lernte ich fast alle durch ihre liebe Stimme kennen. Dazu war der Abend da. Und da wir alle beide, was wir lasen, sehr lebendig machten, so war es fast, als seien Domazewskis „Römische Kaiser“ und Ricarda Huchs Romantikerfrauen bei uns zu Gast gewesen. Wir haben viele Freude durch diese Stunden gehabt; die Räume unserer kleinen Wohnung wären ohne sie nicht so rasch erinnerungsreich und darum vertraut geworden. Hier und da weiß ich noch die Stelle, an der wir saßen, als sie dies und jenes las, — die Klage des gefesselten Prometheus oder die gefühlvollen Gespräche, die Balt mit seinem Bruder Vult führte, während er ihm sein „Zöpfgen“ flocht.

Einige Vorlesungen, darunter Drieschs Einführung in die Psychologie, besuchte meine Mutter selbst.

Nur langsam schwand die Angst, in deren Beklommenheit sie gestanden hatte, seit ich zu studieren anfang: daß das größere Wissen mich ihr entfremden könnte. Es war ihr schmerzlich bewußt, daß sie damit nicht Schritt halten konnte, daß sie mir nicht mehr noch unverstandene Dinge erklären oder neue Gesichtspunkte geben konnte. Und ich vermisse das oft selbst. Denn wo wir wie Kinder lieben, möchten wir den andern in allen Stücken uns überlegen sehen; wir freuen uns

an jedem Können, das er mehr hat als wir, und wir wollen so gern, daß er recht hat und wir unrecht! Darum bedauerte ich die Begrenzung von meiner Mutter Bildung. Aber sie wußte sie wettzumachen durch ihre Bereitschaft, zu lernen und auch umzudenken. Sie hielt es nicht für ihrer unwerth, sich von einem jungen Menschen belehren zu lassen, wo sie glaubte, daß er eine Sache wirklich verstand, und durch ihn ihre eigenen Meinungen vielleicht zu ändern.

Aber wir kamen in eine viel größere Schwierigkeit, eines mit dem andern, und das geschah durch unsere ganz verschiedene formale Begabung und Schulung. Sie erfaßte fast immer intuitiv, — ich viel mehr durch Nachdenken; sie begnügte sich mit ungefähr umrissenen Begriffen, — ich verlangte die klarste Schärfe; sie hatte über manche Dinge Urtheile, die ungenügend begründet waren oder auf einer zu knappen Kenntniss beruhten. Sie, die Grundwahrhaftige, erzählte mitunter von früher und von Geschehnissen, indem ihre Phantasie, ihr beweglicher Geist, voller Wärme unbewußt daran verwandelte, — ich war dann zornig, daß sie nicht exakt berichten konnte.

Da hatte sie oft Angst, daß die kritische Neigung ihrer Tochter allzu scharf werden möchte. Mir machte es nichts aus, wenn jemand wenig wußte, aber ich verlor gleich die Geduld, wenn er nicht logisch und gründlich dachte.

Was in Heidelberg besonders das Interesse meiner Mutter weckte, das war der neue Typus, die Studentin. Eine studierende Frau war damals gar nichts Seltenes mehr, wenn sie auch noch etwas anders angesehen wurde als heute. Uns aber waren diese neuen Verhältnisse noch fremd, — und wie warm umfaßte der Blick meiner Mutter immer alles junge Leben! Sie hatte keine Mühe, das Verlangen nach dem Studium bei einer Frau zu verstehen; für die politischen Forderungen hatte sie keinen Sinn, sie war selber ganz unpolitisch und konnte nicht ermessen, welche Nothwendigkeit politische Rechte waren, und warum. Sie hatte das tiefe adlige Grauen vor politischer Betätigung, das die Menschen ihrer Zeit mit viel mehr Recht haben durften, als die

Generation von heute, die um ihrer besten Gefühle willen nicht mehr seitab stehen kann.

In Heidelberg erst berührte uns die Frauenbewegung, und wir lernten sie aus ihren tiefen Gründen heraus verstehen. Da merkte meine Mutter, daß sie selber, ohne es zu wissen, mit in der Front gegangen war, als sie mit 17 Jahren entgegen aller Tradition sich ihr Schicksal auf eigene Weise gebaut hatte. Nun sah sie ihre Tochter bewußt und überzeugt den Weg weitergehen. Mein Herz erfaßte mit Begeisterung die neuen Ziele meines Geschlechts. Aus einem einzigen Grundgefühl heraus grüßte ich sie so als die Befreiung aus etwas, wovon ich merkwürdig stark bedrückt worden war. Meine Mutter hatte das nie gekannt, aber ich kannte als eine ganz persönliche Angelegenheit dieses quälende Gefühl, einem Geschlecht anzugehören, das als das minderwertige galt. Ich weiß selber kaum, wie das so stark in mir werden konnte; es kam vielleicht durch Bücher, es kam im gesellschaftlichen Verkehr mit Männern — und mit Frauen, — und wo nur etwas diese Einschätzung der Frauen andeutete, war es für mein überwaches Ehrgefühl eine persönliche Verletzung. Das war um so mehr so, weil in mir selbst ein Mißtrauen gegen mein Geschlecht lebte, das uralte eingewurzelte Mißtrauen in ihren menschlichen Wert, welches die Jahrtausende den Seelengründen der Frau eingepreßt haben, so daß erst wenige es überwinden konnten. Es war aber eine Erniedrigung, unter den Menschen kein voller Mensch zu sein, und aus der Erniedrigung strebte ich inbrünstig heraus. Das erste Solidaritätsgefühl, das mir aufging, war das mit den Frauen, die dasselbe empfanden und danach taten. Was bedeuteten Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten neben dem Kampf um Würde, den ich hier sah? Ich lernte wohl, daß noch andere Ursachen und Ziele den Strom dieser Bewegung fließen machten; mir aber war der Zugang geworden von dieser einen Seite aus, und das allein bestimmte mich. Ein Mensch sein, der ganz ernst genommen und als mündig anerkannt wird, und Frau sein als eine Bereicherung dieses Wesens nach einer Seite hin, so wie ein Mann sein



Geschlecht als Bereicherung nach einer andern hin trägt — das mußte man doch erreichen können? Gewiß konnte man nie aufhören, es zu erstreben. Dann erst konnte auch die Liebe, die Gabe aller Gaben der Erde, ihre letzte Schönheit gewinnen.

Zum erstenmal durfte ich an der Lösung einer großen Sache mit beteiligt sein. Wir, die Anfänger unserer Bewegung, waren verantwortlich, das Beste zu leisten, wir hatten noch das wundersame Gefühl, nicht nur für uns, sondern auch für eine Sache zu stehen; jede Arbeit, die wir machten, stand unter diesem Zeichen.

Es war gut, daß man auch so ganz im stillen zu dieser Bewegung gehören konnte, denn zu etwas anderem wäre ich nie zu brauchen gewesen. Aus mir hätte man keinen Führer im Kampf machen können, niemand, der Angriffe und viele Blicke ertrug.

Ich kam nicht sehr in das studentische Leben hinein, ich war ja schon älter als die, welche gleich nach dem Abitur hier studierten; leider kam ich auch mit einer andern Vorbildung als sie. Aber mit tiefer Dankbarkeit ging ich doch durch die Tür der Universitätsgebäude und richtete mich auf den unbequemen Bänken der Hörsäle ein, in dem Hochgefühl, daß ich dennoch hierher gehörte.

Meine Mutter hatte bald eine kleine Schar Studentinnen um sich, die regelmäßig kamen; wo sie war, da fand sich auch Jugend ein. Dies war die Gruppe der „Christlichen Studentinnen“, die in Heidelberg klein und sympathisch war. Unsere ersten anderen Bekanntschaften vermittelte die Großherzogin; sie tat uns die Häuser meiner Lehrer auf. Meine Mutter ging damals auch noch abends aus, es waren die letzten Jahre, in denen sie verhältnismäßig gesund war. Da wurden wir manchmal zusammen eingeladen, und solche kleinen Gesellschaften machten ihr herzlichste Freude. Sie fühlte sich sehr wohl unter den Menschen, die sie hier kennen lernte, und mir schien, daß alle sich besonders gut mit ihr unterhielten. Ich bin oft gefragt worden, ob ich nicht im Schatten meiner bedeutenden Mutter gestanden hätte. Aber ich habe das niemals so empfunden. Sie war die ausgeprägtere Per-

sönlichkeit, die fesseln mußte, der Mensch aus überlegenem Geschlecht — ich war alles das, was ich überhaupt von ihr hatte, ganz abgeschwächt und in uninteressanteren Konturen. Aber ich war so sicher, daß sie immer mich vorschob, um mir alles, was freuen konnte, zu geben, und daß sie sich selber ganz unwichtig nahm, — daß ich niemals die Nähe ihrer Persönlichkeit als Schatten erlebte, nur als Schutz, und manchmal sogar als ein Licht, das auf mich fiel und mich andern lieb machte.

Am schönsten war es für sie und mich bei Professor Stählin, der auch mein liebster Lehrer war. In seinem Seminar war ich unter 13 Studenten das einzige Mädchen, — und er hatte es doch schnell erreicht, daß ich mich trotzdem wohl fühlte. Er verstand auch, aus jeder kleinen Einladung etwas Reizvolles zu machen, und bei ihm hatte man nie das Gefühl, daß die Männer froh waren, wenn bei einer Gesellschaft die Mahlzeit herum war und sie von der Pflicht, sich mit einer Dame zu unterhalten, befreit wurden.

So fand meine Mutter in Heidelberg manches für ihr eigenes Leben, was ihr half, den schweren Abschnitt leichter zu machen, als sie erwartet hatte. Und auch ihr wurden die engen Straßen der sonnigen Stadt heimatlich. Erstaunlich rasch wurden sie das, vielleicht, weil das Leben hier intensiver war, als wir es in Frankfurt gekannt hatten, und gewiß auch, weil die Landschaft uns lieblich umgab. Die Berge voll Wald, der klare Fluß — das war ja alles so nah, wir sahen es zu jeder Jahreszeit in ihrem besonderen Licht. Vor den Fenstern unseres kleinen Eßzimmers blauten die Berge jenseits des Neckar, da wo die helle Rheinebene anfang, und in den kleinen Gärten am Haus blühten im Frühling die Obstbäume und standen im Herbst voller Früchte. Die Vögel sangen wie berauscht in den Sommertagen, und die Nächte hatten hier ihren eigenen Klang: dann hörte man in den stillen Straßen die fließenden Brunnen gehen, die den süddeutschen Städten ihr geheimnisvoll lebendiges Wesen geben. Sie tragen mitten in das Menschenwerk einer Stadt eine quellende Gabe der Natur

und zwischen die Starrheit der Steine unaufhaltsame Bewegung. Man hat sie ehrerbietig in schöne Gehäuse gefaßt, und Tag und Nacht füllen sie rauschend die steinernen Schalen.

## 2. Kapitel

„Und was macht der kleine Mitstudent?“ Das war Paul, unser wöchentlicher Tischgast, der so zu fragen pflegte, wenn er meine Mutter begrüßt hatte, und der kleine Mitstudent, das war ich. Ich hatte da einen ungewöhnlichen Kommilitonen; dieser Freund Paul, der zur selben Zeit in Heidelberg studierte, hatte die Hauptarbeit seines Lebens schon hinter sich. Er war viele Jahre Pflanze in Guatemala gewesen, aber dann zwang ihn die unheilbare Krankheit seiner Frau, nach Deutschland zurückzukehren. Um sich hier eine neue Stellung zu erwerben, wünschte er noch seinen Doktor zu machen und studierte Nationalökonomie und Jura. Oft fuhr er abends zu seiner Frau nach Frankfurt zurück; sein Heidelberger Zuhause aber war bei uns. Meine Mutter kannte seine Frau, als diese noch ein junges Mädchen war, Paul war für uns eine neue Gestalt. Man mußte ihm schnell gut sein. Der erste Reiz freilich, der ihn für mich umspann, bestand darin, daß er ein Mensch war, der um Kap Horn gefahren war; der Hintergrund seines Lebens tat es mir an. Den vergaß man dann mehr und mehr über der Wärme und Lauterkeit seines Herzens und über dem Mangel an Romantik in seiner Natur. Er war geschaffen, Freund zu sein: voller Interesse für den andern und rücksichtsvoll wie eine feinfühligste Frau. Daß er jemand das Herz leidenschaftlich schlagen machen könne, vermochten wir uns nicht vorzustellen; aber seine herzliche Gegenwart war uns immer lieb.

Er hatte eine rührende Bewunderung für Frauen, die zu studieren wagten. Mich beneidete er manchmal auch ein wenig, weil meine Mutter mir so unbedingte Ruhe für meine Arbeit sicherte; sie ließ mich von allen andern Pflichten befreit sein, und oft sah ich nicht ein-

mal die Gäste, die kamen, wenn ich gerade viel zu tun hatte. Paul fand nie so volle Freiheit für seine Examensvorbereitung, seine erste Aufgabe blieb die Pflege seiner Frau, und die hielt ihn oft zurück auf dem Weg zu seinem spätgesetzten Ziel. Zu meiner Mutter stellte er sich wie ein Sohn. „Frau Pfarrer“ war für ihn und seine Frau eine hohe Autorität; nur in ihrer wunderlichen Naturheilmethode hörten sie auch auf sie nicht, der verschrieben sie sich urteilslos, — und die kostete nach ein paar Jahren Paul das Leben; er starb durch eine Hungerkur.

Viele Menschen gingen in unserer kleinen Wohnung aus und ein; Gäste aus Frankfurt waren darunter, auch meine Geschwister kamen. Wenn meine Mutter und ich solche Tage erlebten, und mochten sie noch so fröhlich sein, überkam uns oft ein Heimweh nacheinander, und wenn wir uns abends wieder allein fanden, war es wie eine Wiedersehensfreude nach einer Trennung.

Von der Einrichtung unserer großen Frankfurter Wohnung hatte meine Mutter nur einen Teil mitnehmen können, vieles hatte sie verschenkt und vieles untergestellt für die Dauer „unserer“ Studienzeit. Aber der Flügel war auch hier, soviel Platz er wegnahm, und meine Mutter liebte ihn wie etwas Lebendiges; wenn sie beim Staubwischen über ihn hinfuhr, schien ihre Hand ihn zu lieblosen. Sie hielt ihn selber instand, daß sein schwarzes Holz glänzte und sein Äußeres seines herrlichen Tones würdig war. Ich spielte kaum mehr, aber ich mußte meiner Mutter stundenlang vorsingen. Vor andern Menschen hätte ich es nicht gewagt; nur Paul oder die Gustel durften hier und da zuhören.

Im Singen war etwas wie ein schwacher Ausgleich für die Disproportion meines Lebens, dieses Lebens, das sich mit seinem Reichtum immer an den Intellekt oder an die Peripherie des Gefühls wandte, und das nie den ganzen Menschen und sein Zentrum, die Leidenschaft des Herzens, aufrief.

\* \* \*



Unsere Wohnung in Heidelberg hatten, ehe wir nach Livland reisten, Lena und ich, nach meiner Mutter Angaben, zusammen eingerichtet; sie lag an der Bergheimer Straße, einer sehr häßlichen Straße, durch welche eine Dampfbahn fuhr und viele Bierwagen rasselten. Aber auf der andern Seite — man brauchte nur um die nächste Ecke zu gehen — waren gleich der Neckar, freies Feld und Gärten; da störte uns die Straße wenig. Unsere Lena war in Frankfurt geblieben, wo sie im Haus eines Betters nun junge Männer statt junger Mädchen betreute; ihr hatten wir auch unsere Bettler anempfohlen, vor allem den „Großvater“, den unser Weggehen tief bekümmerte.

Das Haus in der Bergheimer Straße hatte nur zwei Stockwerke; winzig lag es zwischen seinen hohen Nachbarn. Unter uns wohnte der Hauswirt, — und manchmal drangen merkwürdige Gerüche aus seinem nicht sehr sauberen Haushalt in das Treppenhaus. Als mein Bruder Rudolf uns das erstemal besuchte, sagte er mit listigem Schmunzeln das Furchtbarste zu mir, was er mir sagen konnte: „Bei euch riecht's gut kleinbürgerlich.“ Aber der Schimpf dieser Behauptung wurde gegenstandslos, sobald man in unsere Zimmer kam. Die variierten in allem, daß sie meiner Mutter Zimmer waren. In meiner Erinnerung sehe ich sie meistens, wie sie im Sommer aussahen, wenn draußen die leidenschaftliche Hitze des rheinischen Sommers glühte und unsere geschlossenen Läden sie und das Licht nur gedämpft einließen. In den dämmerigen Räumen standen dann überall Blumen — blaßlila Iris, oder Rosen, oder Margueriten in Büschen. Es war schön, heiß und müde nach der langen Vormittagsarbeit hierher heimzukommen, in die schattige Stille der Liebe atmenden Heimat. Meine Mutter stand schon auf dem Balkon und wartete, und die Julie machte mit ihrem anmutigsten Lächeln die Thür auf und fragte: „Freiln Lalla, sein's noch e Kleins bissele am Leben?“

Was die Julie tat, war alles voll Anmut; wenn sie einen Kohleneimer hob, um den Ofen zu füllen, sah man die sichere Bewegung mit Freude. Sie selber ahnte nichts davon. Sie kam aus der großen Kinderschar

einer fränkischen Mühle, und eine so stramme Erziehung hatte sie gehabt, daß sie nicht einmal zur Kirchweih eine bunte Schleife in ihr krauses Kinderzöpfchen hatte binden dürfen.

Nie haben wir ein Mädchen lieber um uns gehabt, als dieses kluge, schelmische Geschöpf, das sich uns fröhlich anschloß und doch nie eine Grenze verlegte.

### 3. Kapitel

Meine Fächer: Germanistik, Geschichte und Philosophie, interessierten mich bald, denn hier war ein anderes Arbeiten, als auf der Frankfurter Akademie. Ich nahm auch noch Nichtigkeiten, ja Absurditäten ruhig in Kauf, z. B. eine große Seminararbeit über den Gebrauch der Präpositionen im „Parzival“! — weil ein junger Mensch Zeitverlust noch nicht bitter empfindet, er hat ja Zeit und Kraft genug. Wo ich konnte, schob ich freilich zwischen diese Fächer solche meiner größern Neigung ein: einmal Geologie, einmal Botanik. Manches Seminar und manche Vorlesung machten mir starken Eindruck; Windelbands großes Kantkolleg konnte eine geistige Entwicklung mit Wucht vorwärtsbringen, wenn jemand ernstlich dafür arbeitete; manches glitt auch an uns vorüber, und wir vergaßen es schnell, — aber irgend etwas ließ es doch zurück.

Wir arbeiteten in den beiden Häusern am Ludwigsplatz, der alten Universität und dem neuen Kollegienhaus, und in den Seminargebäuden gleich dabei. Und diese Räume alle wurden mir so vertraut und lieb, ich staunte selbst. Anders war es mit den Menschen, die sie füllten. Es war selten ein Gesicht oder eine Gestalt da, auf denen die Augen gern verweilten, am ersten noch unter den Frauen. In den Hörsälen anderer Fakultäten war es vielleicht anders. — Wir waren einmal auf der Insel Mainau mit dem badischen Kultusminister zusammen. Der sagte zu meiner Mutter: „Es ist ein Jammer, was für Männer Jugenderzieher werden, — solche, die nichts haben als Wissen; nicht ein einziges Buch mehr,

als zum Studium unbedingt nötig ist, können sie sich oft leisten, und zu Hause hat niemand sie körperlich oder seelisch gepflegt und erzogen.“ Erklärungen gibt es gewiß dafür, daß die Mehrzahl der Menschen und besonders der bürgerlichen Männer „krumm und schief im Leben drin stehen“, daß sie die arme Physis wie ein verächtliches Anhängsel tragen und man sich zu den Tieren wenden muß, um zu begreifen, welch ein edles Gebilde der Leib ist. Erklärungen gibt es schon — aber das hindert nicht, daß man darunter dennoch leidet.

Schadlos hielt ich mich an einem Abend der Woche. Professor Stählin ahnte nicht, welcher Genuß es mir war, ihn anzusehen, seine elastische Haltung, seine ernststen Augen, seine gepflegte kleine Gestalt.

Ich war gern früh im Hörsaal, sah auf den großen Hof oder auf die Kastanienbäume am Berg gegenüber, oder auf den Ludwigsplatz und seinen fließenden Brunnen, betrachtete mir die Eintretenden, suchte und wartete.

Und einmal fand ich auch! Es war im großen Hörsaal mit den grünen Bänken unten im neuen Kollegienhaus, nachmittags bei Driesch. Eine Frau mit weißem Haar unter dem Hut, in einem eigentümlich anmutigen dunkelblauen Samtkleid nahm den Platz vor mir ein. Wenn sie mit ihrer Nachbarin sprach, konnte ich ihr schönes Profil sehen, und wenn sie sich im Saal umschaute, ihre Augen. Nie im Leben hatte ich mir solche Augen vorgestellt, die waren ja „wie ein großes Ereignis in einer alltäglichen Welt“: große, schwarze, weit offene Augen in einem perlweißen Gesicht. Fremdartig und bedeutend war diese Frau, das wußte man sofort. Sie hatte zweifellos auch andere Einfälle als wir hier, denn sie klopfte ihre Visitenkarte an ihrem Platz laut und energisch mit einem Regenschirm fest. Dabei sah ich ihre Hände, und die waren das Allerschönste an ihr. Mir schien, daß man allein um solcher Hände willen gern mit einem Menschen zusammen sein mußte — Mann oder Frau — nur, um sie ansehen zu dürfen.

Diese Frau mußte ich kennen lernen, ich mußte unter allen Umständen. Fragte sich nur, wie?

Heute kam keine Gelegenheit dazu. Nach der Vorlesung stand sie schnell auf, und ihre zarte Gestalt, die wie ohne Schwere war, verschwand zwischen den plumpen, schlecht gekleideten Gestalten, die sich hinausdrängten.

An dem Tage hatte meine Mutter die Freude, daß sie mich, was nicht mehr oft geschah, von einem Menschen gefesselt sah, nicht nur von einem Gedanken oder einem Ort oder einem Kunstwerk.

Zu der nächsten Vorlesung von Driesch konnte sie wieder mitkommen. Wir suchten die fremde Frau, sobald wir eintraten; sie war schon da. Wir beide gingen noch ein wenig ans Fenster, da sah sie uns an, stand auf und trat auf uns zu. Und mit einer Bemerkung über den alten Turm im Hofe fing sie mit uns zu sprechen an.

„Das war eine Liebe auf den ersten Blick, als ich Sie beide herein kommen sah. Den Augenblick vergesse ich so bald nicht“, sagte sie später.

Die Anknüpfung war nun da. Ich besuchte sie auch zweimal in ihrem möblierten Zimmer in einem uralten Haus am Neckar, das einen Anflug von Bohème hatte. Sie war unwiderstehlich in Grazie und Geist, sie war fremd und zur Entdeckung lockend, schön, daß man sich nicht sattsehen konnte, — mein Herz stand in Flammen für sie und zugleich in großer Scheu. Das bunte Farbenspiel dieser Persönlichkeit brach leidenschaftlich erregend in unser Leben ein, auf Jahre hinaus mitbestimmend. Aber zunächst schien gar nichts von Dauer aus dieser flüchtigen Begegnung zu werden. Wir wußten von ihr kaum mehr als den Namen und ihren ärztlichen Beruf, da reiste sie plötzlich ab. Nun begann die Zeit der hartnäckigen Umwerbung. Ich brachte eine ihrer wechselnden Adressen heraus — es war ja ein Zigeunerleben, das sie führte, — und von nun an schrieb ich von Zeit zu Zeit ins Unbekannte. Die spärlichen Antworten, die manchmal kamen, zeigten, daß ihr das genehm war, so setzte ich es unverdrossen fort. Und endlich kam wirklich ein Morgen, wo ich von meiner Schlafzimmertür, triumphierend an einer Schnur schaukelnd, eine Postkarte mit der fürchterlichen, ge-



liebten Handschrift fand, darauf stand: „Bin da!“ Die Julie, die diese Handschrift kannte und die an unserm ganzen Leben teilnahm, stand, mit ihren süßen Grübchen im Gesicht, wie ein Spigbube lächelnd neben ihrem Werk und sagte: „Gelt, jetzt kann die Freiln Lalla net schnell genug aus dem Lechle 'naus, wo die Kart' da is!“

Nun kam die Frau Doktor auch bald zu uns, und aus dem Umwerben einer kaum Bekannten wurde eine große Freundschaft zwischen ihr und uns beiden. Viele Jahre hielt ihr Zauber mich fest im Bann, meine Mutter erlebte nicht mehr, daß er erlosch. Sie sah meine Liebe zu ihr gern und sah mein Selbstvertrauen durch ihren Einfluß wachsen. Sie selbst hatte es „Majestät“ angetan. Wir nannten die Frau Doktor Majestät, das schien der einzig passende Name für sie, so grazios ihre Erscheinung war, von der die Gustel sagte: „Man meint, sie könne nur so durch die Mauerriße gleiten, wie der Mondschein.“ Aber sie war ebenso leidenschaftlich wie kritisch klug, ebenso hochmütig wie hilfsbereit, sie war voll der herrlichsten Möglichkeiten — und voll aller Möglichkeiten, diese zu zerstören.

Sie liebte meine Mutter, gerade, weil sie dieser Frau gar nicht imponierte; sie war der einzige Mensch, der ihr selbstverständlich mütterlich begegnete, was niemand sonst wagte. Trotz ihrer weißen Haare war Majestät ja jung, und trotz ihres Verlangens zu herrschen, wollte sie gern auch einmal irgendwo geborgen sein. Meine Mutter machte ihr großen Eindruck, und aus mehr als einem Grund. Sie suchte immer nach Vornehmheit: hier fand sie sie in der anspruchslosesten Weise; sie selbst war ungeduldig, ruhelos, in einer Rassenmischung aus italienischem und slawischem Blut; meine Mutter war ein feuriges Temperament, durch tiefe Selbstzucht zu Klarheit und Geduld gezügelt. Wie sollte sie sie da nicht verehren und lieben?

Als ich einmal außer mir war, daß Majestät wieder verreisen wollte, lachte sie und sagte zärtlich: „Kommen Sie, blondes Prinzeßchen im Eril, ich färbe mir die Haare schwarz, und wir ziehen zusammen auf Abenteuer aus — *vogue la galère!*“

Vogue la galère — das war sie! Kampf suchte sie, seit sie als 17jähriges Mädchen ihren Eltern davongelaufen war, um zu studieren, weil sie es entwürdigend fand, auf Bällen nach einem Mann zu suchen. Kampf freute sie.

Meine Mutter wußte sehr wohl, was Kampf war; aber sie hatte ihn nicht gesucht, und er hatte sie nie gefreut. Sie war tapfer gewesen wie Majestät, aber in einer Art, die Majestät neu war.

Die Frau Doktor war eine der ersten Frauen, die in Deutschland als Assistenzärzte zugelassen worden waren, und das war ein dornenvoller Weg. Sie war eine stolze und leidenschaftliche Kämpferin ihres Geschlechts geworden, zugleich war sie eine Frau der eleganten Welt und eine Frau von allerstärkstem Reiz. Dies alles zusammen gab ihrem Leben sein besonderes Gepräge. Aber es schien fast, als zerränne ihr alles in den Händen; sie war vielleicht, so erstaunlich einem das erschien, wenn man ihres Wesens Glanz und Sicherheit sah, im Grunde zu bedauern. Meiner Mutter war sie sehr interessant, und sie liebte die seltene Frau, aber darin schwang stark und deutlich das Mitleid mit.

Sie hatte später die Freude, daß Majestät sich wieder eine eigene Arbeit schaffen konnte. Wir führten sie einmal auf der Mainau ein, und der Großherzogin gefiel sie so, daß sie sie in der Nähe festhielt und ihr die Wege ebnete, um eine kleine Nervenheilanstalt zu gründen.

Vielleicht haben wenige Menschen so das Beste ihres Wesens gesehen, wie wir damals am Anfang unserer Freundschaft. „Sie haben mit der seherischen Macht Ihrer Liebe ein Stück meines alten, vom Leben zerstörten Wesens wieder in die Wirklichkeit gebannt.“ Dafür war sie meiner Mutter am meisten dankbar.

#### 4. Kapitel

Meine Mutter hatte es als Wagnis empfunden, als sie mich in so große Arbeit gehen ließ; nicht viele trauten mir zu, daß ich sie aushalten würde. Aber mit der Arbeit wuchsen mir nur Gesundheit und

Kraft, und sie fand etwas von ihrer eigenen Fähigkeit in mir wieder. In den letzten Wochen vor dem Examen fing die Arbeit frühmorgens in der Küche an, ehe noch ein Zimmer geheizt war, und erst abends in der Dunkelheit lief ich am Neckar entlang bis zur Brücke. Aber nachts ließ mich meine Mutter niemals aufbleiben, und so kam es, daß ich sehr gesund ins Examen ging und die einzige war, der jemand sagte: „Sie sehen aber gut aus! Gar nicht überanstrengt.“ Freilich war es ja nur das Examen, das zwei statt drei Fächer verlangte, und darum nur konnte ich es auch nach drei Jahren schon machen. Es war trotzdem ein fast zu früher Termin, aber ich wollte es durchsetzen, denn dann hatte ich noch einmal einen Winter frei — und den wollten wir in Italien sein! „Majestät“ hatte diesen Plan mit meiner Mutter entworfen, und sie selbst wollte auch nach Rom kommen. Da mußte ich wohl alle Kräfte einsetzen, damit Wirklichkeit daraus wurde.

Zwei Jahre waren wir erst in Heidelberg, aber wie teuer war es uns schon geworden! Meine Mutter hatte es so liebgewonnen, daß sie gern für immer dort geblieben wäre, hätte sich nur eine Anstellung für mich gefunden. Die Großherzogin ließ mir eine Stelle an dem Internat in Baden-Baden anbieten, das unter ihrem Protektorat stand, dann wären wir wenigstens in Baden geblieben. Aber warum hätte ich noch zuletzt meine Mutter allein leben lassen sollen, und dazu für eine so geringe Bezahlung, daß sie auch nach dieser Seite hin keinen Gewinn gehabt hätte? Ganz abgesehen davon, daß auf mich selbst alle Internate so wirkten, daß ich gern in eines hineinging, um der Wonne willen, daß ich wieder hinausgehen konnte.

Etwas anderes fand sich nicht in Baden für uns; wir mußten schon weiterziehen.

Aber das letzte Semester, das wir nach dem Aufenthalt in Italien noch in Heidelberg verbrachten, wurde das schönste von allen, weil ich nun frei war, nur das zu arbeiten, was mich am meisten anzog, — ein einziges Mal unabhängig von Examen und künftigem Beruf. Ein Studium hatte meine Mutter mir ja nur ermöglichen können als Weg

zu einem Beruf; nur, wenn ich es verwerten konnte, rechtfertigte es die großen Ausgaben dafür. Diese letzten Wochen allein waren frei von Bedingungen, und weil sie unter dem Zeichen des Abschieds standen, waren sie uns erst recht lieb.

Meine Mutter lächelte, als sie meinen letzten Hörschein las. „Also, dahin geht eben doch dein Herz“, sagte sie. Es ging zur Natur und zur Ethik, — und das sind wirklich auch heute die Gebiete, die für mich das über alles Wissenswertes umschließen.

Am Schluß des Heidelberger Studiums kamen mir die ersten zaghaften Zweifel, ob nicht manches, was unter dem Namen Wissenschaft begriffen wurde, viel weniger war, — zum Teil nur allzu wichtig genommene Spielerei des Geistes. Wo die Germanistik Sprachen verglich und historische Grammatik lehrte, fand sie Gesetzmäßigkeiten und große Zusammenhänge, und das war Wissenschaft. Aber was in der Literaturforschung in vielen kostbaren Stunden gearbeitet wurde, bestand zum großen Teil darin, daß die Gedanken eines Menschen über die Gedanken oder das Kunstwerk eines andern weitergegeben wurden. Die Fülle dieser subjektiven Deutungen häufte sich und nahm immer mehr Raum ein. Woran man sich selber schulen sollte, war auch oft ganz wertlos. Es war vielleicht der Vergleich der Auffassungen eines Begriffs des einen mit der Auffassung des Begriffs bei einem andern Mann — oder es waren die Spitzfindigkeiten der Poetik, in der man Formen und Formen betrachtete, die doch nur Mittel zum Zweck waren, als seien sie womöglich einer Lebensarbeit wert. Von Wichtigkeiten und Nebensächlichem war die Philologie erfüllt — und außerdem manchmal erstaunlich unsympathisch mit ihren Methoden. Der detektivgleiche Eifer, mit dem sie solcher Literatur nachspürte, welche ihre Urheber selbst aus ihrem Werk ausgeschieden hatten, lohnte sich dabei nicht einmal, denn das Wesen eines Lebenswerkes erkannte doch niemand dadurch tiefer, daß ein paar kleine Steinchen mehr in dem Bau entdeckt wurden. Aber kein bedeutender Mensch in der Literaturgeschichte schien das Recht zu haben, über sein nachgelassenes Werk zu bestimmen, —



es war der sogenannten Forschung preisgegeben, und diese vereinte manchmal merkwürdig gut Vergötterung und Respektlosigkeit.

Das alles fing ich erst an zu sehen, solange ich in Heidelberg war. Mir schien oft, als machten die Historiker gleichfalls viel Wesen um Dinge, die gut unbekannt bleiben konnten, damit man Zeit für wichtigere gewann, — aber das konnte ich nicht beurteilen, weil mir jeder historische Sinn fehlte.

Wahrscheinlich gab es in der Naturwissenschaft auch Kleinlichkeit und Zeitverschwendung, — auch jetzt noch, nicht nur zu der Zeit des jungen Paracelsus, von dem man mit schwellendem Herzen erzählen hörte, daß er aus den Hörsälen fort in den Wald lief und die regennassen Flechten der Bäume küßte. Aber die Naturwissenschaft und Medizin halfen ihren Schülern auf alle Fälle selbst, diesen Mangel auszugleichen, denn sie lehrten sie als Hauptsache das Experiment. Vielleicht waren sie oft eng und geistlos in ihrer Auffassung, — sie blieben trotzdem das Bereich, wo man Auge in Auge mit der gegebenen Wirklichkeit stand und es nicht vorwiegend mit menschlichen Darstellungen davon zu tun hatte. Selbst das höchste Kunstwerk ist schließlich nur ein Spiegel der Wirklichkeit — der äußeren und der inneren, — hier aber sah man tiefer als in einem Spiegel und berührte die Vorbedingungen aller Erscheinung. Und wenn sie auch nur zu betrachten waren, nicht zu erklären, und Geheimnis blieben — so sah man eben die waltenden Geheimnisse wirken, die ewig waren, unabhängig von uns und unserer Meinung, und die unser Leben tragen, bestimmen und uns in Wundern umgeben.

So sehr drängte es mich, mit den Grundlagen des Lebens Bekanntschaft zu machen, daß ich meinte, jedes Studium müßte mit der Physik beginnen. Weil das Leben kurz war, mußte man sich unaufhörlich bescheiden; dann war es aber um so wichtiger, das Wesentliche zu suchen, um doch ein klein bißchen wirkliche Erkenntnis zu erlangen, — nach Robertsons entsagungsvollem Wort: „Wir sind in der Welt, um viel zu leiden, wenig zu erkennen — — etwas zu tun.“

Auch die Psychologie war ein Weg zur Erkenntnis des Objektiven und geltender Gesetze — also eine Wissenschaft, — oder fing an, es zu werden. Sie suchte auch dahin zu dringen, wo in der Tiefe die wechselnden Erscheinungen wurzeln.

Aber die Frage, deren Gewalt keine andere gleichkam, war die nach dem Sinn dessen, was man erforschte und erfuhr. Vielleicht konnte kein Denken den Sinn der Welt finden — aber den Sinn des Lebens — unseres Lebens? Suchen mußten wir diese verborgene Wahrheit, wenn wir wirklich leben wollten. Die Ethik auch führt über das Subjektive hinaus und in die Tiefe — und so weit, daß wir die Schwelle sehen können, jenseits davon die göttliche Welt gahnt wird.

Aus meiner religionslosen Zeit führte mich zuerst die Ethik ein Stück hinaus. Alles Suchen nach Erkenntnis der Welt und der Seele, und alles Suchen nach einem Sinn des Lebens muß wohl in Gottes Nähe führen, auch wenn wir nicht ahnen, daß Er in der Nähe ist, und zuletzt eine Stimme finden in dem Gebet: „Lehre mich sehen, wie es ist, und verstehen, wie es gemeint ist!“

## 5. Kapitel

Es war für meine Mutter ein schöner Augenblick, als ich mein Examen gemacht hatte und sie mit mir am Ziel war. Ich hatte dazu nach Bonn gehen müssen, weil Baden das Examen ohne Abitur nicht kannte, und sie war so lange in Wiesbaden bei meinen Geschwistern. Da holte ich sie ab. Es war Ende November. Wir gingen noch bis kurz vor Weihnachten nach Heidelberg, — dann reisten wir nach Italien. Unsere kleine Wohnung hatten wir mit allem Zubehör vermietet; die Julie blieb auch darin, um uns im Frühling gleich wieder zu empfangen.

Es war meiner Mutter wundersam zumut, als sie wirklich nun nach Rom kommen sollte. Sie vertraute, daß ihr das südliche Klima erlauben würde, auch etwas zu sehen; für mich ermöglichte sie diese Reise, aber sie hätte nicht ihr elastisches Wesen haben müssen, wenn

sie sich nicht auch für sich persönlich gefreut hätte. Das waren ein paar glückliche Tage nach dem Examen! Dann kam die große Enttäuschung, die alles beschattete und unserer Reisefreude die Flügel nahm: Majestät kam nicht nach Rom, Majestät hatte sich verlobt. Der Gedanke, daß diese vergötterte Frau jemand gehören sollte, brachte mich außer mir. Daß Männer sich für sie erschießen könnten, war selbstverständlich, aber daß ein Mann sie heiraten sollte, war ein unmöglicher Gedanke. Wirklich wich der Druck dieses Kammers während der ganzen Zeit in Italien kaum je von mir.

Unser erster Aufenthalt war Spedaletti. Da fühlte meine Mutter sich wie zu Hause. Es war auch eine Umgebung, die zu ihr paßte wie keine zweite, die sie sich nicht selbst geschaffen hatte; es war alles in diesem großen stillen Haus und in der Landschaft so klar. Spedaletti lag weitab von der Unruhe der Riviera; aus den hellen Zimmern sah man auf die wunderbar weiche Linie seiner blauen Bucht, durch nichts beunruhigt oder gestört. Es war meiner Mutter tief innerlich wohl hier. Sie atmete mit Wonne in der Luft, die vom Hauch des warmen Meeres erfüllt war. Lange Zeit konnte sie auf dem Korso am Strand entlanggehen in einer Haltung, aufrecht und leicht wie eine junge Königin. Ja, wie eine junge, — man vergaß ganz, daß sie eine alte Frau war. Wenn alles um uns her voll Güte ist, kommt immer auch ein Stück Jugend zurück.

Auf dem Korso, auf dem nie viele Menschen waren, fiel ihr bald eine Erscheinung auf. Ein junger, bildschöner Mann ging jeden Tag langsam eine bestimmte Zeit auf und ab, immer allein und ernst, und wenn man nur seine Bewegungen sah, hielt man ihn für einen müden Greis. Aber wenn man seine fast steif aufrechte, schlaffe Gestalt und vor allem sein Gesicht betrachtete, sah man, daß er fast noch ein Knabe war. Wir wurden bald mit ihm bekannt. Er hatte keinen Menschen, der ihm die Zeit vertrieben hätte; monatelang lebte er hier schon, unwandelbar geduldig, still und ernst, ein frommer, einfältiger kleiner Katholik. Er war ganz ergeben in seine hoffnungslose Krankheit. Manche Tage

lag er ganz, an andern machte er seinen vorgeschriebenen Weg; aber ob man ihn in seinem Bett besuchte oder draußen anredete, er war immer die Höflichkeit in Person, immer zufrieden und nie verstimmt. Er rührte einen schmerzlich und imponierte einem zugleich. Er war ganz uninteressant, auffallend kindlich für einen Brüsseler Studenten, aber man konnte ihn so bald nicht wieder vergessen, diesen stillen, schönen, tapferen Knaben.

Später ging er in seine Heimat Brasilien zurück, wo die Tante, die ihm die Eltern ersetzte, eine Pflanzung hatte. Wir hatten diese Tante auch einmal gesehen, als sie ihn kurz besuchte, und fanden sie überaus häßlich und gewöhnlich; aber er kannte nichts Höheres als sie und beklagte sich niemals, daß sie nicht mehr um ihn war. Auch in Brasilien konnte sie sich nur selten um ihn kümmern, er schrieb, ihre Geschäfte nähmen sie zu sehr in Anspruch. Und so lebte er oben im Gebirge, mit einer alten Negerin zur Pflege, und dort starb er nach bitterem Leiden.

\* \* \*

Des José nahm ich mich noch mehr an, als meine Mutter, ihr überließ ich gern den andern jungen Mann, mit dem ich gar nichts anzufangen wußte, den deutschen Kurpfarrer. Dieser zutrauliche Schwabe hatte sich uns mit Selbstverständlichkeit angeschlossen, sobald er erfuhr, daß hier eine Frau Pfarrer war. Sein Amt war ihm noch ein wenig unheimlich und meine Mutter ein gewisser Trost und Schutz. Jemand Ungeeigneteres hätte man auch ganz gewiß nicht als Pfarrer ins Ausland schicken können. Da er keinen französischen Satz sprechen konnte, wußte er sich mit niemand außer seiner winzigen Gemeinde zu verständigen. José hatte einmal probiert, mit ihm Dame zu spielen, aber er gab es wieder auf. Der Pfarrer war auch sonst so plump und ungeschickt, wie nur ein guter junger Schwabe mit viel Liebe im Herzen und gar keinen Manieren es sein kann, wenn er aus einem württembergischen Seminar in ein großes Rivierahotel versetzt wird, aus keinem andern Zusammenhang, als weil er eine schwache Lunge hat. Mit seinen



schmutzigen Straßentiefeln stampfte er über das Parkett der stillen Säle; die Speisekarte, die er gründlich studierte, hielt er in seiner roten Faust und fragte die Bedienung gewissenhaft bei jeder halbwegs verdächtigen süßen Speise, ob auch kein Alkohol darin sei.

Sonntags hielt er Kirche in einem kleinen Saal, und am ersten Abend unserer Bekanntschaft zwang er mir schon das Versprechen ab, dabei Harmonium zu spielen. Es war wirklich ein Zwingen, so selbstverständlich setzte er voraus, daß ich als Pfarrerstochter das tun würde. Weder ihn noch seine Kirche mochte ich leiden — aber ich entrannte nicht mehr. Harmonium konnte ich auch nicht spielen, ich zitterte vor jedem Ton, ob er auch klingen und nicht nur fauchen würde. Meine Mutter hatte ihren Spaß daran, wie wütend und hilflos ich dem kleinen Pastor „orgelte“; es war eine recht bescheidene Feier: er ein Anfänger im Predigen, ich ein Stümper im Spiel, und die spärliche Gemeinde kaum imstande, ein paar Töne zu singen.

Meine Mutter hatte den Treuherzigen sehr gern. Sie gab ihm manchmal Winke, zupfte ihm seine schiefen Bäffchen zurecht und lehrte ihn vorsichtig ein wenig Lebensart.

Zu José und dem Pastorchén gesellte sich oft eine russische Studentin, quirlig und behende — da hatten wir ein apart zusammengesetztes Trio.

Der kleine Pastor lernte übrigens manches in der Zeit, während wir in Rom und Neapel waren. Wir kamen auf dem Rückweg noch einmal kurz nach Ospedaletti zurück, — da wechselte er zwar immer noch nicht die Schuhe, aber er schenkte mir einen großen Strauß Nelken.

Wir erlebten die Weihnachtszeit in Ospedaletti, eine laue Christnacht voller Sterne über dem Meer. Im Januar reisten wir nach Rom. Dort traf uns meiner Mutter älteste Nichte, Ellen Liesenhäusen.

An einem sonnigen Nachmittag hatte meine Mutter ihren ersten Blick auf Rom. Das war von der Höhe des Monte Pincio aus; dort war der Schatten großer Bäume, und im Rahmen ihrer niederhängenden Zweige sah man lichtverschleiert die Stadt in der Tiefe. Zart schwebte

über allen anderen Formen die Kuppel der Peterskirche; an den Hängen der Hügel, in denen der Boden sich hob und senkte, ruhten die edlen Trümmer alter Tempel und Paläste. Meine Mutter schaute und schaute still mit weit offenen Augen. Neben ihr klang das Wasser eines Brunnens, dessen Strahl in eine große Schale fiel.

Bei diesem Blick auf die wunderbare Stadt wurde erst ihr Verlangen ganz wach, und eine Spannung entstand in ihr auf das, was noch auf sie wartete, die köstliche Spannung, wenn etwas Neues anhebt zu geschehen.

Aber es geschah nichts weiter. Sie wurde krank, und mit einer kurzen Unterbrechung blieb sie es, bis wir auf dem Rückweg wieder an der Riviera waren. So vergingen ihr die Tage in Rom in den Zimmern einer kleinen Pension, und die Stunden wollten ihr nicht enden. Anfangs blieb ich bei ihr, aber als sie wohler war, schickte sie mich mit Ellen fort. Sie sah uns nur bei den Mahlzeiten und abends; tags war sie allein. Und ringsumher war Rom — ganz nah — ganz unerreichbar. Da waren Dinge, die sie mit ihrer feurigen Seele wahrscheinlich stärker erlebt hätte als wir. Sie sagte sich immer wieder, daß sie ja nur um unfertwillen hier sei, und wenn wir die Freude an Rom hätten, dann sei es ja gut. Aber durch diesen beruhigenden, gütigen Gedanken fuhr die Pein eines anderen, so, wie wenn eine Hand hämisch und brutal eine klare Zeichnung durchstreicht: diese Freude an Rom störte gerade sie, die Hemmung war sie, das Hindernis für ihren liebsten Menschen. Damals zuerst erlebte sie die unvergleichliche Bitterkeit dieser Erfahrung: daß man da hindern kann, wo man um jeden Preis fördern möchte, da hemmen, wo man alles hingäbe, Leben zu befreien. Diese Erkenntnis war das Schwere, — nicht der übrige Verzicht. Außerlich war meiner Mutter Leben überhaupt nicht eigentlich schwer, — wer dürfte es so nennen in einer Welt, die so voll härtester Schicksale ist? Vor allem: wer dürfte es so nennen neben dem ihrer Schwester Gabriele, wie es sich nach einem so glücklichen Anfang später gestalten sollte? Meine Mutter führte das Leben einfach wie tausend andere

Menschen aus Kraft und Fülle und auch von einer glanzvollen Höhe langsam in immer größere Stille, in äußere Unbedeutendheit und Einsamkeit, in immer kleinere Kreise, vor unlösbare Fragen und Sorgen. Es versagte ihr, die Erfüllung ihrer selbstlosesten Wünsche zu sehen; es fragte sie, diese Herrschernatur mit dem leidenschaftlichen Herzen, dringender von Jahr zu Jahr: „Kannst du frei werden von aller Abhängigkeit?“

\* \* \*

Mehr und mehr wurde meiner Mutter Erleben das des alten Menschen: daß sie die Erlebnisse anderer zu den ihren machte. Jeden Abend brachten wir ihr unsere Tagesernte. Wir trugen ihr das ganze Rom nach Hause, und sie mußte es alles verstehen und immer voll Interesse sein.

Noch einmal zwei Tage, kurz vor unserer Weiterreise, konnte sie etwas von der Stadt sehen. Wir fuhren in die Peterskirche. Sie kam ihr kaum wie eine Kirche vor, dazu redete sie ihr zu laut von ihrer eigenen Schönheit; aber es war etwas darin, was ihr tief ans Herz griff: die trauernde Maria Michel Angelos. Meine Mutter verstand, was ein junger Mensch dieser Pietà nicht vergeben mag: daß ein grenzenloser Schmerz eine so verhaltene, kaum merkliche Gebärde hat. Aber dieser Tag brachte ihr noch größere Ergriffenheit. Ganz weltvergessen stand sie vor den Bildern der Sistine. Sie hatte lange und tief genug gelebt, um hier mit den richtigen Augen zu sehen, denn unter diese Bilder Gottes und des Menschen setzt nur das Leben selbst demütig und gewaltig die Deutung.

Als sie abends nach Tisch einem Bekannten erzählte, wo wir gewesen waren, sagte er: „Für diesen einen Nachmittag allein hätte es sich schon gelohnt, nach Rom zu reisen.“

Und sie fuhr noch ein zweites Mal aus, an einem sonnigen Morgen auf das Forum. Die Rosen blühten. Der leichte Titusbogen schimmerte im Licht; Säulen ragten schlank in die Luft, die voller Vogelstim-

men war. Wehmütig und schwer wehte vergangene Schönheit um diese Stätte, und der Frühling umleuchtete sie. Dann kamen wir auf die Appische Straße hinaus. Schwebend leicht war meiner Mutter Schritt, wie sie voll Freude dahinging. Um uns war tiefe Einsamkeit; aus der sonnigen Höhe klang ringsumher der Jubel der Lerchen, meiner Mutter liebstes Lied, seit sie es auf den Feldern ihrer Kinderheimat so oft gehört hatte. Keinem andern Lied lauschte sie so, wie diesem seligen Jubel, der mit den Sonnenstrahlen kommt. Endlos führte die Straße in die Ferne, auf silberblaue Berge zu, durch die stille Ebene; verfallende Gräber begleiteten ihren Zug. Man wurde nicht müde, hier zu gehen, man war wie verzaubert, so lockte die Straße einen weiter und weiter. Blau war das Gras von Veilchen, Eidechsen huschten über die Steine, unhörbar wehte der Frühlingswind.

\* \* \*

Nach diesen zwei Tagen wurde meine Mutter wieder kränker; wir reisten nach Neapel weiter in der Hoffnung, daß sie an der See schneller gesund werden würde. Aber das Gegenteil geschah.

In Neapel wohnten wir sechs Wochen lang in einem Haus am Meer; von unseren Fenstern aus aber konnten wir nur die Straße sehen. Dort begannen von neuem die langen Tage des Wartens für sie, und da sie selber nie hinauskam, hatte ihre Phantasie die Möglichkeit, alle Dinge beängstigend auszumalen, die wir vielleicht in der fremden Umgebung erleben konnten, wenn Ellen und ich sie nach allen Richtungen durchstreiften. Sie muß unablässig Angst gehabt haben, sobald wir nicht bei ihr waren. Dagegen konnte sie nichts mehr machen, weil ihr an diesem Punkt ihre Nerven nicht gehorchten. Wie hatte sie mich früher als Kind mit ihrer Angstlichkeit gequält! Jetzt tat sie es nicht mehr; sie behielt sie für sich und ließ mich unbelästigt. Und dort in Neapel war jemand, der ihr in ihre Tage freundliche Abwechslung brachte. Das war Mütterchen Costa, bei der wir wohnten. Seit ihr großes Haus verödet war, weil ein grausiges Schicksal ihren frohen



Familienkreis zerrissen und sie selber fast zermalmt hatte, begnügten sie und ihre Tochter Ida sich mit einem winzigen Zimmerchen und vermieteten die übrigen Räume. Sie arbeiteten und sparten in einer unausgesetzten Weise, um den geisteskranken Sohn in einer Anstalt erhalten zu können, und blieben doch dabei so großzügig, daß sie uns am liebsten die schönen Mahlzeiten mit dem goldenen Wein dazu gar nicht berechnet hätten. Bei dem Mütterchen Costa war meine Mutter in guter Hut, unter dessen Sorgfalt erholte sie sich wirklich; unermüdlich brachte es ihr die köstlichsten Gerichte, es verschaffte ihr den besten Arzt Neapels, und es war immer bereit, ihr alles zu Gefallen zu tun, wenn Ellen und ich fort waren. In ihrem wunderlichen Durcheinander von Italienisch und Französisch erzählte die alte Frau ihr ihre furchtbare Trauer um den Mann und um die geliebteste Tochter, die im Wochenbett gestorben war. Dieser Tochter Maria trauerten sie mit einer Leidenschaft und Treue nach, wie wir nie etwas Ähnliches gesehen hatten. Für Ida Costa gab es nur noch den Schmerz. Mütterchen aber konnte nicht anders: sie mußte manchmal auch wieder froh sein! Ihre sonnige Natur brach durch, in ihrer ganzen bezaubernden Grazie kam sie mitunter zum Vorschein, wenn sie allein mit uns war. Dann geriet sie schelmisch ins Erzählen, dramatisierte, was sie berichtete, und meine Mutter, entzückt von der kleinen, feinen, unordentlichen Frau, gewann sie täglich lieber.

Es war ein seltsamer Haushalt; die Stütze für das Mütterchen war ein alter Mann aus den Abruzzern, Marco, der gerade so viel arbeitete, wie ihm paßte, und ruhig, stattlich und ernst neben dem gebückten Frauchen in der Küche hantierte. Nicht immer blieb Friede zwischen ihnen — aber der Zorn war nie von Dauer.

Mütterchen Costa freute sich immer mit, wenn wir abends nach Hause kamen. Und mehr noch als in Rom mußte meine Mutter hier nach-erleben. Denn hier erst kommt man in etwas völlig Neues und Unvorstellbares; nach Rom führen viele Fäden aus unserem früheren Vorstellungskreis — wenn man aber nach Süditalien kommt, fängt

wirklich die wundervoll neue Fremde an. Hier ist eine ganz andersartige Welt, hier steht eines der grandiosen Geheimnisse der Natur vor uns, und niemand, der es nicht erlebt hat, kann wissen, wie es ist, auf dem Gipfel des Vesuv in den Krater zu blicken. Hier ist kein Erlebnis eine Wiederholung, es gibt Überraschung und die immer neue Erquickung des Staunens.

Nichts von allem freilich war meiner Mutter erreichbar. Viel später einmal sprachen wir von dieser Zeit in Neapel, und ich sagte traurig: „Daß du auch gar nichts gesehen hast!“ Da antwortete sie freundlich: „Doch, einmal habe ich den Vesuv gesehen.“

Ja, das war alles. Und auch für mich war dieser Winter nicht das geworden, was sie davon erhofft hatte; mein Herz war nicht frei und nicht reif genug gewesen — Mauern standen zwischen mir und den Dingen. Kein Mensch reißt sie nieder, wenn die Zeit noch nicht gekommen ist.

Trotzdem war es eine schöne Ernte, die meine Mutter mich aus Italien heimbringen sah; darum klagte sie auch niemals über die Enttäuschung dieser Monate. Aber in uns beiden tat etwas weh, wenn wir daran zurückdachten.

## 6. Kapitel

Wir waren noch einmal für ein halbes Jahr in das Häuschen am Neckar eingezogen. Das Thal war sonnig und die Vögel sangen; wir sahen über Gärten weg auf den Berg in der Ferne, und der Botanische Garten war wieder der tägliche Aufenthalt meiner Mutter. Aber es schien alles an Farbe verloren zu haben und an Intensität des Lichts und der Form. Die Augen waren schnell fertig mit dem, was sie sahen, sie berührten gleich eine Grenze. Die Lieblichkeit schien matt nach der starken Schönheit, aus der wir kamen.

Aber es dauerte nicht lange, bis unser Herz wieder ganz zurückgekommen war. Es hing ja viel mehr an Heidelberg, als je an Frankfurt, seit wir nicht mehr im Finkenhof lebten. Und nun mußten wir sehr

bald Abschied nehmen. Länger als bis zum Herbst konnten wir nicht mehr auf meine Einnahmen verzichten, es war alles aufgebraucht, was wir erspart hatten.

Damals bekam plötzlich eine Gestalt aus meiner Mutter Jugend für mich Leben und Reiz: Emma Kugelgen. Die Freundschaft mit ihr und der uralten Julie Gramberg pflegte meine Mutter fleißig. Ich hatte beide auch gesehen; aber bisher war Tante Emma Kugelgen mir nichts gewesen als eine altmodische, gefühlvolle, kränkliche Frau, an der ich weiter nichts fand. Und nun — mit einem hellen Klang war das Echo in mir aufgeflogen, das ihr vorher nicht hatte antworten können, und Schimmer umgab sie und das ferne Land ihrer Jugend, in dem ihr Herz lebte. Es war das Heimweh nach Finn und der Vergangenheit, das immer wache, durch alle ihre Briefe klingende, das mich zu ihr führte. Denn nun verstand ich es auf einmal, nun, wo ich selber weinen mußte um eine Heimat und Jugend, die ich verließ. Plötzlich drängte es mich, Tante Emma zu schreiben — und voll Freude ergriff sie dies neue Band zwischen sich und meiner Mutter! Sie war sehr kränklich und lebte fast einsam, denn die geliebte Kusine, mit der sie zusammen war, die alte Tochter Wilhelms von Kugelgen, nahm geistig und körperlich ab und war nicht eigentlich eine Gefährtin. Außerlich bot Tante Emmas Leben in Dessau nur das traurige Bild des Alters. Sie selbst war schwierig zu nehmen, so sagten viele, und meine Mutter konnte es sich auch denken. Aber von alledem berührte uns nichts. In ihren Briefen blühte der Reichtum der Jugend, und sie wußte ihn in so anmutiger Weise in Worte zu fassen, in immer neue und immer originelle, daß es ein künstlerischer Genuß war, sie zu lesen. Sie hatte ihre eigene Sprache, der man gespannt lauschte, weil sie niemals das Gefühl weckte: „Ach, wie oft habe ich das schon gehört!“

Für mich hatte sie eine besondere Gabe bereit: bei ihr konnte ich, wie bei niemand, Lilla Rehbinden finden und ihr selbst dabei ihre Fortsetzung werden. Eine unsichtbare Heimat tat sich mir da auf, eine Zuflucht für die Zeit, als meine Mutter von mir gegangen war. Und weil

ich Lillas Tochter war, ging Tante Emma mit mir über ihre eigenen Grenzen hinaus, sie wußte selbst nicht, wie. Bei mir verstand sie, was sie bei keinem andern Menschen geduldet hätte, mit mir ging sie, alt und müde, mit heißem Herzen alle Wege mit — und nie verlor unsere Freundschaft ihren eigenen Glanz.

\* \* \*

Als die Zeit in Heidelberg zu Ende ging, vertieften sich alle Eindrücke. Wenn ich im Seminar die Treppe hinaufstieg, tat ich es ganz langsam, um den Geruch von gewachstem Linoleum recht einzuatmen, der die vertrauten Räume erfüllte. Wenn eine Vorlesung aus war, stand ich nur zögernd von den harten, steilen Bänken auf, um solange wie es ging im Hörsaal zu bleiben. Und an dem fließenden Brunnen auf dem Ludwigsplatz konnte ich immer wieder stehen und die beiden Universitätsgebäude ansehen, in denen ich meine Entdeckungsreisen gemacht hatte. Denn den Reiz von Entdeckungsreisen hatten diese Jahre gehabt, selbst wo sie mich Dinge lehrten, die mir nicht unmittelbar wichtig waren.

In den Anlagen, durch die mein Heimweg führte, ahnte man schon den Herbst; die Wälder am Gaisberg trugen ihren Hauch von Gold über den Kronen, und auf den Wegen lagen die ersten stachelichten Früchte der Edelkastanien. Nun war es sehr bald vorbei.

Geschah nicht doch vielleicht noch etwas, unerwartet, herrlich, was ein anderes Schicksal brachte als dies, daß man nun als Oberlehrerin nach Altenburg ging?

Das letzte Kolleg war die Schlußvorlesung von Troeltsch. Sie hatte allen Schwung seiner leidenschaftlichen Kraft, und wie sein Siegel setzte er sein herbes Wort darunter: „Mut ist das Beste im Menschen.“

\* \* \*

Von allem, was meiner Mutter hier lieb gewesen war, würde sie einen Umgang am meisten vermissen: das war der mit Frau Clausß, Runo



Fischers Tochter, im Haus an der Gaisbergstraße. Damals war uns das Haus mit dem Garten am Berg freilich noch nicht mehr als eine Stätte, wo es uns bei jeder Einkehr wohl im Geist und im Herzen wurde, — heute ist es mir das liebste Haus auf Erden. Aber diese Vertrautheit nahm damals doch schon ihren Anfang.

Wir dankten auch sie der Großherzogin. Sie hatte Frau Clausß gebeten, meine Mutter aufzusuchen, und wußte wohl, wie gut sie zu einander passen würden. In ihrem Haus war es uns, als seien wir in die lebendige Nähe Goethes versetzt. Das machten nicht so sehr die äußeren Dinge, soviel sie auch hier ein Ausdruck des Menschenwesens waren, — das edle Ebenmaß des Lebens machte es vielmehr, das weder kleine noch große Schicksale zu verzerren vermochten, weil es ganz natürlich und anspruchslos gewachsen war. Ohne ein einziges großes Wort lebten die Menschen hier von großen Gedanken, und obwohl die Höhepunkte der Vergangenheit ihnen vertraute Wegmarken waren, gehörten sie der Gegenwart. Sie flüchteten nicht aus ihr, die Unruhe und Forderungen brachte, in eine abgesonderte Welt. Frau Clausß' Tochter Marie beschrieb uns jemand, ehe wir sie kannten, indem er sagte: „Das Mariele teilt sein Interesse zwischen Plato und den Säuglingen.“ Da war ja wie im Bild das Wesen dieses Hauses angedeutet! Mit ihrem Respekt vor der Wirklichkeit nahmen sie den Alltag ernst, darum fanden sie Aufgaben darin und adelten ihn so. Aber sie blieben doch unabhängig von ihm, in der Freiheit der Seele, die wunderbar in ihrem Schwerpunkt ruht, in welchem sie das Ewige berührt. Und dies war die stille innere Haltung, die dann fähig macht, vor dem rätselhaften Leben stehend, Gott ehrerbietig zu fragen: „Lehre mich verstehen, wie es gemeint ist.“ —

Runo Fischers Einfluß fühlte man dort oft, aber man „redete nie Flug“, und die Bildung äußerte sich eigentlich nur darin, daß sie einem immer neue Dinge vermittelte, die einen freuen konnten. Schöngeistig war hier niemand. Marie zeigte uns manchmal von ihren vielen schönen Bildern, und kaum irgendwo erquickte ihre

Natürlichkeit meine Mutter so wie hier, wo sie die tiefsten Dinge herauszufühlen wußte und dann voll Vergnügen ausrufen konnte: „Setzt guck mal, was da in der Eck' die Meerkatz für ein mausverfressenes, vergnügtes Gesicht macht!“

Wir kannten andere Menschen in ähnlicher Art der Bildung, die wanderten immer auf Gipfeln, besonders auf ethischen Höhen. Sie waren so deutlich „Elite“, da wurde es uns nicht recht wohl, so etwa, wie vor einem allzu großen seelischen Luxus. Aller Luxus beunruhigte uns immer wie eine Verzerrung der Proportionen, welche die Wirklichkeit fordert. Im Hause von Frau Claus aber fühlten sich auch ganz unbedeutende Leute wohl, denn hier war Humor, der mit seinem spielenden Licht die Gipfelwege mit den Anfängen der Wege im Tal verbindet. Humor macht so schön jedes Pathos unmöglich, und wenn er mit Weisheit gepaart ist, wie es hier war, vermag er auch vielen Dingen ihren Stachel zu nehmen.

Gerade, als wir in Heidelberg waren, faßte Marie Claus den entscheidenden Entschluß ihres Lebens, Ärztin zu werden. Weil sie noch die Reifeprüfung zu machen hatte, lag eine Studienzeit von 8 Jahren vor ihr, und sie war schon 29. Aber der Wille zu diesem Beruf war sicher allen Hemmungen gewachsen. Die medizinische Wissenschaft interessierte sie damals nicht so sehr, es war nur die Aufgabe eines Arztes, die sie sich wünschte. Das Interesse an der Wissenschaft kam aber bald, es wurde eine herbe und strenge Liebe, und so brachte sie für ihren Beruf alles mit, um ihr voll zu erfüllen. Wirklich fand hier ein Mensch die Arbeit, für die er mit allen seinen Kräften geschaffen war, um in ihr etwas Rechtes zu leisten.

Frau Claus' älteste Tochter heiratete zu jener Zeit, wir haben sie kaum kennen gelernt. Marie und ihre Mutter aber — das war wie eine Parallele zu dem Verhältnis zwischen meiner Mutter und mir, und das machte uns einander noch vertrauter.

Das waren das Haus und die Menschen, zu denen wir immer wieder

zurückkehren sollten, meine Mutter und ich — und später ich allein. Es fiel ihr schwer, dort Abschied zu nehmen.

\* \* \*

Bei ihren letzten Spaziergängen im Botanischen Garten hielt meine Mutter Rückschau über die Zeit in Heidelberg und in Italien. Sie hatte viel für sie bedeutet. Sie hatte ihr den großen Schritt ins Alter gebracht; auf ihre Arbeit hatte sie verzichten lernen, und in Italien auf die Möglichkeit, von der Welt mehr zu erleben. Aus der Spanne, die ihr noch zu leben blieb, war vieles nun endgültig, unwiederbringlich ausgeschaltet. Dies stille Lernen war unbemerkt hinter allem geschehen, was sie sonst erlebte und tat, und viele freundliche Tage hatten es leichter gemacht.

Sie hatte auch viel Neues erfahren. Am wichtigsten war ihr dabei, daß sie in die Bewegung voller Fragen und Wagemut der jungen Generation hineingezogen worden war, denn die Fühlung mit der jungen Generation hätte sie um keinen Preis verlieren mögen.

Sie ließ die Menschen an sich vorüberziehen, denen sie hier begegnet war, von unserer ersten Bekanntschaft an, der Schreinersfamilie gegenüber, wo wir beide Gevatter gestanden hatten. Alle Erinnerungen an Menschen und Ereignisse, die ihr hier begegnet waren, würde wie ein Rahmen die sonnige Landschaft umgeben, die zu den Fenstern unserer kleinen Zimmer hereingrüshte, und die fast einen symbolischen Charakter hatte für das, was man hier erleben konnte: das helle Tal in seiner Geborgenheit, und der Ausblick in eine weite Ebene. — — — Am meisten dachte meine Mutter wohl darüber nach, was die Zeit ihrer Tochter gebracht hatte. Sie sah eine gute Schulung geistiger Kräfte. Auch eine Sache hatte ich gefunden, zu der ich gehören wollte, und vielleicht öffnete mir das Studium nun eine Berufsarbeit, die ich liebgewinnen mußte. Eine Zeit war es gewesen, die hell weiterleuchten konnte.

Aber meine Mutter wußte am besten, was auch in dieser Zeit nicht

schön gewesen war, daß auch sie mich nicht ins Gleichgewicht gebracht hatte und nicht herausgeführt aus dem steinernen Haus des Ich. Ihre tiefsten Wünsche für mich standen unerfüllt und warteten still. Das war nicht leicht, denn sie sah Gefahr. Für die intellektuelle Ausbildung war kein Gegengewicht da, kein Aufruf zum Handeln und kein Zwang zum Fühlen, stark genug, daß ich ihnen folgen mußte. Wie sollte sie mich vor der Verstrickung in Abstraktes und Negatives beschützen? „Wenn der Ausgleich zwischen dem Rationalisten und dem Romantiker in dir nicht gelingt, bleiben alle deine Kräfte zerrissen und geben nie eine Harmonie.“ Dazu hätte ein starkes Feuer gehört, um sie zusammenzuschmelzen. Würde sie das noch erleben?

Sie sprach nie mit irgend jemand eingehender über mich; vor meinem eigentlichen, anderen verborgenen Wesen stand sie ritterlich und ließ niemand ein. Nur mit Majestät machte sie eine Ausnahme, weil ich es selber getan hatte, und weil sie von ihrer psychologischen Erfahrung einen Rat erhoffte. Der stärkste Eindruck, den Majestät von meiner Mutter empfing, stammt vielleicht aus diesen Momenten. Denn sie sagte mir — viel später: „Welche Liebe — und welche Geduld in der Liebe!“



---

## Sechstes Buch

# Altenburg

### 1. Kapitel

Als meine Mutter im Herbst 1913 nach Altenburg reiste, war es ihr gewiß, daß sie an die letzte Station ihres Lebensweges gekommen war. Sie hatte sie sich nicht wählen können; wir mußten eben dahin gehen, wo sich mir eine günstige Anstellung bot. So kamen wir an diesen Ort, zu dem sie keinerlei noch so lose Verbindung hatte, der scheinbar nichts mit unserer Lebenslinie zu tun hatte.

In Leipzig holte ich sie ab. Auf der kurzen Fahrt bis Altenburg konnte ich sie schon ein wenig auf die Umwelt, in die sie kam, vorbereiten: eine Stadt fast ganz ohne Grün und Wasser und eine große, schöne, sonnenlose Wohnung, von deren Fenstern man auf eine Schuttablade stelle und auf einen Schulhof sah. O, Berg und Baum —!

Wie oft wird meine Mutter vom Fenster zurückgetreten sein, um nicht zu vergleichen und mit um so mehr Kraft in unserem Zuhause eine eigene Welt aufzubauen, unabhängig davon, wo wir sonst noch waren.

Julie und ich und der lustige Gevatter Schweigert, der statt eines Packers aus Heidelberg mitgekommen war, hatten den Umzug gemacht; ihre schönen alten Sachen grüßten meine Mutter blank zum Empfang, und sie freute sich freundlich daran, wie wir ihr alles ge-

richtet hatten. Hier hatte sie nichts mehr selbst anordnen können, ein anderer Wille hatte ihr das Gehäuse geschaffen. Und mir war es noch lange danach, als sie nicht mehr bei mir war, wenn ich mein einsames Heim wohnlich und schön geordnet hatte, als sei es nur in Erwartung ihres Eintritts so, und ich müßte nur noch schnell einen Band ihres Dickens auf den Tisch legen, wo sie immer einen liegen hatte, und dann dürfte ich sagen: „So, nun kann sie kommen!“

Welche fürchterlich wirklichen Dinge sind Raum und Zeit, wenn sie uns vor den Gegensatz stellen, der Mark und Wein erschüttert: damals und dort — — und heute und hier — — —

\* \* \*

„Hast Du Deine Würzelchen nun schon aus Heidelberg herausgezogen und in Altenburg eingesenkt?“ fragte Rudolf mich in einem Brief. Davon war keine Rede, bei mir nicht und erst recht nicht bei meiner Mutter; sie erwartete es auch gar nicht mehr. Es war ein seltsames Gefühl für sie, hier ganz ohne Vergangenheit zu sein. Für die Menschen, die wir hier kennen lernen würden, fingen wir ja erst mit 1913 an.

Ich hatte mehr Arbeit, als ich eigentlich bewältigen konnte, bis ich mich auf meinem schönen Posten eingelebt hatte; wenn ich zu Hause war, hatte ich so viel für die Schule zu tun, daß wir oft kaum zusammen sprachen, außer bei den Mahlzeiten. Neben der Schule gab es für mich nichts; der Unterschied zu dem Leben in Heidelberg war unbeschreiblich groß. Sogar die Handwerker, die beim Umzug zu uns kamen, hatten sich gewundert, daß man aus Heidelberg nach Altenburg zöge, wie auf unseren Möbeln zu lesen stand; sie fragten mich erstaunt, wie ich denn dazu käme? Als ich sagte: „Das kommt nur durch meinen Beruf“, antwortete der eine verständnisvoll: „Ach so, da sind Sie wohl bei der Bühne!“ Die Bühne war in der Tat das, was einen hier einmal über den Alltag hinausführen konnte, und anfangs, ehe der Krieg ausbrach, die Musik. Aber Theater und Konzerte kamen für

meine Mutter nicht in Betracht, die hügeligen Straßen der kleinen Stadt machten ihr das Gehen mühsam, und sie mußte sich auch vor Erkältungen hüten.

Altenburg war damals noch ganz und gar die Kleinstadt, durch die nirgends ein stärkerer Rhythmus ging; keine bewegende Lebenswelle drang von außen herein. Es war uns wie in der Verbannung, und wenn uns jemand von auswärts besuchte, sagten wir voller Sehnsucht: „Ach, er kommt aus dem Reich.“

Unsere sonnige Julie war nicht mehr da; sie hatte sich verlobt, während wir in Italien waren, — „aus Heimweh nach Ihnen!“ — und meine Mutter versuchte es nacheinander mit ein paar ganz unbrauchbaren Mädchen, die uns unser eigenes Zuhause verleiteten.

Der erste Winter ließ sich traurig an. Aber alles wurde nebensächlich, als meine Mutter in eine schwere Krankheit verfiel.

Ein wunderlicher kleiner Arzt kam, der sich gleich zu ihr auf den Bett-  
rand setzte und ihr zu ihrem äußersten Erstaunen väterlich übers Gesicht streichelte. Aber er hatte ein großes Können und ein so schönes Interesse für seine Patienten, und das lernten wir wahrlich schätzen, während er durch viele Wochen zu uns kam, — durch bittere Wochen, in denen fast keine Hoffnung war, daß meine Mutter genesen würde. Tag und Nacht von Husten und Fieber gequält, lag sie still und ernst in ihrem Bett, und ihr Gesicht war so schmal und durchsichtig, als wolle das zarte Leben, das noch in ihr war, gleich verlöschen. Die ganzen Vormittage war sie ohne mich; fremd war alles um sie her: die Stadt, die Räume, die Menschen, der Arzt.

Am meisten litt sie unter dem Gedanken, mich jetzt hier verlassen zu müssen. Sie wußte genau, daß sie nicht imstande war, mein Leben auszufüllen; ganz von ihrer Liebe umgeben, mußte ich doch noch nach ~~anderem~~ verlangen, nach der vollen Ergänzung und Steigerung durch eine Liebe anderer Art, — das war Naturgesetz und Geistesgesetz zugleich, und niemand imstande, es zu umgehen. Höhere Liebe als die einer rechten Mutter gibt es auf Erden gewiß nicht; aber das Anders-

artige ersehen kann auch sie nicht, weil ein Mensch in den Vollbesitz seines Menschseins nicht als Kind oder Freund, nur als Liebender gelangt. Die Liebe einer Mutter schenkt dem anderen ihren größten Reichtum; aber der Eros weckt im anderen dessen eigenen größten Reichtum.

In Angst fragte ich oft, ob ich das denn nie erleben würde? Würde nicht endlich der Augenblick da sein, in dem es war, wie die wunderbaren Worte sagen: „Mein Pilgerstab schlug aus in deinem Blick und stand im Morgentau“?

„Du erlebst es ganz gewiß,“ sagte meine Mutter, „warte nur“.

Und so geschah es auch; aber sie selbst erlebte es nicht mehr mit. — Ganz verstand sie nicht, daß mir soviel fehlte, aber das verstand sie, daß ich ohne sie sehr einsam sein würde, — nicht äußerlich! — wenn nicht jemand kam, vor dem alle meine Türen aufsprangen.

\* \* \*

Tage vergingen — Nächte vergingen — Wochen vergingen — langsam kam die Genesung, zögernd, matt, — aber sie kam doch. Schon lange war Julie zur Hilfe wieder da. Manchmal verlangte meine Mutter abends noch etwas zu essen, nur um uns beiden eine Freude zu machen. Nicht nur ich, auch die Julie war dann glücklich und sagte wohl: „Ich hab’ schon selber halb gegessen, wenn’s der Frau Pfarrer schmeckt.“

Und wir allein hätten sie doch nicht so pflegen können, wie sie es brauchte. Aber unerwartet und wundersam kam uns die treueste Hilfe entgegen. Sechs Wochen lang kam jeden Tag um die Mittagszeit die steile Brüdergasse herunter ein kleiner Bub, einmal der eine, einmal der andere Bruder, und brachte für meine Mutter die ganze kräftige, lockende Krankenkost, die ein erschöpfter Mensch braucht, — wie seine Mutter für die Patienten in ihres Mannes Klinik sie gekocht hatte. Jeden Tag war alles mit der gleichen Sorgfalt hergerichtet, und nie kam es unpünktlich. Mit der Anmut der Güte nahmen Menschen, die wir noch kaum kannten, uns einen schweren Teil der Sorge ab und



wurden nie müde, sie für uns zu tragen. Damit hatten wir nun auch ein Freundeshaus in Altenburg gefunden. Es war sogar eine entfernte Verwandtschaft zwischen diesem Doktorhaus und uns, von der wir gar nichts geahnt hatten; Doktor Korn's Mutter, die, wie alte Menschen meistens, Interesse für Familiengeschichte hatte, entdeckte sie von meines Vaters Seite her. Ehe wir davon erfuhren, vor meiner Mutter Krankheit, war ich oft abends in der dunklen Straße stehengeblieben, weil aus dem Korn'schen Haus Musik klang; sie war so schön und so gar nicht dilettantisch, daß ein sehnächtiger Mensch ihr mit Bier lauschen mußte. Daß uns dies Haus mit seiner Musik jetzt offen stand, war das Erquickendste, was meine Mutter in Altenburg erlebte. Aber das kam viel später; nach ihrer Lungenentzündung war sie noch monatelang nicht imstande, die Zimmer zu verlassen; sie vertauschte nur das Bett mit einem großen Stuhl. Zu rasch müde, um viel zu lesen, fing sie damals an, sich Bilder anzusehen, und mehr und mehr liebte sie das. Fast alle Bücher verloren allmählich an Bedeutung für sie; sie machten soviel Worte, und so oft klangen sie ihr hohl. Nur für einige bewahrte sie die alte Liebe, darunter waren manche Engländer und unter ihnen an erster Stelle Dickens. Sie besaß ihn ganz in einer Ausgabe in weichem, rotem Leder; die feinen Bände paßten gut zu ihr. Wahrscheinlich machte es die Ausgeprägtheit ihrer Persönlichkeit, daß man so stark empfand, ob ein Ding zu ihr paßte oder nicht. Sie hatte fast nie die Mittel gehabt, sich ganz nach ihrem Geschmack ihre Kleider und ihre Umgebung zu schaffen, und hatte es niemals wichtig genommen. Nur Aufdringliches und Unfeines hätte sie nie geduldet, im übrigen war sie mir immer viel zu bescheiden in ihren Forderungen. Mir zu Gefallen nur ließ sie ein altes Möbel einmal aufarbeiten und legte die Photographien ihrer Freunde weg, nachdem ich sie listig schon aufs äußerste reduziert hatte, weil ich es bitter haßte, photographierte Gesichter um mich herum stehen zu haben. Aber es war schön, Dinge bei ihr zu sehen, die ihr gemäß waren: feine weiche Stoffe, — Leinwand und Wolle viel mehr als Seide — edle Früchte, zart duf-

tende Blumen, — Kerzenlicht. Schmuck hatte sie nie getragen; den sie besaß, verschenkte sie; sie hatte kein bißchen Sinn dafür.

\* \* \*

In der Zeit ihrer Rekonvaleszenz mochte sie es gern, wenn ich in der Pause aus der Schule herübergelaufen kam, um nach ihr zu sehen. Die kurze Zeit reichte eigentlich nur dazu, einander anzusehen; aber in diesen Wochen war um alles und jedes ein seltsam tiefes Licht, inbrünstiges Leben, leuchtend und schmerzlich, weil der Abschied so nahe sein konnte. Darum zogen die tiefen Strömungen mit im unbedeutenden Leben des Tages. Und darum lieben wir zurückschauend die schweren, erschütternden und schmerzreichen Tage unseres Lebens, weil sie die starken Wasser der Tiefe strömen machten.

Nie wieder haben wir eine schwere Zeit so erlebt, — denn nicht immer begnadet Leid, — oder wir lassen uns nicht immer begnaden.

## 2. Kapitel

Im Sommer reisten wir „ins Reich“. Meine Mutter wollte am liebsten in den Schwarzwald gehen; unterwegs machten wir Station in Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg und Karlsruhe. Es war ihr, als käme sie von weit, weit her, und nach langer Zeit, — und wir waren doch kein Jahr fortgewesen.

In Freiburg nahmen wir an der Bahn einen Wagen, und wie wir bald die Stadt hinter uns ließen, so versank uns alles, was an Erinnerung und Zukunft Sorgen schwer war. Das Bild der monatelang angeschauten Wände verblaßte, denn die sommerwarme Erde trug prangende Wiesen voller Blumen, und die Berge stiegen auf, einer hinter dem anderen, immer mehr, je weiter wir fuhren. Ringsum dufteten die großen Wälder; der Bach sprudelte zur Seite des Weges, der in seinem Thal aufwärts führte. Die letzten Häuser blieben zurück, — der

Sommerwind wehte nur noch über das weite stille Reich der Bäume und Wiesen.

Mitten im Wald stand das kleine Gasthaus, in dem wir damals wohnten. Es war so still dort, als gäbe es auf der ganzen Welt keinen Lärm, nur das Rauschen der Tannen und des Bergbachs, der dicht am Hause vorübersprang.

Ein klarer Sommertag nach dem anderen zog über den Berg herauf, funkelte in den taunassen Nadeln der Tannen, füllte den duftenden Schatten mit Wärme, neigte sich still zum Abend, — und große Sterne standen nachts über dem Land. An den Waldrand trat das Wild; das Waldwasser rauschte das ganze Thal entlang. Meiner Mutter alte Liebe, Eichendorffs Lieder, wehten ihr durch den Sinn, nachts an ihrem Fenster und am Tag unter den hohen Tannen.

\* \* \*

Ellen Tiefenhausen war zu uns gekommen; sie und ich wollten zusammen nach Zermatt weiterreisen, und solange sollte Sonni bei meiner Mutter sein. Sie war schon da, geradewegs aus Paris gekommen, alle ihre Habe in einem winzigen Kofferchen in der Hand.

Ellen und ich packten, meine Mutter saß wie immer in diesen köstlichen Tagen unter den Tannen am Waldrand. Über die Berge kamen langsam große weiße Wolken heraufgestiegen, zogen durch die Höhe des Himmels und verschwanden hinter dem Wald. Auf der menschenleeren Landstraße kam der Briefträger aus der Stadt daher, wie jeden Nachmittag.

Aber heute brachte er die Nachricht, daß Krieg war.

### 3. Kapitel

Von nun an war kein Tag meiner Mutter mehr frei von dem furchtbaren Bewußtsein: es ist Krieg! Alle Zeit, die sie noch zu leben hatte, lebte sie in der verzerrten und gequälten Welt des Krieges.

Sie war aufs tiefste erschüttert. Die Wochen der Mobilmachung erlebte sie wohl seitab, im stillen Schwarzwaldtal, und sah von dem ungeheueren Getriebe, in dem die Welt sich verwandelte, kaum etwas, aber schon das war genug. Hier und da kamen Soldaten durch; sie blickte sie fast mit der Liebe einer Mutter an, die ihre Söhne sterben gehen sieht. Der grenzenlose Ernst der Lage war ihr voll bewußt, den Rausch der Zuversicht, der andere trug, fühlte sie nicht. Aber das Feuer ihres Herzens flammte in leidenschaftlich schmerzlicher Liebe zu Deutschland und im Grimm auf seine Feinde. Verwickelte politische Zusammenhänge kannte sie nicht. Skepsis und Mißtrauen lagen ihr fern; sie erlebte das Schicksal ihres Volkes, wie sie das eines teuren Menschen erlebt hätte, den sie angegriffen und schauerlich bedroht sah.

Gerüchte umschwirrten uns, — die Franzosen waren ja nicht weit — und schon begann das Gerede von Brunnenvergiftungen und Spionage, das bald ins Groteske wuchs. Der elsässische Kriegsschauplatz war so nahe, daß wir das Schießen hätten hören können, aber der Bach überbrauschte es mit seinem Rauschen und kam uns manchmal vor wie eine Schutzwehr gegen die unheimliche Welt draußen. Sonni hielt es in unsrer Stille nicht mehr aus. In der Angst, daß der Feind Freiburg besetzen und uns also hier festhalten könnte, reiste sie in fliegender Hast ab; kein Mann widerstand ihr, und so nahm einer der hohen Offiziere, die noch zu ihrer Stellung reisten, sie in seinem Auto mit. Sie wollte irgendwie dabei sein, irgendeine Arbeit tun, nur in dieser Zeit nicht müßig stehen; als sie zunächst keine andere Arbeit fand, wurde sie kurz entschlossen Gepäckträger auf dem Frankfurter Bahnhof. Später fuhr sie als Pflegerin in einem Lazarettzug und verheiratete sich bald mit einem der Ärzte.

Meine Mutter, Ellen und mich aber hielt die Mobilmachung im Schwarzwald zurück; wir mußten noch zehn Tage warten, ehe wir mit vielen Unterbrechungen nach Altenburg reisen konnten. Tag und Nacht dachte meine Mutter an den Krieg, an das große Geschehen und an die vielen einzelnen Schicksale, von denen sie wußte, die sich jetzt er-



füllen mußten. Was sie selbst an Geborgenheit und Behagen umgab, fühlte sie wie eine Ungerechtigkeit, fast wie Schuld. In ihr war das Bewußtsein immer wach, daß die, die an der Front waren, das Leiden für die anderen auf sich genommen hatten.

Der Krieg vertiefte auch ihre innere Beziehung zu meiner Schwester Thilde, deren einziger Sohn im Feld war. Arme Thilde — immer hatten große Wolken die Sonne von ihrem Leben ferngehalten: in ihre Verlobungszeit fiel unsers Vaters Tod, — nach einer kurzen Ehe verwitwete sie, — nun fiel ihr Sohn. Aber ein großes Glück blühte ihr allmählich noch in ihrer Tochter auf.

Die ersten Siegesnachrichten folgten einander, da begann meine Mutter an die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs zu glauben. Sie hatte trotzdem nie die ungetrübte Siegesfreude, dazu war ihr der Preis, der bezahlt worden war, zu sehr gegenwärtig, — der Preis auf beiden Seiten; es war ihr auch nicht möglich, den Gedanken an die Besiegten dabei auszuschalten.

Sie verstand mich nicht, daß ich leidenschaftlich danach strebte, die Mobilmachung mit zu erleben. Ich wollte nach Freiburg und die Militärzüge sehen, wissen, was sich ereignete. „Aber“, sagte sie, „das ist doch nicht etwas, was man sich ansieht, — dazu ist das alles doch viel zu furchtbar.“

Sie verstand mich aber überhaupt nicht. Wie sollte sie auch — ich tat es ja selber nicht. Bestürzt merkte sie, wie wenig der Krieg mir Wirklichkeit war; er ging mich wenig an. Ich hatte kein Zugehörigkeitsgefühl zu irgendeinem Volk, ich hatte mich mehr und mehr der Wirklichkeit entfremdet, weil sie mich enttäuschte. Nun war ich ein Fremdling in den großen Ereignissen, es verband mich nichts damit. Das verletzte sie, sie konnte diese Kühle nicht fassen.

Mir tat das alles am meisten weh. Was hätte ich darum gegeben, im Sturm der Gefühle mitzuwogen! Ich bemühte mich darum, ich suchte das gesteigerte Leben, aber ich fand es nicht.

Ich war auch skeptisch — ein wenig durch meine historische Schulung,

vor allem aus meiner Todesangst vor jeder ungerechten Einseitigkeit. Ich glaubte nicht ganz an die einfache Darstellung: hier Unschuld, dort Schuld; ein tiefes Mißtrauen war in mir gegen das, was man uns sagte — was verschwieg man uns wohl? Ich hatte Sympathie für die feldgrauen Scharen, die mir begegneten, aber ich meinte, unser Heer könne nicht gut so ganz anders sein als das der anderen, das wäre eine psychologische Unmöglichkeit. Ich ahnte das zweierlei Maß, das von nun an überall angelegt werden sollte. Aber das tat ich nur deshalb so klar und objektiv, weil mir die Leidenschaft des Gefühls fehlte, das Schicksal meines Volkes zu erleben. Es war eine „Weisheit aus Mangel“, nicht eine erkämpfte, nicht aus einer Fülle, und das quälte mich sehr. Tausendmal lieber wäre mir eine Torheit aus dem Reichtum des Herzens gewesen! Meine Mutter sah, wie scharf ich unter dem Ausgeschlossensein litt, und bemühte sich, es mich wenigstens in ihrer Nähe nicht fühlen zu lassen. Aber es stand doch etwas zwischen uns; wir waren nicht mehr ganz nahe beieinander; das war uns beiden bitter.

Schön fand ich nur, daß wir nicht abreißen konnten. Aber sobald eine Möglichkeit da war, mußten wir natürlich aufbrechen. Wir sahen auf der Rückreise die Großherzogin. Sie trug die Zeit wie eine für ihre alten Schultern fast zu schwere Last, aber tapfer. Wie sie von den Gegnern sprach, das war vornehm, und zugleich spürte man ihr das Solidaritätsgefühl der Fürsten an, als sie versuchte, den Zaren von der Schuld am Kriege freizusprechen. Daß wirklich Krieg war, konnte sie kaum fassen. „Wenn man 1870 erlebt hat“, sagte sie, „war man so sicher, daß so etwas nie mehr geschehen könnte. Und nun —“

Unterwegs hätte meine Mutter gern jedem einzelnen Soldaten noch etwas zuliebe getan. Aber sie, die wirklich viele der Schauergerichten geglaubt hatte, welche die Zeitungen von Franzosen und Belgiern berichteten, sie sah sich auch angstvoll um, wenn ein Gefangenentransport vorbeikam, ob nur ja niemand ihm kränkend begegnete! Und darin verstanden wir uns wieder.

In Altenburg kamen wir mitten in die hellste Kriegsbegeisterung hinein. Wir kannten damals schon ziemlich viele Menschen; darunter waren leidenschaftliche Alldeutsche. Die Annexionen, die sie in Gedanken machten, gefielen meiner Mutter gar nicht; sie erlebte den Verteidigungskrieg mit ganzer Seele mit, — sobald er etwas anderes werden sollte, konnte sie ihn nicht mehr rechtfertigen. Auch die phantastischen Pläne ihrer baltischen Freunde teilte sie nicht; so sehr sie ihrer Heimat die Befreiung von einer drückenden russischen Herrschaft gewünscht hätte, so konnte sie sich doch nicht einreden, daß das Programm der Balten für Deutschland ein Gewinn sein würde. Sie empfand auch dabei wieder, wie anders ihr Horizont geworden war, als der, den man in ihrer Heimat um sich hatte.

Schwere Sorgen kamen für sie, als nun der Krieg starrer und starrer alle Wege ins Freie sperrte und sie von Menschen, die ihr teuer waren, trennte in dem Moment, wo ihnen die größte Gefahr drohte. Wir hörten nichts mehr aus Inzeem, nichts von Marie Seesemann, nichts von meinem Bruder Rudolf, der zu Besuch in Rußland war. Erst nach und nach fanden wir dann die Umwege über neutrale Gebiete, auf denen wir vorsichtig eine Verbindung wieder anknüpfen konnten.

Damals war mein Onkel Heinrich Liesenhausen sterbend, und während er in monatelangen Qualen in Inzeem lag, stand jeden Tag die Gefahr der Verschickung über ihm. Nur mit dem Verlust seiner eigenen Stellung bewahrte ihn der russische Gouverneur von Livland davor. Als Gabriele Liesenhausen nach einer schönen Ehe von 40 Jahren ihren Mann in Quellenhof begraben sah, war ihr beherrschendes Gefühl nur das der Dankbarkeit, daß er den Menschen entronnen war.

Sie aber stand ebenso auf der Liste der Verdächtigen. Zufällig war an dem Tag, als sie über die Grenze zu reisen versuchte, ein Beamter zur Kontrolle da, der ihren Namen noch nicht kannte; er ließ sie weiterreisen, und so kam sie gegen ihre eigene Erwartung über Schweden nach Deutschland. Bei uns traf sie Ellen. Wir hatten gerade eine andere, sonnigere Wohnung bezogen, und die alte, die uns noch gehörte, für

Lante Gabriele und Ellen eingerichtet. Dabei erlebten wir zum erstenmal die große ernste Kameradschaft, die der Krieg hinter der Front schaffen konnte: im Handumdrehen hatten wir die ganze Wohnung eingerichtet mit lauter zusammengeborgten Sachen!

Meine Lante hatte drei Söhne im Feld: einen auf deutscher, zwei auf russischer Seite. Sie hätte alle ihre Kinder für Deutschland hingegeben. Sie erlebte den Krieg wie eine spartanische oder römische Frau, und ihr Vertrauen in das deutsche Heer und die unbedingte Gerechtigkeit und den Sieg der deutschen Sache war grenzenlos; bei meiner Mutter vermiste sie dieselbe Unbedingtheit der Zuversicht. Sie verstand es auch niemals, als gegen Ende des Krieges die Soldaten, denen wir Pakete schickten, müde schrieben und einfach nach Frieden verlangten. „Ein deutscher Soldat denkt nicht so“, sagte sie dann. Aber am meisten forderte sie immer von sich selbst; ihre Deutschlandliebe war auch völlig frei von eigenen Interessen, das Beispiel eines reinen, großen, ungebrochenen Patriotismus.

Wir sahen ihn auch in anderen Formen, unrein, brutal. Merkwürdig warf der Krieg alle Begriffe um. Wenn man damals von einem Moratorium der Bergpredigt sprach — man hätte viel bescheidener schon von einem Moratorium der landläufigen ethischen Begriffe sprechen können!

Einmal nahm mich Dr. R., einer unserer Bekannten, der jede Woche zu uns kam, zu dem Samstagsspaziergang der Altenburger auf eines der nahen Dörfer mit; von den üblichen 18 Kuchenarten, die es früher gab, waren nur noch drei übrig, unter denen man wählen konnte; dabei erzählte er Kriegsanekdoten. Er berichtete auch von der Tüchtigkeit der Bayern, und wie sie Gefangene, die zu fliehen versucht hatten, mit dem Kolben erschlagen hätten. Er strahlte dabei und erzählte es wie eine famose Leistung, — und doch kannten wir ihn gut als einen feinen, gütigen und vornehmen Menschen, mit dem zu verkehren uns eine Freude war.

In der Schule gab es „Kriegsstunden“. Wenn ich die Programme zu



machen hatte, gerieten sie etwas milder; trotzdem ließ ich die Kinder gewähren, wenn sie Lissauers „Haßgesang“ lernen wollten. Ich war kein Pazifist. Ich hatte auch kein Zentrum, aus dem heraus ich hätte handeln müssen, ich war kein Christ, und ich mißtraute mir, weil ich nicht liebte, — und ich hatte Angst vor den Menschen, die mich samt und sonders nicht verstehen konnten.

Tante Gabriele und Ellen kamen jeden Tag zu Tisch zu uns. Sie waren immer freundlich und hatten Teilnahme für alles. Fast gelang es meiner Tante manchmal, zu erscheinen wie in früherer Zeit; nur meiner Mutter allein zeigte sie, wie unablässig das Herzweh auf ihr lag, die tiefe Sehnsucht nach dem Gefährten ihres Lebens und nach der Heimat in Gefahr. Aber einmal kam sie unerwartet ganz frühmorgens, — und da geschah es, daß sie alle ihre harte Selbstbeherrschung verlor und vor Tränen nicht mehr sprechen konnte. Das war der Morgen, an dem sie die Todesnachricht ihres Sohnes Heinrich erhalten hatte, der im Kaukasus im Irrenhaus gestorben war. Kurze Zeit darauf starb ihr jüngster Sohn in Südafrika, als er gerade nach 20 Jahren wieder zu ihr zurückkehren sollte. Und damals war Ellen schon an dem Leiden erkrankt, das ihr dann noch vor ihrer Mutter den Tod brachte.

Inzeem und Quellenhof sahen sie beide niemals wieder.

Aber wie meine Mutter war auch Gabriele — sie vielleicht noch mehr — nicht imstande, das Leben passiv zu erleben; sie mußte aktiv sein bis zu ihrer allerletzten Lebensstunde, sie mußte es meistern und alles Leiden in ein inneres Tun verwandeln. Jedes Schicksal wurde für sie zu einem Stoff, den sie zu gestalten hatte; das war selbstverständlich, wie die Pflichten des Lebens sonst. Einmal nur entschlüpfte ihr, die viel zu herb und zart war, um von sich zu sprechen, ein Ausdruck, der wie ein Leitwort ihres leidbeladenen Alters wurde: „Mut, und: hindurchgegangen! Sonst wird man nie ein ganzer Mensch.“

#### 4. Kapitel

Der erste Kriegswinter kam und ging; die Hoffnung auf einen raschen Sieg war verschwunden. Die Welt fühlte, daß das Schicksal, unter dessen grauenhafter Wucht sie stand, sie so umklammert hielt, daß ein Ausweg ins helle Tageslicht gar nicht mehr zu sehen war. Da mußte sie nun hindurch; es war erst das allerkleinste Stück des langen Weges bezwungen, aber alle verzweifelte Sehnsucht zurück in eine Zeit, da noch kein Krieg war, oder vorwärts in eine Zeit, da der Krieg vorbei sein würde — was half sie? Schritt für Schritt muß ein jedes Schicksal durchgemessen werden, unerbittlich nach Anfang, Fortgang, Ziel.

Schon als ich noch ganz jung war, faßte mich manchmal ein Grauen, wenn ich die Unentrinnbarkeit fühlte, mit der wir durch das Leben hindurch müssen, in dem so unerhörte Furchtbarkeiten möglich sind und vielleicht auf uns warten. Wie ein verlassener Weg durch einen Sumpf kam es mir vor, oder so, als brause ein Eisenbahnzug aus der Ferne heran, um einen zu zermalmen. Weil ich sie so gut kannte, die Angst, o die große Angst des Lebens, darum lernte ich später ein Wort über alle Worte lieben: „In der Welt habt ihr Angst, — aber seid getrost: Ich habe die Welt überwunden.“

Am meisten litt meine Mutter allmählich unter der Atmosphäre, die der Krieg geistig schuf, vor allem unter den Verleumdungen gegen Deutschland, die sie nie gelassen ansehen lernte. Der Krieg mit Waffen, mit dem konnte sie sich als mit einem großen Schicksal abfinden, welches vielleicht Läuterung und Stärke brachte. Aber der Kampf, der nebenher wütete, der nur eine gemeine Grimasse hatte und den kein Opfer adelig machte, empörte sie bis zum Ekel.

Zu der Zeit kam mein kranker Bruder Rudolf aus der Zivilgefangenschaft in Rußland zurück. Viele Monate hatte er unter der Drohung einer Verschickung gelebt, die sein qualvoller Tod gewesen wäre; trotzdem dachte er an diesen Abschnitt wie an eine Zeit, nach der man sich

sehnt, weil sie voll von vertieftem Leben war. Denn er in seiner Verslossenheit hatte die Kameradschaft erfahren, die Gefahr und Leiden schaffen, und war über sich selbst hinausgetragen worden. Eine neue Zusammengehörigkeit gab es auch schon bei uns; sie wuchs unscheinbarer als die Gemeinschaft der Begeisterung am Kriegsbeginn, aber wer sie erlebt hat, möchte sie auch nicht in seiner Erinnerung missen.

Die Dinge, die man brauchte, fingen an knapp zu werden, dann schied eins nach dem andern ganz aus, oder fast ganz; damit begann der ununterbrochene Kampf um die bescheidenste Existenz. Da wurden wir ohne viele Worte alle Kameraden. Wir lernten, das, was wir hatten, gleich daraufhin anzusehen, wieviel und wem wir davon mitteilen konnten. Es fielen viele Schranken zwischen den Menschen, und wie wir lernten, alle Arbeit zu tun, so lernten wir geben und gerade so auch nehmen voll Freude.

Ich hatte immer, was ich für meine Mutter brauchte. Kinder vom Land verschafften mir Eier; die freundlichen Leiterinnen meiner Schule trugen uns selber Milch herbei, wenn sie über Land gingen; von überall her kamen Päckchen und Pakete, — bis auch das aufhören mußte. Zum 70. Geburtstag meiner Mutter kam aber noch ein Schinken; der beglückte mich so, daß ich ihn in den Arm nahm und küßte. Sie brauchte ja so wenig, aber daß sie das für sich nahm, kostete heiße Kämpfe; es war ihr ein Opfer, anders zu leben als wir, ihr, die nie mehr ruhig zu Bett ging, weil sie an die dachte, für welche die Nacht im Schützengraben kam. Sie tat es dann mir zuliebe, aber nur, wenn ich ihr von allem einen kleinen Teil abnahm.

Alle Gegenstände wurden seltsam wertvoll; sie bekamen eine Bedeutung, die Menschen eines Kulturvolkes gar nicht an ihnen kannten. Da lernten wir erst verstehen, was Schenken ist, und daß sich durch ein Ding, das ich einem anderen gebe, damit es nun sein Eigentum sei und nicht mehr meins, Liebe selber schenken läßt. Von allen Menschen, die wir kannten, schloß sich keiner von diesem Kreis des Gebens und

Nehmens aus. Einer hatte vielleicht nur einen Apfel zu schenken oder ein Brot, andere besaßen mehr, und wenig kam der Freude gleich, die uns erfüllte, wenn wir für den liebsten Menschen etwas hatten, was ihm wohl tun konnte. Meine Mutter hätte nicht geduldet, daß ich ihr auf unrechtmäßigem Weg etwas verschafft hätte, nicht aus Angst vor dem Gesetz, aber aus Achtung vor dem Recht der andern; aber es gab auch Wege, wie man mit gutem Gewissen zu manchem kommen konnte, z. B. wenn man mit den merkwürdigsten Leuten Bekanntschaft anfang, nur, weil sie eine Ziege besaßen, die gut Milch gab.

Wir erlebten persönlich nichts Häßliches; aber wir wußten freilich, daß es das außerhalb unseres kleinen Kreises gab, Orgien der Selbstsucht, die das eigene Gedeihen aus der wachsenden Not der anderen zog. Es war im Land wie an der Front, daß der Krieg das Gute wie das Böse frei machte; die Frage war, welches das andere überwachsen werde. Immer noch verteidigten die Patrioten den Krieg, nicht nur, weil er Heldentaten schuf und weil er den Sieg der gerechten Sache herbeizwingen sollte, sondern gerade auch noch, weil er „das große Erziehungsmittel“ sei. Sie setzten freilich hinzu: „Wenn er nicht allzu lange dauert.“ Manche sagten aber sogar: „Es muß noch viel, viel schlimmer kommen!“ Das konnte meine Mutter gar nicht hören, sie wußte zu gut, daß ein Zuviel von Leiden nie ein Gewinn sein kann. Und ihr selbst wurde der Krieg zu einem immer finsternerem Rätsel in der Welt Gottes.

Trotzdem verstand sie die Friedensbewegung noch nicht, wo sie uns nun begegnete. Der Sturm Lauf, uns dafür zu gewinnen, ging von Ilse aus, der schwesterlichen Freundin, die am Mozartplatz bei uns gewesen war, als sie und ich 16 Jahre alt waren. Heute noch wie damals nannte sie meine Mutter „meine Frau Pfarrer“, und sie, Sonni und ich, waren wie Geschwister, ihre Ehe hatte nichts daran geändert. Aber ihre Ehe hatte sie nach Frankreich geführt, als sie noch sehr jung war, und ihre geistige Entwicklung seither war von dieser Umwelt bestimmt worden; sie sah darum auch den Krieg von einer ganz anderen Seite aus. Nicht



von einer feindlichen, denn sie und ihr Mann waren Pazifisten. Er fühlte sich auch nicht als Franzose, sondern als Provenzale, und damit als Gegner von Paris und seiner Zentralisation. Der kleine gelehrte Doktor liebte Deutschland und beherrschte die Sprache wie seine eigene; aber was er liebte wie die Bedingung seines Lebens, das war die Heimat; nicht der Staat Frankreich, aber das herrliche provenzalische Land an der Rhône, dessen Kultur seine Lebensarbeit galt. Nun riß ihn der Krieg da heraus und warf ihn wurzellos über die Grenze. Er konnte mit einer deutschen Frau nicht gut in Frankreich bleiben, auch seinen kleinen Sohn nicht in eine französische Schule schicken; darum zog er nach Genf, wehrpflichtig war er nicht mehr. Nun stand er mitten zwischen den Fronten, auf beiden waren seine Freunde im Krieg, von beiden Seiten hörte er Jubel und Wehklage, Haß und Begeisterung, und die Nachrichten von namenlosen Schrecken. Kein Rausch trug ihn und seine Frau, keine hilfreiche Einseitigkeit war ihnen möglich. Sie standen ohne Waffen, um ihr Herz zu schützen, dem Grauen gegenüber. Um sie her tönte der Chor der leidenschaftlichen Anklagen, im Vertrauen auf die eigene gute Sache klang er von einer Seite genau wie von der anderen. „Es ist so sinnverwirrend,“ schrieb Ilse, „daß man darüber den Verstand verlieren könnte. Was Ihr von Euch glaubt, glauben in tiefster Ehrlichkeit die anderen von sich.“ Sie sahen in dem neutralen Land und in ihrer Einsamkeit außerhalb einer Volksgemeinschaft schmerzhaft klar auch die Zukunft, sie wußten damals schon, daß es auf dem Festland von Europa zwei Besiegte geben werde: Deutschland und Frankreich.

Ilse begriff nicht, daß wir anders stehen konnten als sie, und meine Mutter wiederum sah in ihrer Stellung zuerst nur eine Untreue gegen Deutschland; ich stand dazwischen, und angstvoll fühlte ich, viel mehr als daß ich es beurteilt hätte, daß Ilse recht hatte, wenn sie mir von einem furchtbaren Irrtum schrieb, in dem wir alle befangen seien. Im Fanatismus der Klarheit, der mich von klein auf erfüllte, kam ich mir wie erstickend vor in der Unfähigkeit, die Wahrheit zu sehen.

Vor allem aber tat mir weh, daß meine Mutter Ilse mißverstand und daß sie den Pazifismus nicht verstand. Ich hatte ihn selber nicht ergriffen, er bewegte mich nur, ich suchte Ilse gegenüber sogar einen anderen Standpunkt zu verteidigen; aber meine Mutter hätte eine prinzipielle Feindin jedes Krieges sein sollen. Warum war sie es nicht? Mit etwas wie Wut und Verzweiflung rannte ich dagegen an, daß sie hier nicht war, wie sie meiner Überzeugung nach hätte sein müssen, und daß sie Ilse enttäuschte. Mein ganzes psychologisches Verständnis ließ mich im Stich; ihr und mein Leben und Wesen waren viel zu sehr ineinander verwoben, als daß ich sie zu der Zeit hätte gerecht beurteilen und ihre Art deuten können. Ich forderte immer nur von ihr, und es gab lange eine neue Entfremdung zwischen uns.

Aber sie hätte nicht sie selber sein müssen, wenn sie einen so starken Gedanken einfach abgewiesen hätte, ohne eine Auseinandersetzung mit ihm zu versuchen. Zuerst sagte sie wohl: „Ich bin zu alt und müde, ich kann nicht noch etwas Neues ergreifen.“ Langsam tat sie es aber doch, es ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte das Problem: Krieg und Christentum, das ihre Generation ja noch gar nicht so gesehen hatte, zu erleben anfangen, und sie kam schließlich zu einem weitgehenden Verständnis. Mit Ilse fand sie trotzdem nie mehr die alte Verbindung, sie waren durcheinander zu sehr enttäuscht worden.

Kein Ausruhen, weder des Herzens, noch der Gedanken, war meiner Mutter beschieden. Immer fraglicher wurden ihr viele ihrer festen Urteile früherer Tage, immer sorgfamer hütete sie sich vor schnell gebildeten Meinungen. Von ihrer orthodoxen Theologie hatte sie wortlos manche sichere Behauptung ausgelöscht. Das gab sie kaum zu; in einer Zeit, in der viele leicht und geringschätzig die alte Lehre abtaten, zwang ihre Loyalität sie, zu ihr zu stehen, der sie so viel dankte. Es war auch einfach dies ritterliche Empfinden, was sie gegen Ilse aufbrachte, als sie in Deutschlands großer Not nicht zu ihm stand, sondern es anflagte. Ihr Wahrheitsverlangen geriet in Kampf mit ihrer Treue. Rätselvoll wie nie standen Himmel und Erde vor ihr, und ihr eigenes

Tun und Arbeiten, auf das sie zurückblickte, war voll schmerzlicher Fragezeichen. Nur der Grund, auf dem sie stand, wankte nicht. Nicht umsonst liebte sie die Worte des Paulus so sehr: „Das Reich Gottes stehet — — — in der Kraft.“

## 5. Kapitel

Der Krieg ging weiter. In den beiden ersten Sommern waren wir dennoch verreist, in Altenburg kam meine Mutter ja immer weniger ins Freie; das Klima bekam ihr nicht. Aber wenn sie ausgehen konnte, dann standen ihr zwei schöne Gärten zur Verfügung. Der eine war der des alten Pohlhof, ein großer stiller Park, der ein gotisches Haus umgab. Mit dem Schlüssel zu einem kleinen Pfortchen konnte sie dort aus- und eingehen, als sei er ihr eigen, und ich glaube, dieser Garten war ihr der einzige vertraute Platz in Altenburg. Sie war immer ganz allein dort, und dann kam sie langsam durch die Lindenaustraße nach Hause gegangen, an unserer Schule vorbei, im Schatten der dicht und dunkel belaubten Kirshbäume, die die Straße einfaßten. Viele Menschen kannten ihre Gestalt in dem unzerstörbaren grauen Kostüm und einem kleinen schwarzen Hut. Hier und da kehrte sie auch einmal in der Schule ein; fast alle meine Kollegen kannten sie, auch manche der Kinder, und die beiden Leiterinnen besuchten sie oft, obwohl sie nach wie vor nicht für die Annerionen zu haben war, die unsere alldeutsche Direktorin unentwegt machte. „Der frumbe Landsknecht“, — das war der Spitzname dieser Direktorin bei uns, den der nette Rechtsanwalt R. aufgebracht hatte, und der gut ihr Wesen ausdrückte: rauh, geradezu, treu und aufrecht, — der „frumbe Landsknecht“ hatte mir eine arbeitsreiche aber sehr schöne Stellung in seiner Schule geschaffen, und meine Mutter freute sich, daß er mich wert hielt. Und in den Jahren in Altenburg wurde mir selber mein Beruf lieb. Mit größeren Mädchen konnte ich gut arbeiten, es ging hier ganz und gar anders, als in meinen Anfängen in Frankfurt. Oft

tat es meiner Mutter zwar leid, daß wir es nicht mit weniger phlegmatischen und etwas geweckteren Kindern zu tun hatten, als die der Altenburger Bauern und Kaufleute waren. Aber gerade unter solchen sind oft so dankbare, die tiefer und treuer empfänglich sind, als Kinder aus einer geistig reicheren Umwelt. Ganz erkannte ich das freilich erst beim Abschied, der so war, wie ich es mir nie hätte träumen lassen.

\* \* \*

Allmählich machte es meine Mutter zu müde, bis zum Pohlhof zu gehen, da lud man sie in einen anderen Garten ein, unserem Haus gegenüber. Er war viel kleiner, aber eigentümlich reizvoll, sonnig und verträumt. Wasserrosen ruhten auf einem kleinen Teich, und sonst noch blühte vieles um die stille Besucherin her auf, die seinem Werden achtsam folgte.

Freundlichkeit brachte ihr so von allen Seiten die kleinen Lichter auf ihren Weg in der dunklen Zeit des Krieges.

Sie sah häufig Besuch, sie war ja fast immer zu Hause. Oft kam der Doktor R.; immer hatte er sich etwas ausgedacht zu erzählen, wovon er hoffte, daß es sie interessieren könnte. Er hatte ein riesiges Wissen, und man durfte ihn nach allem fragen, nur nicht nach seiner Juristerei, auf diesem Punkt verriet sich sofort seine schwere Nervenkrankheit. Er war auch mir ein rührender Freund; selbst Zensuren diktierte er mir, wenn er mir nichts anderes zu Gefallen tun konnte. Leider konnte man gegen Ende des Krieges nichts mehr außer Politik mit ihm reden, und die seine war ganz die eines Kleinstädters, der fast gar nicht gereift war, fest umschlossen von seiner engen Welt, deren A und O Bismarck war. An ihm wurde uns klar, daß ein großer Mann auch des Volkes Unglück werden kann, das er zu seiner Größe geführt hat, wenn seine Anhänger seine Gestalt jeden weiteren und neuen Weg verrammeln lassen.

Junger Besuch kam auch hier, und am liebsten war meiner Mutter unser allerkleinster Gast, das blonde zehnjährige Töchterchen vom



Stiftspfarrer Schmidt. Das kam allein daher, hell und fröhlich; meine Mutter empfing es in ihrem blauen Zimmer wie einen erwachsenen Besuch, und es erzählte ihr zutraulich und höflich von Vater und Mutter und dem ganz kleinen Brüderchen, vom Stift und von Frau Pröpstin. Im Stift war meine Mutter anfangs manchmal gewesen, sie bewunderte, was der Pfarrer und die Pröpstin miteinander in diesem Internat geschaffen hatten. Wie diese beiden ihre große Erzieherarbeit taten, entsprach ihrer eigenen Überzeugung, und sie hätte vor allen andern dieses Internat empfehlen mögen. Aber einen Mangel hatte es in ihren Augen, nämlich sein Statut, das es nur für den Adel bestimmte. Man konnte meine Mutter niemals überzeugen, daß eine solche Einrichtung ihre Berechtigung hätte; sie hatte einfach keine Nachsicht dafür. Die Pröpstin selber war ihr nur wieder ein Beweis, wie gut es ist, wenn zwei Kulturkreise sich verschmelzen; der alte Adel ihres Vaters und der bewegte, nie alternde Geist ihrer bürgerlichen Mutter, die mit 80 Jahren von ihrem Landgut aus noch nach Berlin fuhr und am Abend den „Parsifal“ hörte, — die hatten sich in der Pröpstin zu etwas Wunderschönem vereinigt.

Meine Mutter wunderte sich, daß so viele Menschen gern zu ihr kamen. „Was haben sie denn an der alten müden Frau, die ihnen gar nichts mehr geben kann?“ Aber sie empfanden sie nicht so. Und die, welche aus einem angespannten Arbeitsleben und aus der Unrast der Kriegszeit draußen zu ihr kamen, freuten sich gerade an der Stille, die sie umgab, und an ihrem aufmerksamen Lauschen. „Wie schön,“ sagte die Pröpstin, „daß es noch jemand gibt, der Goethe liest!“

Goethe war für meine Mutter nicht ein großer Dichter, den sie kannte und liebte, und von dem sie sich ästhetische Freuden schenken ließ; er war vielmehr ein Bereich des Lebens, in das sie einkehrte, so wie es das Bild im Faust ausdrückt, als der Pater Seraphicus die seligen Knaben, die nach Erkenntnis verlangen, in sich aufnimmt, um ihnen die Welt zu zeigen. Wenn sie sie durch ihn sah, wurde die Welt tief und weit, gewaltig und doch von Ruhe überwölbt. Sie war keine Goethekennerin,

viele Bände rührte sie kein zweites Mal an, sie hatte nur ihren Bezirk in diesem weiten Bereich. Es war eine unsichtbare Heimat, in die man hinübergleiten konnte aus jeder Gegenwart, die leer und öde war. Je mehr Menschen und Dinge vergingen, um so mehr bedeutete das, was zeitlos und nie zu Ende zu erleben war.

Jedes Erlebnis des alten wie des jungen Menschen fand hier seinen Ausdruck und dadurch Linderung, und eine gütige Weisheit waltete hier, die beides zusammen zu sagen wußte: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“ Und auch:

„Wie Felsenabgrund mir zu Füßen  
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,  
Wie tausend Bäche strahlend fließen  
Zum grausen Sturz des Schaums der Flut,  
Wie strack mit eigenem kräftigen Triebe  
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:  
So ist es die allmächtige Liebe,  
Die alles bildet, alles hegt.

— — — — —

Steigt hinan zu höherem Kreise,  
Wachset immer unvermerkt,  
Wie nach ewig reiner Weise  
Gottes Gegenwart verstärkt!  
Denn das ist der Geister Nahrung,  
Die im freisten Aether waltet:  
Ewigen Liebens Offenbarung,  
Die zur Seligkeit entfaltet.“

Die unermessliche Erfahrung, die dazwischen liegt, — dadurch gehörte er allen, und dadurch glaubte man an seine tiefe Einsicht. Seine Nähe war die Nähe eines Menschen, den Gott gewürdigt hatte, in die Schöpfung hineinzusehen bis in solche Tiefe, wo sie als Sein Gewand erscheint; darum konnte ihm das Vögelchen der Bote Gottes werden und die Welt zum Gleichnis.

## 6. Kapitel

Der Stiftspfarrer und die Pröpstin taten damals etwas, was das Leben in Altenburg für viele veränderte. Das kam so: sie luden zu einem Abend im Stift ein, an dem der Pfarrer von der Konferenz in Trieglaff erzählen wollte, und das wurde der Anfang zu regelmäßigen Diskussionen, zu denen alle kamen, die unter der Dürftigkeit unseres damaligen Lebens litten. Auf diese Weise trafen Leute einander, die dasselbe entbehrten und gewünscht hatten, ohne sich zu kennen oder zu wissen, wie sie ihren Wunsch erfüllen sollten. In freundlicher Aufmerksamkeit auf das, was einem anderen wichtig oder lieb sein konnte, war der Stiftspfarrer immer bemüht, weiterzugeben, was er selbst erlebt hatte. Er war dabei zurückhaltend und sachlich, herb in seinem Wesen und der Arbeit an den Kindern, die er unterrichtete. Im Verkehr mit ihm fiel einem sein ausgesprochenes philosophisches Interesse auf, das auch seiner religiösen Arbeit ihr Gepräge gab. Er verschleierte nie ein Problem und hatte den Mut, Rätsel ungelöst stehen zu lassen; er erlag nicht der doppelten Versuchung seines Amtes als Lehrer und als Prediger, mehr zu sagen, als er erlebte und tat. Seine ernste Lauterkeit und die liebe Zartheit seines Empfindens, von dem er niemals Worte machte, ließen uns den Stiftspfarrer sehr lieb werden. Mir selbst gab er mehr, als er und ich wissen konnten, durch die Gedanken, die er mir nun vermittelte, als er an jenem Abend von der Trieglaffer Konferenz erzählte. Denn das wurde meine erste Berührung mit einigen von den neuen Gedanken, die in der Welt an der Arbeit waren.

Die Berliner „Soziale Arbeitsgemeinschaft“ hatte diese Konferenz auf ein pommersches Gut einberufen. Die Soziale Arbeitsgemeinschaft, das waren Menschen, die, gebildet und zum Teil studiert, unter dem Proletariat im Osten der Stadt lebten. Aber sie trieben keine Innere Mission, nicht Armenpflege oder Wohltätigkeit — ein ganz neuer Gedanke strahlte auf: sie gingen dorthin als Gleiche zu Gleichen, was

sie wollten, war die Freundschaft mit dem Proletariat, die mühsame Überwindung der unendlichen Kluft, welche zwischen ihnen war. Sie suchten ihn in seinem eigenen Leben auf, da, wo er ihnen in vielem überlegen war und so einer von dem anderen lernen konnte, — falls die Versöhnung gelang. Nicht als Gönner kamen sie, sondern als Sühner einer großen Schuld der Gesellschaft. Welche erschütternde Erkenntnis diesem Tun zugrunde liegt, ist einmal so formuliert worden: „Alles Geistige, was mich beherrscht und erfreut, ist in dieser jetzigen Gestalt nur möglich auf der Unterschicht von Not und Laster, die die Elemente der Arbeit und des Vergnügens herbeiträgt. Wenn nicht Berlin=Nord oder =Ost so wäre, wie es jetzt ist, könnte Berlin=West nicht sein. Weil Berlin=West so ist, wie es jetzt ist, ein solches Leben fordert, deswegen muß Berlin=Ost so sein, wie es jetzt ist. Eine ungeheure Verkettung des Lebens, äußerster und innerster Fragen, ist damit gegeben. Ein Aufeinanderangewiesensein von Reich und Arm, wie es grandioser und wirklicher zugleich in keinem Zeitalter bestanden hat. Abgesehen von den tausend Beziehungen der Hausbesitzer, der Fabrikherren und der Genießer des Lebens, die mit den Opfern dieser ihrer Lebensformen in Berührung kommen oder aber die Berührung meiden — abgesehen davon, eine ungeheuerliche Verknüpfung des Lebens der ganzen Gesellschaftsschichten: Keine Klasse ohne die andere, keine Schicht des Lebens ohne die andere, schließlich keine Luxusreligion der Dome und Kaiser-Gedächtniskirchen ohne die Religionslosigkeit der Masse am Schlesischen Bahnhof oder am Wedding. Auf der einen Seite falsches Geistiges, Überkultur — auf der anderen Seite vollständiger Mangel an Geistigem, Kulturlosigkeit, Verderben. Langsam erwacht in unserer Zeit ein Erinnern an die eine Antwort auf die Frage: Wer ist mein Nachbar? Das Erinnern kann nicht ein Erinnern an Worte sein, sondern muß im Leben erlernt, ergriffen werden. Nur der, der mit der neuen Auffassung von der Nachbarschaft unmittelbar Ernst macht, gewinnt sie wirklich, ergreift sie fest, setzt sie gedanklich und tatsächlich in Leben um. Nur wo Menschen, die irgend-



einen Reichtum erhalten haben, bereit sind, ihn mit den Armen von Grund auf zu teilen, nur wo Menschen, die eine Stärke in sich fühlen, erkannt haben, daß sie das Schwächere stärken müssen, das sterben will, nur da erhält sich wirklich geistige Kraft und wird neue Stärke hinzu erobert. Nur durch eine Bejahung dieser neuen Nachbarschaft werden die alten Kräfte erhalten. Ein Adel, der sich von den Aufgaben eines Wirkens für jene Allerfernsten fern hält; eine Unternehmerschaft, die irgendwie von der Arbeiterschaft möglichst weit weg rückt; Personen, die den Verkehr von Mensch zu Mensch, zu dem ihre Verantwortung sie verpflichtet, meiden; Gesellschaftsschichten, die sich von den anderen Schichten, auf die sie angewiesen sind und die auf sie angewiesen sind, fern halten — alle diese Menschengruppen und Schichten sind untergehende Teile des Volkes. Was Besitz bleibt und nicht neu erworben wird, was äußerlich oder innerlich als Raub an anderen festgehalten wird, alle Menschenhöhe, die sich auf sich selbst verläßt, ja, alles Göttliche, das den Menschen vorenthalten wird, wird zu einer furchtbaren Gefahr für den Besitzer und für das Gesamtleben des Volkes. Wenn nicht Menschen kommen, die es als einen Raub ansehen, die Höhe geistiger Kultur für sich zu behalten und in ihrem kleinen Kreise womöglich zu steigern, dann muß das menschliche Leben, dann muß auch das göttliche Leben in der Menschheit zugrunde gehen. Zu sehr haben die, die die Vertreter des Geistes in der Menschheit zu sein meinten, das Vorbild dessen vergessen, der mit seinem Namen jede christliche oder widerchristliche Gesellschaftsform decken mußte, der es für einen Raub an anderen ansah, wenn er Gott gleich wäre, der sich selbst erniedrigte und die Gestalt des Knechtes, des Sklaven, des Opfers der Gesellschaft annahm und im Gehorsam gegen die Schicksalsordnung, die das Leben in so furchtbare Bahn zwingt, den Weg aus dieser furchtbaren Not und Verkettung heraus weist. Aber wie wenige Menschen erfassen diese neue Nachbarschaft.“

Mühselig und unscheinbar war diese Arbeit, aber nicht umsonst. Schon bestand die Soziale Arbeitsgemeinschaft zum Teil aus Arbeitern selbst.

Es war auch einer nach Trieglaff mitgekommen, der alte Wenzel Holek, der vom ungelernten Arbeiter zum Jugendpfleger in Berlin-Ost geworden war. Der hatte wohl das Recht, als Vertreter der Proletarier da zu sein, nach einem Leben, welches den kleinen Buben von 6 Jahren schon in die Arbeit eingespannt und dem lernbegierigen Kind nicht einmal die ganze Bildung einer Volksschule gegönnt hatte. Nun hoben die Gegensätze an, sich auf dieser Konferenz zu begegnen: Wenzel Holek war da — und der Reichskanzler Michaelis; Dr. Rittelmeyer und alte preußische Offiziere; pommerscher Landadel — und Sozialisten. Aber daß die Menschen verschiedener Herkunft waren, bedeutete wenig, verglichen mit der Gegensätzlichkeit ihrer Überzeugungen. Und trotzdem war auf der ganzen Tagung nie ein Mißklang gewesen, viel Kampf, aber niemals Feindschaft. Unverbrüchlich guter Wille war imstande gewesen, sie von Anfang bis zu Ende zu beherrschen, und in der Sicherheit seines Geleites war das Wagnis gelungen, von Dingen zu sprechen, an denen sich die tiefsten Gegensätze aufboten. In den nüchternen Berichten des Pfarrers tauchten die Kampffelder der Zukunft auf, und es war sehr ernst und zugleich tröstlich, sie zu ahnen.

Meine Mutter hatte nicht ins Stift hinaufgehen können, der Stiftspfarrer aber brachte ihr einen langen Brief, in dem er seinen Eltern eine Schilderung gegeben hatte, welche der am Abend fast gleichkam.

## 7. Kapitel

Der Krieg dauerte weiter. Das Zivildienstgesetz kam, die ganze Jugend, soweit sie noch nicht ins Feld konnte, wurde so in den Krieg hineingerissen; Heere von Frauen traten an die Stelle der fehlenden Männer, es war, als geschähe alle Arbeit nur, um diesem blockierten, schauerlich bedrohten Volk Waffen, Waffen, Waffen zu schaffen. Die Glocken verschwanden, das Land fing an zu verstummen. Knaben, alte Männer, Frauen machten Munition und kämpften so mit. Gesehe griffen in

alles Privatleben ein; Vorratsräume und Rechnungsbücher wurden geprüft.

Der Hunger kam. Es gab nur wenige Menschen um uns her, die noch wirklich satt wurden. Eine Wendung war nicht abzusehen. Man sah den Menschen an, nicht nur, daß sie Hunger litten und Angst, auch daß sie bald nichts Rechtes mehr hatten, um sich zu kleiden. Und mehr und mehr versanken alle in den erschöpfenden Kreislauf der Gedanken an die notwendigsten und so schwer erreichbaren Dinge. Mühe und Warten, Mühe und Warten — und was war dann der Erfolg? Ein ganzes Volk glitt langsam und sicher in das Elend von Leib und Seele.

In Rußland kam die erste Revolution. Mein Schwager war als Deutscher gefangen, mein Neffe war verschwunden, die anderen in Lebensgefahr.

Immer noch wurde auf den „Sieg-Frieden“ gehofft, immer noch auf Annexionen, die man nun erst recht fordern müsse, um die Not nicht umsonst erlitten zu haben. Der Tauchbootkrieg sollte die Rettung bringen; nur noch aushalten — dann war alles gewonnen, das Volk von „Helden“ hatte dann das Volk von „Händlern“ bezwungen. Deutschland mußte ja siegen, „der deutsche Geist hatte seine große Mission noch in der Welt“.

Ende Februar trat Amerika in den Krieg ein, und Amerika entschied ihn zuletzt.

Für alte Menschen gab es keinen Ausblick mehr; sie hatten keine neuen Dinge mehr zu erwarten, keine Zeit, in der wieder wirklich Friede sein werde. Man fing an zu ahnen, wie unermesslich die Folgen des Krieges alle Jahrzehnte hindurch sein würden, die nun kamen. Das Schicksal: Krieg konnte nicht mit einem Friedensschluß zu Ende sein, sondern würde in jeder einzelnen Familie und in der nächsten Generation noch weiterwirken. In diesem Dunkel ging der Pfad der alten Menschen zu Ende.

Wenn meine Mutter es nicht schon erfahren hätte, so konnte sie es

Hier lernen, daß Gott ein „verborgener Gott“ ist, verborgen durch den Jammer und das Böse der Welt. Die Wirklichkeit schleuderte alle kümmerlichen Bemühungen, Gottes Wege nachzuzeichnen, beiseite; Er allein ließ sie manchmal aufleuchten, wenn Er es wollte. Der Glaube aber lebte wohl aus anderen Kräften als der befriedigenden Erkenntnis der Welt.

\* \* \*

Der Stiftspfarrer schickte meiner Mutter das Heft der „Christlichen Welt“, in dem Dr. Rittelmeyers Friedensbotschaft an die Geistlichkeit aller Länder stand. Rittelmeyer war damals Pfarrer an der Neuen Kirche in Berlin. Viele seiner Amtsgenossen hatten mit ihm unterzeichnet, weit mehr aber nicht.

Meiner Mutter Stellung zum Krieg wandelte sich allmählich. Sie verstand die Kriegsgegner immer besser, je tiefer sie den Krieg erlebte. Sie lauschte auf sie, denn sie wollte sich nirgends selber den Weg zu einer neuen Erkenntnis verbauen.

Diese Rundgebung Rittelmeyers sprach nicht von einer prinzipiellen Kriegsgegnerschaft, sie überwand nur den Haß mitten im Kampf. Hier war etwas von einer höheren Warte aus getan. Meine Mutter sah, daß das auch mich ergriff, und wie mir hier etwas imponierte, was Religion war. War dieser Mann vielleicht imstande, einem dem alten Ausdruck des Christentums entfremdeten Geschlecht ein Führer zu der Wahrheit zu werden, die ihm zu erfassen möglich war? Ganz von ferne sah sie seine Gestalt im Licht einer leisen, innigen Hoffnung.

Sie sah noch etwas, was sie freute wie eine ferne Verheißung. In der unerträglichen Atmosphäre der Kriegszeit mit ihren Göttern, die ich nicht verehren konnte, hatte ich zu suchen angefangen, ob nicht irgendwo noch mit einem anderen Maßstabe gemessen wurde, irgendwo noch etwas höher galt als die Nation, etwas, dem sich jeder beugen konnte, wenn er nur einfach Mensch war. Gab es noch ein Reich, wo auch ich aufgenommen werden konnte, weil es auf alles das gar nicht ankam, wonach die Menschen sonst fragten?



Da sah ich wirklich eine Welt schimmern, die ich noch nie so gesehen hatte: darin war Ruhe nach dem Mißgeschrei böser Geister, Majestät nach der Gemeinheit, Sonne auf hohen Gipfeln nach dem Feuerchein brennender Häuser, Heimat für alle nach der Heimatlosigkeit. Das war die Welt des Evangeliums. Es war nur seine Ethik, die ich so sehen lernte, ich konnte nicht durch den Glauben in diese Welt eingehen; aber nun wußte ich etwas von ihrer Herrlichkeit und war nicht mehr ganz arm.

\* \* \*

Damals war ein neuer Pfarrer nach Altenburg gekommen, und nach dem, was allerlei Menschen von ihm erzählten, bekam ich Lust, ihn einmal zu hören. Es war am zweiten Pfingsttag, das ist ein Tag, an dem kaum ein Prediger etwas zu sagen weiß, wenn er ehrlich ist. Die Kirche war erstaunlich voll. Ich sah den Pfarrer nicht, auch wußte ich nichts Näheres über ihn: ob er alt oder jung war; es sprach die fremde Stimme eines unbekannten Menschen zu einer skeptischen Zuhörerin.

Manchmal an trüben Tagen geht auf einmal ein goldener Schein über das Land — einen Augenblick liegt es in Sonne. An dunklen Vorfrühlingsmorgen, wenn alles draußen noch stumm ist, hebt auf einmal die Amsel an zu singen, eine einzige Vogelstimme in Grau, Kühle und Stille. Sie verheißt den Frühling.

So war diese Predigt.

„Die Kirche sollte organisierte Liebe sein, so ist ihre Bestimmung,“ sagte der Unbekannte. „Aber sie ist in Gefahr, sie zu vergessen, und wenn sie sich in den Krieg hineinziehen läßt, so ist sie nicht eigentlich Kirche mehr. Wie sollte wohl die wirkliche Gemeinde des Christus zum Krieg stehen?“ — —

„Ist dieser Mann ein Pazifist?“ fragte ich den Stiftspfarrer, den ich bei meiner Mutter noch traf, angelegentlich. „Wer ist denn dieser Mann, daß er so predigt und doch so viele Zuhörer hat?“

„Sie sollten ihn wohl kennen lernen,“ antwortete er, „es lohnt sich.

Er kommt von der Marine her, und man spürt ihm überall an, daß er in der Weite war.“

Wenn einer den Hauch der weiten Welt mit in unsere Enge brachte, dann mußte man seine Nähe wohl suchen; das allein wäre schon Grund genug gewesen. Aber als ich mit einem Auftrag des Stiftspfarrers zu ihm ging, war er nicht da, nur seine Frau. Sie saß an ihres Mannes großem Schreibtisch, während sie mit mir sprach. Dies war ein anderer Arbeitsraum, als ich sie aus Pfarrhäusern kannte; weder religiöse Bilder noch Sprüche waren hier zu sehen. Aber da waren schöne und seltsame Dinge aus der Ferne: gußeiserne Ornamentleisten auf weißen Seidenstreifen als Wandschmuck und prachtvoll geschnitzte Elefanten, große Mütter und Kleine, denen man in Ausdruck und Haltung gut ansehen konnte, daß sie ganz jung waren. Es war auch ein Bild des Fusijama da, der wie ein Symbol aller Berge ist: einsamer Gipfel, aus der Flut aufragend und allen Reichen zugehörig: dem Meer, dem Feuer der Erde — dem Schnee der hohen Luft.

Und auf einem Vorsprung über der Haustür sah ich, als ich fortgehen wollte, mit ausgespannten Segeln, fahrtbereit, das Modell einer chinesischen Dschunke in der Dämmerung.

„Mein Mann war lange in Ostasien,“ sagte die kleine Frau Pfarrer, „Sie müssen einmal das Buch lesen, das er darüber geschrieben hat, er —“

Aber da ging die Türe auf, und die Kinder standen Hand in Hand auf der Schwelle, ein ernster, dunkler kleiner Junge und ein winziges blondes Mädchen, und flogen ihrer Mutter in die Arme.

## 8. Kapitel

Der Krieg ging weiter, zu Land, zu Wasser, in der Luft. Im Osten schien er sich für Deutschland glücklich zu wenden, seine Truppen besetzten das Baltikum. Mit einem unbeschreiblichen Glücksgefühl nahm man dort die Befreier auf, und kaum einer zweifelte daran, daß nun

das ganze Land deutsch bleiben würde. Es war eine Idee, von der nur Menschen einer kleinen abgeschlossenen Welt erfaßt sein konnten, welche die Bedeutung des gigantischen Nachbarn Rußland allezeit unterschätzt hatten. Um so bitterer war nachher ihre Enttäuschung.

Wir bekamen auch gute Nachrichten, wir persönlich. Leonhard Seesemann war befreit, seinen tollkühnen Tungen hatte er wieder, und unsere Verwandten in Estland hatten sich tapfer und zäh die ganze Zeit auf ihrem Gut behauptet. Stella Bremen war eine Frau, die im Gleichmaß ihrer Seele Flug und Kühn auch diese Zeit gelassen zu überstehen wußte und nicht wich, selbst als sie später nur noch ein ganz kleines Restgut von ihrem großen Besitz behalten durfte. — So lange wich sie nicht, bis tatsächlich keinerlei Möglichkeit mehr bestand, diese kleine Scholle zu halten. Und dann fand sie auch noch einen Ausweg, um in der Heimat alt zu werden, und sie und ihr Sohn bauten sich ein Sommerhäuschen an der See zum Wohnhaus um, legten eine Gärtnerei an, spielten selber Knecht und Magd, und hatten doch, wie sie einmal schrieb, die Zimmer voller Blumensträuße und die Herzen voller Sonne.

Im Juni reiste Gabriele Liesenhausen mit Ellen nach Riga. Es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, daß sie nach Inzeem zurückkehren konnten. Niemand konnte ahnen, daß sie schon im November in bängster Flucht von neuem nach Deutschland kommen würden, — um beide hier zu sterben.

\* \* \*

Schon in den großen Ferien 1917 waren wir nur im Wagen in eine ganz kleine nahe Sommerfrische gefahren, Streitwald, das bei dem Städtchen Frohburg in Sachsen lag. Es war kaum ein Dorf zu nennen und war so friedlich und geborgen, daß man den Krieg hätte vergessen müssen, wenn nicht die grauen Flieger täglich über uns gebraust hätten, und wenn nicht der gefangene Russe Manuel gewesen wäre, der freilich bei seiner Bäuerin angesehen und geschätzt war wie ein Familienglied,

weil er den Hof erhielt. Auch ein Franzose war da, elegant und selbstbewußt, der manchmal heimlich alle alten Männer im Streitwald rasierte. Einmal wurden auch bei uns drei entlaufene russische Gefangene eingeliefert. Todmüde und traurig lagen sie in der Schreinerwerkstatt unseres Hauswirtes, unendlich einsam in der fremden Welt. Unsere gute Hausmutter sorgte freundlich für sie. Nachts kam die Polizei und holte sie ab; spurlos und lautlos verschwanden sie, wie eine Vision.

Um uns war wieder das sonnige Kleinleben des Sommers auf dem Land. Um die Haustür rankten sich große Klematis, und der Tag grüßte uns immer in einem blauen Schein, wenn die Sonne durch ihre dunklen Blüten schien. Jenseits der Straße stand gleich der Wald; am Rand wuchsen lichte Linden, umwogt vom süßesten Duft und von dem tiefen leisen Summen der Bienen, das wie fernes Geläut ist. Weiter im Wald waren Gras und Tannen naß vom Tau, wenn der Morgen kam. Über die Waldwiese zogen still die Sommerwolken, dunkle Fichten grenzten sie auf allen Seiten ein. Dort war der Platz meiner Mutter. Sie saß so still in ihrem Stuhl, daß sie das Leben um sich herum nicht störte. Das Eichhorn huschte neben ihr durch die Zweige, sie sah seinen roten prachtvollen Schwanz; die Goldammer sang, und die wilden Tauben riefen zärtlich und wie verzaubert. Der Weg verlор sich im grün-goldenen Schein unter großen Buchen; einsam zog er dahin, nur die schwankenden Schatten der Äste bewegten sich über ihm, oder die Schmetterlinge, die daherkamen, gaukelnd im Licht.

Hier begann meine Mutter, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Am Ende ihres Lebens gab sie das, was davon in Worte zu fassen war, ihrer Tochter weiter. Sie tat es nicht von sich aus, ich bat sie darum, aber sie tat es mit Freuden. Sie hatte mir früher schon viel erzählt; nun fingen wir von vorne an und machten den Weg bis in die Gegenwart.

Die letzten Jahre hatten sie äußerlich verändert. Viele Furchen durchzogen ihr Gesicht, und oft, wenn sie unbeobachtet still da saß, war es



sehr gramvoll und müde. Aber während sie mir erzählte, geschah wieder das, was ich bei ihr so oft staunend erlebt hatte: geheimnisvoll wichen Alter und Gram, und ein Schmelz umgab sie, wie ihn sonst nur die Jugend hat. Ihre großen grauen Augen waren strahlend wie klarer Kristall, sie blickten so, als sähen sie in eine Weite, in der ihr Herz vielmals voller Liebe Menschen und Orte zu grüßen hatte.

Fern in der tiefen Vergangenheit lag die kleine Stadt an der grauen Ostsee, stand ein Kind am Fenster und sah in den Vorfrühling hinaus. Der Himmel war hell, das Zimmer voll Licht, in der Ferne krächte ein Hahn. Da kam eine ungeheurere Sehnsucht über das kleine Herz — — wonach — —?

Das war meiner Mutter erste Erinnerung. Es war ein langer Weg, durch ein Leben, reich und schwer an Inhalt, den wir dort miteinander machten, bis Lilla Rehbinder, — „Frau Pfarrer“ — in dem kleinen Dorfe bei Altenburg im Wald saß.

\* \* \*

Draußen dröhnte der Krieg weiter. Abgerissene Klänge fielen wild in unsere friedliche Stille.

Unser Heimweg aus dem Wald führte am Brunnen vorbei; da turnten Buben mit braunen Beinen lustig herum; Ziegen lagen im Gras, so satt, daß sie nicht mehr rupfen mochten. Die Apfelbäume waren schwer von Früchten, unter ihnen hin wanderte eine Henne, hob ruhig ihre gelben Füße, pickte und lockte, und die flaumige kleine Schar eilte eifrig hinter ihr drein. Manuel kam gelassen vom Feld, — in der Birke wehte der Sommerwind. Aber auf unserem Tisch lag die Zeitung, und ihre stummen Worte gellten uns entgegen: „Der blutige Zar ist auf das glücklichste verschieden! Es lebe der rote Terror!“

Der Krieg war für meine Mutter hier trotzdem leichter zu ertragen, wo eine andere Wirklichkeit sie gütig umgab: der Wald und der sommerlich lichte Himmel. In der Wärme lebte sie auf, und Licht war ihr notwendiger als irgendeine Bequemlichkeit. Am liebsten hätte sie in ihrer

Wohnung jeden Abend sämtliche Räume taghell erleuchtet. Darum stand ihr der Winter kaum erträglich bevor, — dieser kommende Winter mehr als je einer. Er würde Kälte und Dunkelheit und die lange Gefangenschaft im Zimmer bringen, und er war der vierte Kriegswinter! Als uns später im Herbst Apfel aus dem Streitwald gebracht wurden, die meine Mutter dort bestellt hatte, stand sie in der Küche, um sie anzusehen; da fuhr sie leise mit der Hand über sie hin und sagte: „Ach — die sind da draußen gewachsen!“

## 9. Kapitel

Wenige Tage nach unserer Rückkehr wurde uns zum Frühling unsere Wohnung gekündigt. Der Kohlenvorrat, den wir brauchten, blieb aus; der Kampf darum begann also von neuem. Damals haßte ich zum erstenmal, denn was für Schaden dies beides für meine Mutter bedeuten würde, ließ sich nicht absehen. Ich war gewohnt, daß jeder gern auf sie Rücksicht nahm, — und daß man ihr nun nach allerlei Intrigen die Wohnung zu einer Zeit nehmen wollte, als es schon schwer möglich war, eine andere zu finden, das beantwortete ich mit Haß. Ich erfuhr, wie es ist, jeden Gedanken an einen Menschen mit dem Wunsch zu verbinden, es möchte ihm Böses geschehen. Es ist gut, wenn man hassen gelernt hat, denn auf keine andere Weise lernt man ganz verstehen, weshalb das Evangelium die sonst unfaßbare Forderung der Feindesliebe stellen muß. Es kann ja keine Seele so zerschlingen werden lassen, so alle ihre Kraft binden lassen von dem starren Wunsch der Zerstörung. Die tiefen psychologischen Erfahrungen geben immer irgendwie dem Evangelium recht.

Das Evangelium, das es mit dem Absoluten zu tun hat, das Gottes Reich verkündet und das menschliche Wesen in die Grenzen seiner Kleinheit zurückweist, arbeitet für das Gottesreich doch in einer unüberbietbaren psychologischen Weisheit. Aber freilich das Evangelium selbst, nicht etwa die Kirche, — das Evangelium selbst, welches ja,

indem es frohe Botschaft ist, das Urgeſetz aller Psychologie erfüllt: daß die Seele erſt reich gemacht werden muß, ehe ſie irgend etwas tun oder geben kann. So über alle Maßen psychologiſch töricht die offizielle chriſtliche Erziehung oft war, ſo anders iſt das Evangelium. Und es wird dadurch gewiß nicht in Relatives verſtrickt, ſondern gerade fähig, zum Abſoluten hinzuführen.

\* \* \*

In dieſem Herbfte von 1918 wurden die Rationen der Lebensmittel erſchreckend klein. Was meine Mutter durch den Arzt beſonders erhielt, reichte auch nicht zu ihrer Ernährung aus. Ich ſtand manchmal in der Speiſekammer und ſah mich um, ob irgendwo noch etwas Vergeſſenes wäre, und fand manchmal nur ein Ei und ein halbes Pfund Hafer; denn die Rüben und die Topinamburknollen, mit denen wir die Kartoffeln erſetzten, kamen für ſie ja nicht in Betracht.

Dann halfen uns kleine Pakete von auswärts aus der Not, oder ich brachte aus der Schule 2—3 Eier mit. Aber wir alle, die für einen Haushalt mitzuſorgen hatten, bekamen unſere Gedanken doch nie mehr frei; ſie kreiften unabläſſig um dieſelben Dinge, weil Sorge ſie daran gefeſſelt hielt. Und wenn wir verſucht hätten, „Faust“ oder die „Göttliche Komödie“ zu leſen, wir hätten uns nach kurzer Zeit darauf erſtappt, daß wir einen Küchenzettel zu machen verſuchten oder überlegten, wie man aus einem alten Vorhang einen Mantel ſchneidern könnte, oder wie wir es mit der knappen Kohlenmenge anfangen ſollten, unſere Liebſten vor Krankheit zu ſchützen.

So wie wir damals lebten, lebte aber die Maſſe der Menſchen ſchon ſeit Jahrzehnten. Das Proletariat kannte es nicht anders, als daß ſein Leben um die kleinſten Dinge kreifte und daß bei aller langen und öden Arbeit es doch niemals aus der Sorge, Häßlichkeit und Enge des Lebens herausfand. Es kannte es nicht anders, als daß es in zu engen, ungeſunden Räumen lebte, es kannte das Wohnungſelend lange, ehe wir anderen es erfuhren. Vielleicht litt es nicht ſo darunter,

weil es keinen Vergleich machen konnte — dies wurde tausendmal gesagt. Umgekehrt aber besaß es auch die Hilfsquellen nicht, die wir trotz allem hatten; es hatte keine hellen reichen Erinnerungen und nicht die Zuflucht in geistige Freuden, die für uns immer wieder einmal da waren. Daß es nichts anderes kannte, das hatte es auch schon mit wertvollen Kräften Leibes und der Seele bezahlt.

Im Krieg und nachher lernten wir verstehen, was für ein Leben die Mehrzahl der Menschen in einem modernen Staat führt. Wir hatten es uns wohl früher vorgestellt und es bedauert, aber nun hämmerte uns die Erfahrung ganz und gar anders als alle Phantasie ein, wie es ist. Das war eine der großen Lehren des Krieges, die alles Leben hätte umgestalten können.

In mir fing die Unruhe an, und der erste Stiftsabend hatte sie noch verstärkt. So wie mir in meinem behüteten Leben, in der Atmosphäre von Schule und Universität, das Leben gezeigt worden war, so war es entschieden nicht. Sicherlich mußte das Bild ergänzt werden. Vielleicht wußte ich von den brennendsten Fragen der Gegenwart und von der Masse der Menschen im Grunde nichts?

Damals dachte ich noch nicht viel darüber nach; erst, als in der Revolution jeder die Stelle suchen mußte, an die er gehören wollte, fuhr ich fort, wo ich damals angefangen hatte. Wenn man so aus alten Vorstellungen zu neuen strebt, kommt erst die peinvolle Zeit, da man unzweifelhaft fühlt, man würde das bis jetzt Selbstverständliche ganz anders ansehen, wenn man wüßte — — — . Aber man steckt in lauter Dunkelheit und Gestrüpp und kann keinen Ausblick finden. Jedem neuen Gedanken steht im Augenblick ein Einwand gegenüber. Und man ahnt wiederum, daß alle Einwände fallen würden, wenn man nur genug erfahren und tief genug denken könnte.

So mühsam kam ich zum Sozialismus. Es war eigentlich nur mein Gerechtigkeitsinn, der mich dorthin zwang, keine besondere, begeisterte Menschenliebe. Seine letzte Begründung aber fand ich dann in den Gedanken von Christoph Blumhardt und Leonhard Ragaz, weil sie mir



zeigten, „wie Gott bei den Gottlosen sein kann“, wenn sie, ohne Ihn zu nennen, das in ihre Ziele aufnehmen, was Sein Wille für die Zeit sein muß. Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß ein Christ heute ein Feind des Krieges und ein Feind der Lebensordnung sein sollte, welche die Dinge höher wertet als die Menschen, und immerfort wie Raimund fragt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

## 10. Kapitel

Die Tage in Altenburg gingen einer wie der andere dahin. Wenn der Krieg das nur gemacht hätte, wäre es wohl zu ertragen gewesen, aber vor dem Krieg war es auch schon so gewesen: die Tage vergingen —, die Jahre vergingen —, die Jugend würde vergehen — und wann geschah das, was einem zeigte, weshalb man überhaupt in diesem Vergehen mitging? Hier mußte ich leben, wie ein Mann von 60 Jahren auch hätte leben können, und war doch eine junge Frau! Das schlimmste Gefühl von allen wurde über mich Herr: die Bitterkeit, die giftiger ist als Haß. Ich fühlte, wie sie auf meine Seele einhauste, aber ich ließ es geschehen.

Was hätte ich darum gegeben, ein großes Leid mitzutragen! Aber in mir war nur eine große Leere. Nichts auf der Welt ersahnte ich so, als daß endlich das Leben über mich hereinbreche, das volle Leben, das es mit allen meinen Kräften zu tun hätte, nicht immer nur mit ein paar, — und wenn es mich zerreißen sollte!

„Wenn ich nicht mehr da bin, mußt du von Altenburg fortgehen“, sagte meine Mutter. „Du mußt irgendwo sein, wo du in großem Wasser schwimmst, und wo die Erlebnisse an dich herankönnen. Du suchst sie ja gar nicht um ihrer selbst willen, sie sollen nur dein eigenes Fühlen wachrufen und dich mit allem Leben verbinden. Wenn das geschehen ist, ist es gut. Du willst, daß deine Orgel mit allen Registern spielt. Mein Tod wird dir trotz allem nicht nur ein großer Kummer sein, — auch eine Befreiung. Ich hemme dich doch in vielem.“

Sie hatte ja recht, — sie sah so klar. Die größten Hemmungen waren freilich in mir selbst; darum schien mir das heiligste Wunder der Landschaft der Tau im Frühling zu sein, weil er die Starrheit löst, — und ich wußte, was Starrheit ist.

Solange ich in der Arbeit stand, war alles zu vergessen; sie nahm mich hin, denn sie wollte aufmerksam getan sein, und es war mir sehr ernst damit; nicht umsonst hatte mir meine Mutter beigebracht, wie man eine Pflicht hochhält. Aber die Ferien — und die Sonntage — und schon der Nachmittag! Wenn nach der Pause in der Tagesmitte der Tag zum zweitenmal begann — schon war sein Niedersteigen fühlbar — so wurde er zum Abend — und die Nacht kam — und der nächste Morgen — und um kein Haar anders als der heutige. Wenn aber einmal etwas anders wurde, so würde es wohl nur durch einen Verlust so sein. Der einzige Wandel, den man erwarten mußte, war aufs tiefste zu befürchten.

\* \* \*

Der frühe Nachmittag war klar und hell, wie Sommer war der September noch; alle Laute aber waren so seltsam nah, wie es im Herbst ist: Kinderstimmen, Schritte der Fußgänger, das Knarren der Wagen — und von fern eine Drehorgel. Sie spielte einen Walzer, es klang froh, aber noch ungleich viel schmerzlicher, so, wie wenn eine ferne Stimme rief, von weit her über ein großes Meer, an dessen Ufer man lauschte; das Herz wollte einem zerspringen — aber ein Schiff war nicht zu sehen.

Da ging ich lieber dem Klang aus dem Weg und zum Friedhof hinauf, der recht wie ein glücklicher Garten voll Rosen und Vogelstimmen war. Seine tiefen Alleen zeigten noch kaum einen leisen Schimmer von Gold; da wo sie endeten, im Rahmen ihrer dichten Zweige, leuchtete die Sonne über den Gräbern und glühte auf in der Farbe der Blüten. Von dem großen Weg gingen andere ab, warm und schattig, und in einem davon hielt der schwarze Wagen, der wohl nach einem Be-

gräbnis aus irgendwelchem Grund nicht gleich weggefahren war. Das neue Grab war hier nicht, auch keine Trauernden; eine einzelne Gestalt nur stand neben dem Wagen. Das war ja ein Pfarrer im Talar. Was tat er denn hier noch?

Als er eine kleine Wendung machte, sah ich ihn: er stand und streichelte den häßlichen Pferden des Leichenwagens die Nasen.

Das tat gewiß nur einer von den Pfarrern in Altenburg, und so hielt sich sicher auch nur einer, — der neue Pfarrer konnte es nur sein. Von ihm sagte man, daß er ein großer Reiter war, und vielleicht waren diese armseligen Tiere die einzigen Pferde, die er nun noch berühren konnte; denn hier ritt er nicht, weil es hier ein Luxus gewesen wäre, den die vielen armen Leute seiner Gemeinde nie begriffen hätten.

Ich kannte ihn noch nicht, darum sah ich ihm nur von fern verstohlen zu. Er stand da, wo der schattige Weg in einen besonnten einbog. Eine Birke leuchtete neben seinem dunklen Gewand, und ihre Zweige wehten im Hauch der blauen Luft.

\* \* \*

An einem der Diskussionsabende im Stift lernte ich den neuen Pfarrer kennen. Als er meinen Besuch erwidert hatte, waren wir gerade im Streitwald gewesen. Niemals hatte ich einen Menschen so aufstrahlen sehen, wie er es tat, als ich ihn begrüßte. Es war, als ob die leuchtenden Augen in dem dunklen Gesicht einem gleich alle Fremdheit nehmen wollten, durch welche Menschen sich so überflüssig lange voneinander trennen. Später sah ich, daß dies Aufleuchten auch manchmal aus den Gedanken kam, die ihn gerade bewegten, ich sah aber fast öfter noch tiefe Schatten über sein Gesicht ziehen und lernte, daß er erst im Wechsel und Wandel erkannt wurde.

Ich erinnere mich nur noch an Teile aus den Gesprächen jenes Abends.

„Jedenfalls erfahren wir endlich wieder, daß es auch eine sittliche Pflicht zu hassen geben kann“, sagte jemand.

„Daß man seinen Feind haßt, ist sehr verständlich und vielleicht unab-

änderlich. Aber eine ethische Pflicht kann man es deshalb noch nicht nennen, höchstens eine nationale“, antwortete der Stiftspfarrer, der für genaue Logik war.

„Aber nein,“ sagte die Sprecherin wiederum, „das Böse soll man doch hassen! Ich lasse meinen kleinen Jungen jeden Abend seinem Gebetschen hinzufügen: ‚Gott strafe England‘, denn ich finde, auch ein Kind soll diesen Haß schon lernen.“

Zum erstenmal in meinem Leben wagte ich, in einer größeren Gesellschaft in einer Diskussion etwas zu sagen.

„Welchen Haß — den Haß gegen den Feind?“

„Weil es der Haß gegen die Gemeinheit ist!“

„Ja, wie soll ein kleiner Junge denn das unterscheiden — das kann ja kein Großer! Gott strafe England — das soll ein Kind nach seinem Gebet sagen — und was für einen Begriff von Gott und sich und der Welt bekommt es denn da?“

„Wie soll ich es anders die Verleumdung, die Brutalität, die Gemeinheit hassen lehren? In diesem Feind ist das alles doch verkörpert, gerade in diesem wird es sichtbar.“

Da kam eine Stimme von der anderen Seite her, die das keizerische Wort sprach: „Genau dasselbe sagen die Engländer von uns.“ Das war der neue Pfarrer. Und wie er fortfuhr, war es so, als faßte mich jemand an der Hand, daß ich nun nicht mehr allein unter allen anderen stand; einer war da, der nie jemand verurteilen würde, auch wenn er alle seine Armut gekannt hätte.

„Ich glaube nicht,“ sagte er, „daß man ein Kind an einem Menschen hassen lehren sollte. Menschen können nie nur Verkörperung sein, sie sind immer etwas anderes, weil sie immer vieles sind, niemals nur eines. Außerdem — der Krieg vergeht, — die heutigen Spannungen vergehen, — aber die Völker vergehen nicht, und das Verhältnis der Völker zueinander sollte man nicht für die Zukunft vergiften.“

„Aber auf diese Weise werden Sie für die nationale Erziehung nicht viel tun können, so werden Sie das Vaterlandsgefühl nicht stärken.



Und das hat unser Volk so nötig wie nichts anderes, wenn es durchhalten soll, — und später erst recht.“

„Vaterlandsgefühl — Verantwortung für die Gemeinschaft eines Volkes — das schaffen Sie ja gar nicht durch ‚nationale Erziehung‘, das muß aus einem Erdreich aufwachsen, das ganz anders bereitet wird, und es muß von selbst wachsen, weil es gute Erde hatte, sonst hat es keinen Wert.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn wir ein Deutschland hätten, das alle lieben könnten, in dem für alle Aufgaben und lösbare Aufgaben wären, das sie miteinander so gestalten könnten, wie sie es wünschen müssen! Wenn die Menschen einmal die Hauptsache wären und nicht die Macht und das Geld! Wenn wir einmal wirklich ein Volk wären, dann wäre das Vaterlandsgefühl auch da.“

„Zu einem Volk soll uns ja gerade der Krieg machen. Was kann denn ein Volk zusammenschweißen, wenn nicht die gemeinsame Not und der gemeinsame Haß?“

„Ich glaube nicht, daß Not allein das kann, — so produktiv ist Not nicht.“

„Die junge Generation muß es schaffen, für sie muß es jetzt schon das Ziel werden,“ sagte die Pröpstin voll Wärme, „darum sollten wir jetzt schon die Jugend aller Kreise zusammenbringen. Wenn Sie sich jetzt um unsere arme vaterlose Jugend kümmern, da können Sie doch zugleich diese herrliche Aufgabe mitbeginnen: daß Sie alle diese furchtbaren Klüfte zu überwinden suchen. Meinen Sie nicht?“

Wie schön war die temperamentvolle Liebe dieser klugen Frau! Aber der neue Pfarrer antwortete bescheiden: „Ich fürchte, das geht nicht, ich habe es versucht, und meine Erfahrungen sprechen anders. Das Proletarietkind kommt nicht zu seinem Recht und das bürgerliche auch nicht, wenn wir sie zwingen, in den Jugendvereinen zusammen zu sein.“

Was er hier sagte, war jeder bereit, ernst zu nehmen, denn er war

bekannt als ein Mann, der sich auf die Jugend verstand. Aber eine Zwischenfrage bog das Gespräch ab, und es bewegte sich nun um einen anderen Gedanken. Welche politische Aufgabe hatten die Leute der Kirche überhaupt? Beiseite stehen konnten sie nicht, das war nicht mehr denkbar.

Die Gäste, die an diesem Abend da waren, gehörten fast alle der neuen Vaterlandspartei an, und sie dachten wohl hauptsächlich an sie, wenn sie von der Zugehörigkeit zu einer Partei sprachen. Eine andere politische Arbeit als im Rahmen der Parteien gab es ja nicht; das war gefährlich und nicht immer schön, — aber hatte wirklich ein Stand allein — die Geistlichkeit — das Recht, seine Hände von der harten und drängenden Arbeit rein zu halten, die keine Hand unbefleckt läßt? Vielleicht hätte das auch keiner mehr gewünscht oder gewollt. Aber wie weit war ein Pfarrer Politiker als Privatmann, und wie weit durfte er es in seinem Amt sein? Durfte er es benützen, um politisch zu wirken? War die Kirche der Ort, an dem von den Kämpfen der Zeit gesprochen werden oder an dem sie nicht zu Worte kommen durften?

Der neue Pfarrer schwieg dazu. Er war freilich einer der Älteren hier, aber er war noch fremd, und man fühlte wohl, daß er aus Bescheidenheit schwieg, und weil er wußte, wie wichtig es ist, richtig zuzuhören, um gerecht zu verstehen. Auf einmal sagte er: „Ich finde, daß für uns nur ein Kriterium da ist, nach dem wir handeln können. Wenn ein einziger aus meiner Gemeinde das Vertrauen zu mir verleihe, deshalb, weil ich in einer Partei arbeite, dann habe ich die Partei zu verlassen. Ich bin für die Gemeinde da, und ein Tun, das sich zwischen mich und sie stellt, kann meine Aufgabe nicht sein, — ich habe andere. Darum bin ich aus der Vaterlandspartei ausgetreten und habe seinerzeit auch verhindert, daß die Altenburger Geistlichkeit geschlossen eintrat.“

\* \* \*

Auf dem Weg vom Stift in die Stadt gingen der neue Pfarrer und seine Frau mit mir. Er ging im Sturmschritt durch die stillen nächtlichen Straßen, unbekümmert darum, ob wir mitkamen oder nicht. Seine kleine bedächtige Frau ermahnte ihn hier und da, langsam zu gehen, aber es half nicht auf lange. Ich hätte es auch schade gefunden und rannte glücklich mit. Ich konnte mir wohl vorstellen, daß dieser Mann es mit seinen Jungen im Sprung und im Spielen aufnahm; trotzdem hatte er nichts von der nachlässigen Haltung und Kleidung, die gute Turner so oft haben.

„Ist es nicht schrecklich,“ sagte seine Frau, „daß eine Mutter ihr Kind beim Abendgebet das Hassen lehrt? Wenn ich denke, das sollte ich unserem Bübchen tun!“

„Mein Junge hat nicht einmal Bleisoldaten zum Spielen,“ sagte er lächelnd zu mir, „ich kann mich nicht entschließen, sie ihm zu geben. Trotzdem bin ich kein Pazifist, wie Sie vielleicht denken. Ich bin mir selbst viel zu wenig klar, um es zu sein, ich warte da auf meine eigene Entwicklung.“

Wie gut würde er mich dann verstehen! Es schien, als müsse er Verständnis für alles haben, was menschlich war. Auf einmal erinnerte er mich an meine Mutter.

„Ich soll in Ihrer Schule für die Kriegspatenschaften werben, — Sie wissen, was das ist,“ fuhr er fort. „Es wäre schön, wenn jede Klasse ein Kriegspatenkind übernehme, für das sie sorgt, bis es konfirmiert wird. Raten Sie mir ein bißchen, wie ich es am besten anfange. Ich habe keine Erfahrung mit Mädchen, nur mit Schiffsjungen und den Lehrlingen der Werft in Kiel. Ich nehme an, Mädchen muß man anders fassen.“

Raten konnte ich ihm wohl, aber ich wollte lieber mehr von seinen Schiffsjungen und Werftarbeitern wissen.

„Das ist ein harter Stoff, an dem Sie da zu arbeiten haben,“ antwortete er. „Wenn einer es auf die herkömmliche Weise der Kirche versuchen wollte, säße er bald allein in seinem Jugendverein. Aber

wenn Sie es heraus haben, wie diese mit allen Teufeln bekannten Burschen von Sankt Pauli und Kiel-Gaarden zu fassen sind, dann erleben Sie auch ganz besondere Dinge. Mein Freund Clemens Schulz, der Pastor in Sankt Pauli, der wußte es; von ihm habe ich das Beste gelernt. Er hatte unter seinen Konfirmanden solche Jungen, daß man ihm riet, nicht allein mit ihnen zusammenzubleiben. Aber er, er stellte nicht einmal seine liebe große Palme fort, die auf dem Treppenabsatz stand, über den die Jungen zur Stunde heraufspolterten; er sagte ihnen nur, daß er die Palme liebe und sie ihrer Achtsamkeit empfehlen möchte. Und weil er es wollte, gingen sie bald auf Fußspitzen um die Palme herum. Diese Jungen sind nur durch zwei Dinge zu fassen: Liebe und Mut. Aber von beiden dürfen sie die Grenzen nicht sehen.“

„Ja, und deshalb kommst du auf so seltsame Einfälle, daß du hier einem deiner gefährdeten Jungen dein eigenes Abendbrot bringen willst, jetzt, wo du wirklich selber nicht mehr hast als er,“ sagte die ernste Frau Pfarrer betrübt.

„Vielleicht sollte ich es nicht, — aber ich meine doch, ich soll,“ antwortete er treuherzig wie ein Knabe, „wie kann er denn dran glauben, daß sein Schicksal mir ein Anliegen ist, wenn er nicht irgendwo, irgendwie fühlt, daß er zu mir gehört? Und warum sollte er auf mich hören, wenn er und ich nur fremd für einander wären?“

Unser gemeinsamer Weg war zu Ende.

„Erzählen Sie mir später noch mehr von Ihrem Freund und seiner seltsamen Jugendpflege?“ fragte ich den Pfarrer.

„Ja,“ sagte er warm, „und ich freue mich schon, wenn mein Clemens auch Ihr Clemens geworden sein wird.“

Dann stürmte er mit seinen langen Schritten weiter durch die Straßen, über denen schön die Sterne standen.



## II. Kapitel

Viele schöne Beziehungen, scheint es, verlieren allmählich ihren Reiz, nur weil sie nicht achtsam und aufmerksam genug behandelt werden. Das Zusammenleben von Menschen, die sich liebhaben, wird alltäglich und zur uninteressanten Gewohnheit, weil sie nicht mehr ihr Bestes dafür einsetzen und es nicht gestalten; es verliert seine edle Form, und man vergißt seinen Wert.

Das suchte meine Mutter sorgsam zu vermeiden. Sie begnügte sich nicht damit, mich liebzuhaben, sie zeigte es auch. Sie gestaltete die Tage und ließ sie nicht einfach ablaufen. Ich hatte eine große Berufsarbeit, und alle Rücksicht wurde darauf genommen, — aber trotzdem war es meine Mutter, die unseren Tagen und unserm Verhältnis zu einander das Gepräge gab. Sie konnte nicht verhindern, daß ich oft verstimmt und unzugänglich war; aber sie ließ sich immer weniger dadurch beirren. Bis zu ihrer letzten Lebensstunde gab sie den Ton an.

Sie liebte Advent, Weihnachten, Ostern und ihr Lieblingsfest Pfingsten; ich mochte Feste nicht und verstand nicht, wie man zu einer bestimmten Zeit besonderer Stimmung sein könnte. Mir stand ja nichts dahinter. Meine Mutter drängte mir auch hier nichts auf; aber sie feierte die Feste so, daß ich schließlich doch auch etwas davon hatte.

Wie hätten solche Zeiten wohl sein müssen, wenn wir beide dasselbe erlebt hätten!

Es war schön für sie, daß in den letzten Jahren ihre Schwester Weihnachten mit uns feierte, denn sie hatte den gleichen Sinn dafür. Ich sehe sie noch zum heiligen Abend bei uns eintreten, — trotz der großen Trauer mit einem so hellen Ausdruck im Gesicht, und am Arm einen Korb ganz voller Geschenke. Alle waren aufs zierlichste eingewickelt und jedes verschieden; ich glaube, allein zu dieser Verpackung haben sie und die immer freundliche Ellen mehr als eine Stunde gebraucht! — — —

Wenige Menschen, die sie früher gekannt hatten, kannten auch das

Alter meiner Mutter; außer mir hat niemand mehr mit ihr gelebt, als ihre Schwester Gabriele und von ihren Kindern Male. In Male und mir allein lebt die volle Erinnerung an die Entwicklung meiner Mutter. Wir kannten die Schwierigkeiten im Zusammenleben mit ihr, die früher da gewesen waren, und die ja nicht fehlen konnten bei einem Menschen von starker eigner Art und aus einem Geschlecht, das so energisch lebte und so vibrierende Nerven hatte. Aber nun waren sie alle überwunden, und das Alter hatte keine neuen gebracht. Sie bemaß sich selber den Raum, den sie für ihr Leben forderte, so bescheiden, daß er keine anderen Kreise mehr störte, — und doch hätte niemand gewagt, sie etwa zu bedauern!

Male war den ganzen Winter von 1917 auf 18 bei uns. Sie verstand es, still für Menschen zu sorgen, und merkte gleich, wie jemand die kleinsten Dinge des Lebens gern hatte, die in ihrer Wiederholung so wichtig sind. Sie sorgte dafür, daß meine Mutter nach einer ihrer Bronchitis-erkrankungen richtig gepflegt und ernährt wurde, und mir nähte sie mit viel Geschick meine Sachen genau nach meiner Liebhaberei. So erfuhren wir oft, wie sie unscheinbare Dinge liebevoll zu tun wußte, aber sie war so verschlossen und lebte so schwer, daß sie fast immer im Schatten stand und sich selbst nicht zu geben vermochte. Darum ahnten wir doch noch nicht, zu welcher Größe von Verständnis und selbstloser Sorge sie fähig war; das sah ich erst nach meiner Mutter Tod. Da war es, als hätte sie einen Teil der Liebeskräfte meiner Mutter in sich aufbewahrt, um sie nun um mich zu breiten, als die Gegengabe für das, was unsere Mutter ihrem Leben bedeutet hatte.

Male lebte seit Jahren mit Rudolf zusammen; aber diesen Kriegswinter brachte er in Arosa zu, darum konnte sie Wiesbaden verlassen. Sein Lungenleiden wurde langsam schlechter, und es half ihm auch keine Alpenluft mehr. Er litt bitter unter dem Krieg, gerade, weil er ihn in der Fremde erleben mußte und zu gar nichts in seiner Heimat zu brauchen war. Er hatte nie viel von sich gehalten und war keiner seiner Gaben recht froh geworden; nun stand er unter dem Gefühl,

daß ein kranker Mann in diesem Augenblick kein Daseinsrecht mehr habe, und hatte doch nicht die Überzeugung, daß er das Leben ablegen dürfte.

Das einzige, was man dieser zarten Seele in ihrem Leiden zuliebe tun konnte, war der winzige Trost, der in Briefen liegen kann. Deshalb standen die Briefe an ihn an erster Stelle in meiner Mutter Korrespondenz.

So groß war diese, daß sie oft stundenlang zu schreiben hatte. Das pflegte sie in unserem kleinen Eßzimmer zu tun, denn einen Schreibtisch hatte sie nicht mehr. Das einzige Möbel, an dem ihr Herz hing, war der alte Schreibtisch ihres Mannes gewesen, den hatte man ihr beim Umzug nach Altenburg gestohlen. Es war das einzige Mal, daß ich meine Mutter über den Verlust eines Dinges lange nicht wegkommen sah.

Nachmittags, wenn ich zu Hause war und für die Schule zu arbeiten hatte, saß sie bei mir in einem Sessel am Fenster. Sie flichte vielleicht ihre Sachen; das tat sie nicht ungern, und am Nähen hatte sie immer besondere Freude gehabt. Sie hatte nur noch sehr wenige Sachen, in eine kleine Kommode und einen halben Schrank ging die ganze Habe für ihren persönlichen Gebrauch. Aber sie hätte auch gar nicht viel mehr haben mögen in dieser Zeit der Not. Einmal erzählte ich ihr von einem wunderschönen Perlenschmuck, den ich gesehen hatte, und der mir gar sehr gefiel; da sagte sie herb: „Jetzt trägt man doch so etwas nicht.“

Nie in unserm langen Zusammenleben habe ich sie nachlässig gekleidet oder schlaff in ihrer Haltung gesehen. Weil sie aber wußte, wie sehr ich Schönes liebte und unter Häßlichem litt, suchte sie mir zuliebe auch hübsch angezogen zu sein. Sie hatte einen schwarzen Tuchumhang mit einer breiten weißen Wollstickerei, den hatte ihr in Karlsruhe noch Frau v. Puttitz selbst für Theaterabende gestickt. Wir nannten ihn den Bischofsmantel, und weil sie mir darin so gut gefiel, trug sie ihn oft, wenn sie bei mir war.

Auf meinem Schreibtisch, den noch der Gevatter Schweigert in Heidel-

berg gemacht hatte, saßen damals immer die beiden kleinen Teddybären — es hatte sie noch kein lebendiges Tierlein verdrängt. Wenn ich nach Hause kam, hatten sie meistens ihre Stellung verändert, — meine Mutter hatte irgendeinen Einfall mit ihnen gehabt. Und neben ihnen lagen, schön in einer langen Reihe, alle die unzähligen Bleistifte, die sie immer selbst für mich spitzte, so vollkommen, daß nur ein Einziger später es ihr darin gleichtat.

\* \* \*

Sie hatte mich früher immer erwartet, wenn ich abends ausging; das konnte sie schon lange nicht mehr. Aber einmal brachte sie es doch noch fertig, mir zur Überraschung. Als ich nachts aus der „Walfüre“ kam, öffnete sie mir selbst die Tür und holte aus unserer Küche ein feines kleines Abendessen, daß es war wie ein Fest. Sie hatte ihren hellen Schlafrock an und eine breite Spitze über ihrem glänzenden dunklen Haar, das schon für die Nacht geflochten war. Wir saßen in der lautlosen Ruhe der Nacht beieinander, und sie sah mit großen Augen lauschend in die Bilder, die mein Herz noch bewegten.

In der Ferne sah sie, hinter der aufspringenden Tür einer großen Halle, die blühende Frühlingsnacht, durch die es klang: „Keiner ging, doch einer kam — siehe, der Lenz lacht in den Saal!“

Hier war das Reich der starken Gefühle, die um uns aufrauschten, wie um den Thron der Galathea der dunkelblaue Ozean, in dem untergehen muß, wer recht entstehen will.

\* \* \*

Eines Nachmittags, als wir, wie immer, in unserem Wohnzimmer saßen, wurde sie zu einem außergewöhnlichen Besuch abgerufen. Der Stiftepfarrrer und seine Frau brachten ihr ganz kleines Bübchen von ein paar Monaten zu ihr; sie hatten es den langen Weg auf und ab durch die ganze Stadt hergefahren, weil sie wußten, wie sehr meine Mutter kleine Kinder liebte. Wie sie in heller Freude nach diesem Be-



sich des Babys zu mir zurückkam, ging mir eine Ahnung davon auf, welches unermessliche Glück ihr versagt blieb, dadurch, daß ich nicht Mutter war.

Draußen dämmerte es, eine Amsel sang — wie im Garten im Finkenhof. Meine Mutter hörte schwerer, — ob dies Lied sie noch erreichte? Nur noch ein Vogellied von der ganzen Fülle der Natur — und vielleicht bald auch das nicht mehr. Warum muß das das Ende des Lebens sein, daß wir alles entgleiten sehen? Warum müssen wir loslassen, eins nach dem andern? Will Gott uns denn arm? Warum gibt Er, wenn Er sein Gefallen daran hat, alles wieder zu nehmen?

Im versteckten Grund der Seele lebt tausendmal noch die uralte, von Furcht und Ablehnung umzitterte Vorstellung von Gott als der feindlichen Macht, die über uns ist, von einem Gott, der, in Wirklichkeit aus der Nähe geschaut, die Züge der Dämonen statt göttlicher Züge trägt. Und Glauben ist die Überwindung der Götzenangst durch den Glanz des Gottes, der nicht Feind, sondern Freund ist, der wohl „gegen unser Herz ist, aber auch mit ihm“, — — in dessen Licht Moloch verlöscht.

Damals wußte ich noch nichts davon. Ich fragte nur bitter und ohne Antwort: „Warum ist das Leben so kärglich — verarmt gleich, — wenn es nicht gar furchtbar ist?“

Meine Mutter saß so still und gedankenvoll da; aber eben sah sie nicht traurig aus.

„Hörst du die Amsel wohl?“ fragte ich sie verzagt.

Da blickte sie groß mit klaren Augen auf und sagte mit einem Lächeln:

„Ja, die hör' ich gut.“

Eine seltsame Hoheit war wie ein Schimmer um sie.

## 12. Kapitel

Meiner Mutter Lieblingsoper war „Fidelio“. Das war vielleicht nicht allein der Musik wegen, sondern auch, weil es die einzige Oper war,

die sie mit meinem Vater zusammen gesehen hatte, und weil es das hohe Lied der ehelichen Liebe ist. Sie hatte um sich her unendlich viele mißglückte Ehen gekannt, und sie wußte sehr wohl, welche Schwierigkeiten jede Ehe, einfach nur durch die Natur des Verhältnisses, vor einen jeden Menschen stellt. Sie hätte gewiß zugegeben, daß es unter einer Million kaum mehr als eine wirkliche Ehe gab. Aber sie wurde nicht irre daran, in ihr etwas zu sehen, das ebenso köstlich wie ernst war, und das sah sie gerade in dem alltäglichen Zusammenleben. Die Liebe, die in großer Kraft den Alltag und den Arbeitstag trug und durchschien, hatte für sie einen höheren Adel als die feiertägliche Liebe einer Brautzeit. In einer rechten Ehe lebte die Brautliebe immer mit, aber beruhigt und vertieft in dem steten Zusammensein in Tagen und Nächten und allen Schicksalen. Immer durfte sie nun für das Liebste sorgen und es hüten, und wo sie nichts anderes mehr konnte im unerbittlichen Leben, stand sie doch noch mit ihm im Dunkel. Es gab keine einsamen Wege mehr, auf allen ging die Liebe in wundervoller Ramezradtschaft. Gewohnheit der Jahre machte erinnerungsverbunden; alle schönsten Erinnerungen des Lebens hatte eins vom andern empfangen. Sie haben miteinander im Rausch des Blühens gestanden, sie reifen miteinander, sie bringen die Ernte ihres Lebens, die keinem allein gehören kann, und sie fürchten das Alter nicht mehr, „denn all mein Sein, in Sicherheit an deins gelehnt, ist wunderbar gefeit“.

Die Gattenliebe stellt einen Menschen auch in die allgewaltigen Naturkräfte mitten hinein, daß er ihnen bewußt gehören und ehrfürchtig sie in sich schaffen lassen darf, und zugleich ruft sie ihn auf, mit den Kräften seines Herzens und Geistes auf diesem Grund weiter zu bauen. Nie sonst kann er so ganz Mensch sein, mit Geist, Seele und Leib.

Eine solche vollkommene Ehe war die von Alfred und Anna Korn, unseren Altenburger Verwandten; so lernten wir sie durch Jahre kennen.

Als meine Mutter nicht mehr ausgehen konnte, spielte Alfred Korn ihr

bei uns vor; er kaum auch sonst gern mit seiner Frau, und einmal sagte er auf dem Heimweg pfiffig zu ihr: „Hast du etwa so eine Tante?“

Mit den Kindern dieses glück erfüllten Hauses hatten wir beim Umzug Freundschaft geschlossen. Das war ein Umzug mitten in der Kriegszeit, ohne einen Spediteur, mit einem kleinen Tafelwagen und dem nur stundenweise zu mietenden Pferd Lotte. Die Kinder aber schleppten ohne jedes Bedenken Schubladen voller Sachen, Besen und Bilder durch die Straßen, sie halfen mir, — Heinrich, Friedrich und Marianne um die Wette, — so daß die Arbeit eine Lust wurde, und erzogen mich dabei mit ihren Neckereien zu einer Schlagfertigkeit, die ich sonst im Leben nicht gelernt hätte. Sie waren später oft bei uns, zu Gesellschaftsspielen oder zum Lesen. Man merkte ihnen die Verwandtschaft mit dem großen Brehm und die Herkunft aus einer naturwissenschaftlich geschulten Familie an; darein waren künstlerische Begabungen anziehend verflochten.

Alfred Korn war ein sehr gesuchter Augenarzt; während des Krieges, als Mangel an Ärzten war, wurde er aber in den Lazaretten mit einer Überfülle von Arbeit anderer Art betraut. Er arbeitete bis zur Erschöpfung aller seiner Kraft. Und so kam es, daß er derselben Infektion, die andere überwand, nicht mehr widerstehen konnte und erlag.

\* \* \*

Wenn man durch die großen Schmerzen des Lebens hindurchkommt und nicht daran zugrunde geht, dann hat man von ihnen auch ein Geschenk empfangen: daß man andere Seelen in der Einsamkeit des Leides erreichen kann. Keinen Glücklichen lassen sie zu sich heran, aber der, der dasselbe kennt, wie sie, kann ihnen manchmal ein Begleiter sein, auf den sie sich ein wenig stützen mögen, wenn sie nicht mehr weiter wissen. Dann entsteht eine Freundschaft so zart und tief, wie keine andere sein kann, — und so wurde es zwischen Anna Korn und meiner Mutter.

### 13. Kapitel

Kurz vor dem Schulschluß für die Herbstferien hielt der neue Pfarrer die „Kriegsstunde“ in unserer Schule.

Er sagte den Kindern nichts von der Front und vom Durchhalten, wie sie es gewohnt waren, nichts von Annerionen oder vom Siegfrieden, auch nicht, was dem Volk alles fehle, daß es zum Sieg nicht reif war. Er wußte, wie man mit Kindern sprechen muß, daß sie einem lautlos zuhören, bis man sie aus dem unsichtbaren Griff entläßt.

„Ich habe einmal oben auf einer Pyramide gestanden, von dort aus sieht man weit, wie von einem hohen Berg. Ein Land sieht man, wo Feld an Feld sich drängt, grün und golden wogend, in Überfülle. Alles lebt, wächst, blüht, reift; aus dem reichen Boden steigen unermesslich viele lebendige Halme, und alles dieses Leben schafft wieder anderes neues Leben.

Aber als ich so über das reiche Land hinübersah, traf ich auf einmal eine Linie, da war es alles zu Ende. Scharf und klar, wie mit dem Messer geschnitten, war dort die Grenze des lebendigen Landes, dahinter — war die gelbe Wüste.

So weit das Wasser des Nil reichte, war alles lebendig; — dorthin reichte kein Tropfen mehr. Die Wüste war zuerst da, die von einem Ozean durch zwei Erdteile durch zum andern zieht. Aber mitten in sie hinein hat der Nil fruchtbares Erdreich getragen und schönes Land gebaut, zwischen den toten Flächen grünt der Acker, und man kann auch sagen: wie mit dem Messer geschnitten ist da die Grenze: hier hört die Wüste auf und das lebendige Land beginnt; denn das Wasser ist da, und wo das Wasser hinkommt, wird alles schön.

So ist es im Leben der Menschen untereinander genau. Es kann wie eine Wüste furchtbar und feindlich sein, und alles Schöne vergeht darin. Und mitten in der Wüste können dann Menschen sich ein gesegnetes Land bauen, voller Leben und Freude. Womit tun sie denn dies Wunder? Das kann nur eine einzige Kraft auf Erden — die Liebe.“



Unsere phlegmatischen Kinder waren so eifrig, als sie den Saal verließen, wie ich sie noch nie gesehen hatte, eifrig dabei, für ihre Kriegspatentkinder Pläne zu machen. Der „frumbe Landsknecht“ auch schien dem neuen Pfarrer gewogen, obwohl er kein Wort gegen das verhaßte England gesagt hatte. Sie wußte freilich nicht, daß dieser Mann in der Redaktion der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung aus- und einging, — wenn sie das gewußt hätte, sie, die es schon beklagte, daß ich mich für Raumann interessierte! — — Der liebe, grimmige „frumbe Landsknecht“!

Der Pfarrer wollte auch noch etwas von den Erwachsenen. Er richtete die ersten Schulaufsichten über Kinder ein und brauchte Menschen, die geeignet waren, sie zu übernehmen. Ich weiß nicht mehr, ob sich jemand ihm zur Verfügung stellte, ich selber konnte es nicht tun. Es war mir sehr schwer, seine Bitte abzuschlagen, aber die wenige freie Zeit, die ich hatte, mußte wirklich meiner Mutter gehören. Das sagte ich ihm, in Angst, daß es ihn verstimmen würde, aber er erwiderte nur: „Ich würde es an Ihrer Stelle auch nicht tun.“ Da war kein Wort mehr nötig, das Natürlichste durfte immer zuerst kommen. Wenn man mehr mit ihm zusammen sein könnte, würde er vieles in einem lösen. Das war vielleicht das Geheimnis seiner Wirkung auf Menschen, daß er in ihnen natürlich und zart die gebundenen Kräfte freimachte. Die Quellen lockte er hervor, die sich noch nicht trauten, das Strömen zu wagen. Menschen fühlten sich wohl bei ihm, weil sie selber auf einmal allerlei zu geben hatten. Er wußte es jedem abzunehmen; mit der erstaunlichen Wandelbarkeit seiner Seele fühlte er sich in die verschiedensten Naturen ein, und immer war er selbst mit seiner ganzen Wärme bereit, zwischen sich und dem anderen eine persönliche Beziehung zu schaffen. Aus dem unstillbaren Erlebnisdrang seines Herzens wurde so meistens ein Gewinn.

Seine größte Macht hatte er, wo er bei der Jugend war. Denn jung war er selbst, trotz seiner 47 Jahre, und zugleich hatte er an Erfahrung und Lebensinhalt viel vor ihr voraus und war willens, diesen ganzen

Reichtum ihr zuzuwenden. Sie fühlte selbst, daß er zu ihr gehörte und doch mehr war als sie, — nicht weniger, wie sie sonst älteren Menschen gegenüber empfindet.

Solange man neben ihm stand und mit ihm ins Leben sah, war es seltsam anders als von anderen Stellen aus; es wurde auf einmal wieder erlebenswert, erwartungsreich, voller Tiefe, Farbe und Klang. Es wurde wieder so, wie man es in der Ferne sieht, wenn man ganz jung ist: stark in Form und Farbe. Er verklärte es nicht und hob es in keine ausgleichende Atmosphäre; er sah die Dinge nur unverblaßt, die dunklen wie die hellen. Ich suchte nach Worten für dies sein Wesen und fand die geliebten Worte des Wallenstein: „Im Feuer seines liebenden Gefühls erhoben sich, mir selber zum Erstaunen, des Lebens flach alltägliche Gestalten.“

Vielleicht war er einer von denen, die immer jung bleiben, im Guten wie im Gefährlichen? Wie der Frühling schien er: drängend, unfertig, wechselnd, allem Leben und damit aller Entwicklung inbrünstig aufgetan. Seine unruhvolle Zeit flutete durch ihn hindurch, er vibrierte in ihren Erschütterungen und mußte sie in sich durchleben. Darum gehörte er zu allen, nur nicht zu den Satten und Fertigen, und war ein Irrtümer durchrennender, demütig nach Wahrheit strebender Mann.

Ein kleines Stück gingen wir aus der Schule fort zusammen. „Meinen Sie, daß ich es richtig gemacht habe,“ fragte er fast zaghaft, „war es wohl so, wie Sie es gerne haben wollten?“

Das meinte ich, da fuhr er fort: „Ich glaube, Sie hätten es viel besser sagen können. Frauen können so viele wesentliche Dinge besser als Männer, weil sie so oft stärker sind, berufener, zu führen.“

Ich sah ihn an — sagte das dieser Mann im Ernst — und sagte es zu einer Frau?

„Woher kommst du denn?“ fragten ihn meine Gedanken staunend, — und ich hörte leise über seiner Gestalt das Rauschen der hohen Wunderbäume des romantischen Landes.

## 14. Kapitel

Der Krieg ging verloren. Die Verhandlungen über den Waffenstillstand begannen.

Gerade in diesen Tagen der höchsten Spannung war ich in Berlin. Meine Mutter erlebte die Freude, daß sie mich für eine kleine Zeit mitten im starkströmenden Leben wußte.

Damals sah ich Naumann. Es war ein Tag vor der ersten Reichstagsrede des neuen Kanzlers, des Prinzen Max von Baden; Naumann war von früh bis nachts im Reichstag. Trotzdem fand er Zeit für mich, und ich hatte doch kein anderes Anrecht auf seine Freundlichkeit, als daß ich ihn von fern verehrte, und daß ich meines Vaters Tochter war — aber wie weit lag diese Beziehung schon!

Er kam aus seinem Arbeitszimmer auf den Wandelgang heraus und setzte sich zu mir. Seine mächtige Erscheinung war wie ein Symbol für sein Land, so verzehrt von einem tragischen Schicksal sah er aus. Es war, als wenn eine überstarke Hand hart umformend die Züge dieses Gesichts modelliert hätte, darum konnte man ihn nur mit schmerzlicher Ehrfurcht ansehen. Er hatte fast keine Hoffnung mehr für Deutschland, da alles, was noch geschah, um es zu retten, zu spät geschah. Das, was nun gekommen war und weiter drohte, hatte er seit Monaten machtlos kommen sehen, seit der Tauchbootkrieg verschärft worden war. „Was es bedeutete, zu sehen, was vernichtet wurde, und es nicht hindern zu können, weil man uns nicht glaubte — —!“

Wer Naumann ansah, als er dies sagte, wußte freilich, was für ein Leiden das gewesen war.

Aber als er am Abend öffentlich sprach, lähmte keine Ermattung seinen herlichen Schwung. Das also kann das Wort sein, so kann es wirken: so geschmeidig, so blitzend, so erschütternd und erhebend! Das also war der Redner Naumann!

Neben mir saß ein müder junger Soldat, der schlief fest und laut, so-

lange der erste Redner sprach, nichts konnte ihn erwecken. Naumanns ersten Satz hörte er, ein bißchen munter geworden, an — und keinen ließ er sich mehr entgehen.

Meine Mutter schrieb mir damals: „Von Naumann mußt Du mir viel erzählen, alles interessiert mich heiß, was ihn angeht. Wenn er Dir doch ein Billett für die Reichstagsitzung schenken könnte! Das mit erleben: der künftige badische Großherzog demokratischer Reichskanzler! So ist es recht: ein klares freiheitliches Zielbewußtsein, eine feste Führerhand, und die vornehme aristokratische Form.“

Jetzt konnten sie und ich einander auch wieder treffen — endlich! — in der Frage nach Deutschlands Schicksal. Denn jetzt, bei Naumanns Rede und bei dem, was im Inneren geschah, da gehörte ich auf einmal mit dazu! Das neue Deutschland, das hier entstehen sollte, bewegte mein Herz auch.

Es war noch mehr gekommen, was sie und mich glücklich machte. Diese Tage in Berlin, randvoll mit Ereignissen aller Art, rauschend von Bewegtheit, konnten wohl so viel Frische und Kraft spenden, daß damit ein eintöniger Winter zu bestreiten sein würde. Zum erstenmal nach langer Zeit hatte ich wieder den Mut, es mit meinem eigenen Leben aufzunehmen.

Auch war ja in das Altenburger Leben selbst ein heller Klang gekommen durch den neuen Pfarrer. Wie dankbar war meine Mutter ihm dafür; sie wartete fast ungeduldig auf die erste Begegnung mit ihm.

Aber was ihre größte Freude wurde, war etwas anderes und Unscheinbares: es war ein Geschenk zu ihrem 71. Geburtstag, und ich gab es ihr voraus, als ich abreiste: die Geschichte ihrer Kindheit hatte ich für sie geschrieben, den Anfang dieses Buches.

In vielen Jahren hatte ich nichts mehr geschrieben, als ein paar wissenschaftliche Arbeiten. Nur manchmal in Briefen geriet ich ein bißchen ins Dichten und dachte dann, das Leben würde um vieles leichter sein, wenn ich diesem Verlangen nachgeben und etwas gestalten könnte, was



mich erfüllte. Im letzten Sommer im Streitwald versuchte ich es einmal wieder, ich schrieb den „Seltsamen Sommer“. Ohne große Hoffnung schickte ich ihn sogar an die „Frau“. Aber die nahm ihn ja an!? Obwohl sie mit dem Platz sparen mußte, wie alle Zeitschriften, behielt sie mein Manuskript! Als dieser Bescheid kam, sah meine Mutter mit den Augen ihres Herzens ein Licht in meiner Zukunft aufgehen; dieser bescheidene kleine Erfolg war ihr das Zeichen dafür, daß ich doch noch zu dem Kommen würde, wonach ich mich immer gesehnt hatte.

Nun hatte ich Lust bekommen, mehr zu versuchen. In der Zeit zwischen den Sommer- und Herbstferien schrieb ich heimlich, nach den Erzählungen meiner Mutter im Streitwald, ihre Lebensgeschichte bis zu ihrem Abschied aus Finn. Ich hatte selbst nicht gewußt, wie lebendig, von meiner Kindheit an, die Kinderwelt meiner Mutter in mir gewesen war.

Dies las sie nun, während sie in Altenburg allein war. Sie sah ihr eigenes Leben von einer anderen Seele ihr zugespiegelt, — und die andere Seele war ja die, welche die Fortsetzung dieses Anfangs war, — welche der Anfang und alles, was vorher und nachher gewesen war, mit gestaltet hatte — —

Sie war fast scheu, mir etwas darüber zu schreiben, und streifte es nur. Daran konnte ich merken, wieviel es ihr bedeutete. „Du hast mir wirklich nachgelebt,“ schrieb sie, „und meinen Vater schildest Du, als hättest Du ihn ganz genau gekannt.“ „Welches Kapitel ich am liebsten habe? Ich weiß nicht, — ach, das über Finn doch wohl. Als ich den Abschied von Finn las, war alles, aber auch alles versunken, was zwischen damals und jetzt liegt, und ich fühlte genau denselben erwürgenden Schmerz wie damals.“ „Denk einmal: das kleine elfjährige Mädchen, das da die große Treppe in Finn hinaufgeht, — das muß ich einfach lieben. Aber gar nicht, weil ich es bin — das fällt mir kaum ein, — nur, weil Du es so dahingestellt hast.“

Anna Korn besuchte meine Mutter oft, solange ich in Berlin war,

und sie sah sie immer mit der bunten Mappe neben sich, in die ich ihr das Manuscript gelegt hatte.

Die guten Altenburger Freunde wollten alle gern nach ihr sehen. Meiner Mutter Briefe und Karten erzählen getreu, was geschieht; auch alle Päckchen, die kamen, erwähnt sie, um mich zu beruhigen. Kuni, Julies Schwester, versorgte sie und dachte an alles, und so sehr lange war es ja auch nicht, bis ich wiederkam. „Daran darf ich aber nicht denken, — sonst werde ich zu ungeduldig!“

Einmal kam auch ein Gast von auswärts, der lang vergangene Zeiten belebte: Lita Putliz, mit deren Eltern meine Mutter in Karlsruhe befreundet gewesen war. Lita war nun selbst schon grauhaarig, aber die Wärme ihres Herzens war dieselbe wie in jüngsten Jahren, und ein Vergessen kannte sie nicht. Ich spürte meiner Mutter an, wie sehr diese Berührung sie erquickt hatte. So kann einen wohl im Alter niemand erfreuen, wie jemand, der aus einer teuren Vergangenheit kommt. Von dort her bringt er einen Schimmer mit, der sich wie die goldenen Fäden der Christbäume durch die dunkle Gegenwart spinnt.

## 15. Kapitel

Es war Abend, als ich wieder in Altenburg ankam, und in den Straßen, die kaum mehr beleuchtet wurden, war es schon winterlich kalt. Aber mein Ziel war hell und warm, und ich eilte darauf zu, so schnell ich konnte. Die elektrische Bahn fuhr mir viel zu langsam — und dann kam noch ein Stück Weg eine steile Straße hinauf! O, schnell, schnell, schnell! Nun war ich meiner Mutter so nah, — welche Freude lag in der Bewegung auf sie zu!

Dunkel lag die Lindenaufstraße, der Wind raschelte in ihren Kirschbäumen — schnell, schnell, nun noch um die Ecke — da waren unsere Fenster, alle goldenhell, die Vorhänge dahinter und die Bilder an den Wänden gegenüber waren zu sehen — schnell, schnell die Treppe hinauf, — die Türe öffnete sich — da war ich zu Haus!

Aber berühren durfte ich meine Mutter noch nicht, denn im Zug war ein scheinbar Schwerkranker mitgefahren, und ich wollte mich erst umziehen; sie steckte sich so leicht an. Runi ging draußen hin und her und deckte den Tisch, meine Mutter hörte ich nicht. Aber als ich die Tür zu meinem Arbeitszimmer aufmachte, stand sie da und sah mir mit ihren großen Strahlenaugen entgegen. „Nun kann ich aber nicht mehr warten“, sagte sie.

\* \* \*

Es ging ihr so gut wie schon lange nicht mehr. Sie war nicht müde und hustete kaum; es war alles wie ein neuer glücklicher Anfang. Vielleicht wäre es nicht lange so geblieben? Eine Woche erlebten wir so. Dann legte ich mich am Mittag ihres Geburtstages zu Bett. Um sie nicht anzustecken, bat ich sie, nicht zu mir zu kommen; eine Grippe hätte sie wohl nicht überstanden. So sahen wir uns kaum; sie kam nur ab und zu an meine Tür oder brachte mir etwas und ging schnell wieder fort.

Am dritten Tage wurde sie auch krank, und eigentlich hatten wir beide nichts anderes erwartet. Die Grippe wütete damals in den gefährlichsten Formen; ein leichter Fall würde es nicht werden, und ein schwerer — —

Sie legte sich nicht zu Bett, denn sie fühlte sich besser, wenn sie aufrecht im Stuhl saß. Unruhe war in ihr; sie stand fast noch früher auf als sonst. Nun brauchte sie mich nicht mehr zu meiden, und einen Tag lang tat sie, als sei ich wieder ein Kind und sie die Pflegerin ohne gleichen, die ich gewohnt war. Sie versorgte mich; sie machte mir selbst den Tee und strich die Brötchen und brachte mir mit müden Schritten ein allerliebstes Leebrett herein. Am Tag darauf konnte sie es nicht mehr. Sie saß fiebernd nebenan, in der wachsenden Angst um mich. Denn mir ging es immer schlechter, und der Arzt wußte nicht, warum. Elf Tage lang stieg und stieg das Fieber; ich wäre aufgestanden, um meiner Mutter zu helfen, die jede kleinste Bewegung erschöpfte,

aber es war unmöglich. Eine Pflegerin war nicht zu bekommen. Ein Arzt kam selten. Die fürchterliche Epidemie war auf ihrem Höhepunkt, und oft mußte ein Arzt zwölf Besuche weniger am Tage machen, als nötig gewesen wären. Es waren ja kaum mehr Ärzte da — alle im Feld. Alle Schwestern im Feld.

Anna Korn hätte meine Mutter gern gepflegt, aber sie wollte niemand an sich heranlassen. Auch den Doktor sah sie nicht mehr; sie wußte genau, daß er ihr nicht helfen konnte, und sie wollte in Ruhe gelassen sein. Aber meiner Schwester Male hatte ich telegraphiert; wir wollten sie ungern wieder aus ihrer Wiesbadener Tätigkeit reißen, aber wir wußten uns nicht mehr zu helfen. Sie konnte in zwei Tagen da sein.

Die Nächte schlichen dahin — die Uhr tickte laut — ich lauschte und lauschte, ob ich über drei Zimmer weg etwas von meiner Mutter vernehmen könnte. Wenn der Morgen graute, hörte ich sie ihre Tür zum Nebenzimmer schließen.

Eines Morgens schloß sie die Tür nicht mehr, sie konnte nicht mehr aufstehen.

An diesem Tag entdeckte man endlich, daß ich neben der Grippe den Scharlach hatte. Das war keine Gefahr für meine Mutter, und darum ließ ich nun mein Bett neben das ihre machen. Während ich an diesem Abend im Stuhl kauerte und wartete, bis alles herübergetragen war, schellte es. Dann ging die Tür auf, — und da stand Sonni.

„Geh fort,“ sagte ich, obwohl ihr Kommen in diesem Augenblick war, wie wenn ein Engel Gottes eine verzweifelte Seele in der Hölle an der Hand faßte, um sie zu erlösen, „ich habe den Scharlach, du hast ihn nie gehabt und hast zwei kleine Kinder zu Hause.“

Aber statt einer Antwort kniete sie auf dem Boden neben mir nieder und lächelte mich nur an.

„Wie siehst du aus, Sonni,“ sagte ich, „du bist ja selber nicht gesund?“

„Ich habe auch die Grippe gehabt und dann eine lange Herzschwäche. Siehst du, ich weiß, wie es dir zumut sein muß, wo du deiner Mutter



nichts tun kannst; so habe ich jetzt gelegen, und meine Kinder riefen nach mir, und ich konnte mich nicht rühren! Ich konnte keine Pflegerin für euch aufreiben, wie du wolltest, nirgends, — darum kam ich selber, sobald ich konnte.“

So setzte Sonni ihr eigenes Leben aufs Spiel, obwohl sie einen geliebten Mann und kleine Kinder hatte.

\* \* \*

Am anderen Morgen erst kam sie in das Krankenzimmer herein. Meine Mutter erstaunte kaum, dazu war sie zu müde; aber sie sah sie freundlich an und fragte leise: „Was macht dein Bübchen?“

Und wie Sonni so zwischen unseren Betten stand und uns mit dem starken Blick völliger Hingabe ansah, war es, als stehe die Liebe selber da, auf kurze Zeit in eines Menschen Gestalt gekleidet.

Am Nachmittag schlief meine Mutter ein. Sie atmete so tief und leicht, wie ich es in vielen Jahren nicht gehört hatte, — und im ruhigen Schlaf starb sie.

---

## Letztes Kapitel

Nun hatte sie den Sieg gewonnen, ihr tiefstes Anliegen war erfüllt: die Seele, die sie am liebsten hatte, machte sich auf zu Gott. Selbstverständlich, als sei es lange vorbereitet, trat sie auf den neuen Weg und hatte ein Ziel für ihr Wandern und im Leben einen Sinn gefunden. Unbewußt Gewordenes, — nun lag es da, befreit von seiner Hülle, bereit zu wachsen. Die Verstrickung in Finsternis und Bitterkeit war gelöst; mitten im Schmerz wurde die Seele klar. Es geschah ihr, wie es im Dante heißt, dem ernststen Freund meiner Mutter: „Sie sollte die Sterne wiedersehen.“

Wie aber hätte sie den Mut gefunden, nach Halbheit und Fernsein vertrauend einen neuen Anfang zu machen, wenn sie nicht gewußt hätte, wie Liebe ist, deren Geduld kein Ende und deren Güte keinen Wandel kennt? Durch die Liebe meiner Mutter schimmerte von fern hindurch die Möglichkeit einer Liebe Gottes.

Meine Mutter war jenseits der Grenze, während ihre Arbeit auf Erden so weiterging. Ein Menschenleben ist ja kein geschlossenes Werk aus Saat und Ernte; es gehört viel mehr dazu, als seine irdischen Schranken umgreifen. Das Wesen eines Menschen spielt immerfort über die Schranken hinüber.

In der Geschichte von uns beiden begann ein neuer Abschnitt. Meiner Mutter Einfluß wurde stärker als je, als sie von mir gegangen war; die Hemmungen, die das Alltagsleben jeder wirkenden Kraft setzt,

waren nicht mehr da. Es schob sich nichts mehr zwischen ihr Wesen und meines; ich sah sie auch klarer und verstand sie besser, nun ich ihr Leben als ein Ganzes überschauen konnte, an dessen Gepräge das Ende mit geschaffen hatte.

Wir hatten beide nie den Kultus verstanden, den man mit Verstorbenen treibt, — mit ihren Gräbern und mit dem Bild ihres Wesens, das oft verändert und verklärt wird, als wandle das bloße Sterben es in das Bild von Heiligen. Aber weil der Tod soviel zur Ruhe verweist, was uns beunruhigt und im Unwesentlichen festgehalten hat, kann es wohl geschehen, daß er uns erst dazu befreit, tiefer und ehrfürchtiger eines andern Wesens inne zu werden.

Meine vollkommene Zugehörigkeit zu ihr war wieder da, die wir manchmal kaum mehr gefunden hatten, obwohl wir ahnten, daß sie im Grunde immer bestand. Es lag gar nicht im Bereich der Möglichkeit, sie aufzuheben. Scheinbar konnte mein Weg künftig ganz von meiner Mutter wegführen und das Gegenteil von dem bringen, was sie getan hatte. Aber dann kam es daher, daß ich in meiner Art unseren — doch: unseren! — Weg fortzusetzen hatte, nach einer neuen Erkenntnis, und dann lag die Treue im Wandel.

Und was uns am tiefsten verband, war noch etwas anderes, als alle diese Worte sagen. Es war gerade die Unfertigkeit unseres Verhältnisses auf Erden, — der Schmerz, der ihr durch mich gekommen war — — —

\* \* \*

Aber was wußte ich jetzt noch von ihr, von dem Ewigen ihres Wesens, um das allein es sich nun noch handelte? Da war die Frage der Fragen auch für mich gekommen. Und kein Mensch und kein Engel können der Seele zürnen, wenn sie in ihrem Leid in der jenseitigen Welt zuerst nach dem Liebsten sucht, das sie nicht entbehren kann. Sie hat es geliebt, sie hat es gequält, und nun ist es für sie — unfaßbar und grauenhaft wirklich — nicht mehr da.

Mein Glaube war nur erst ein inbrünstiges Fragen; das bleibt ein

Glaube wohl lange. Es ist die erste, arme, stammelnde Gebärde zu Gott hin; die entscheidende Wendung ist es doch.

Alles liegt daran, daß eine Antwort kommt, aber eine Antwort, die wir dann und hier, gerade an dem Punkt des Weges, an dem wir stehen, fassen können. Es muß uns jemand begegnen, den wir als Boten erkennen, sonst hilft er uns nichts. Kein Nacherzähler — — ein beauftragter Bote muß es sein. Dann kommt nichts dem Dank gleich, mit dem unser Herz ihm antwortet.

Mein Bote wurde Rittelmeyer. Nicht, daß ich ihn persönlich gekannt hätte; noch lange kam es dazu nicht. Ich suchte auch in ihm den Menschen gar nicht, er war nur transparent für das göttliche Licht. So muß es den ersten Christen gewesen sein, wenn der Apostel Johannes zu ihnen sprach, wie mir bei ihm war. Was wäre wohl aus mir geworden, damals, und in späteren Erlebnissen, wenn er nicht gewesen wäre, der immer das Wort fand, in dem die verborgene Heilskraft war, an der das Leben sich aufrichtete?

Es kam eine Zeit, in der ich seinem Weg nicht folgen konnte, obwohl ich ihn verstand, — — was änderte das an dem grenzenlosen Dank für seine Gabe?

\* \* \*

Die Geschichte von meiner Mutter und mir geht weiter. Aber das Verhältnis zu einer Seele in einer andern Welt wandelt sich. Es zieht nicht mehr, wie anfangs, seine Kraft aus der Erinnerung; Erinnerungen verblassen, und weiter und weiter liegt das Erdenleben der geschiedenen Seele hinter ihr und uns. Wir müssen nicht an der Stelle stehenbleiben wollen, die sie längst verlassen hat. Wie wir weitergehen durch den Erdentag, der uns gesetzt ist, werden auch die weitergehen, die in der wunderbaren, uns verborgenen Welt leben, — neue Aufträge Gottes zu erfüllen in der gestauten Kraft, welche die Entsagung und Überwindung des Lebens in ihnen geschaffen hat.



---

# Inhaltsübersicht

## Erstes Buch:

### Die Ehe

	Seite
1. Kapitel: Das Pfarrhaus . . . . .	7
2. Kapitel: Mein Vater . . . . .	13
3. Kapitel: Das eigene Kind . . . . .	19
4. Kapitel: Ein Arzt . . . . .	26
5. Kapitel: Die Familie . . . . .	29
6. Kapitel: Meines Vaters Tod . . . . .	34
7. Kapitel: Die letzte Zeit in Sachsenhausen . . . . .	36
8. Kapitel: Pfarrer Collischonn . . . . .	41

## Zweites Buch:

### Im Finkenhof

1. Kapitel: Der Garten . . . . .	44
2. Kapitel: Unsere Tiere . . . . .	51
3. Kapitel: Hausgenossen . . . . .	56
4. Kapitel: Die Frankfurter Freunde . . . . .	61
5. Kapitel: Meran . . . . .	68
6. Kapitel: Heimkommen . . . . .	75
7. Kapitel: Dämmerungen . . . . .	80
8. Kapitel: Kinderleben . . . . .	81
9. Kapitel: Konfirmation . . . . .	85
10. Kapitel: Advent . . . . .	90
11. Kapitel: Abschied vom Garten . . . . .	94

## Drittes Buch:

### Am Mozartplatz

1. Kapitel: Wir vier . . . . .	95
2. Kapitel: Sonni . . . . .	101
3. Kapitel: Weihnachten . . . . .	102

4. Kapitel: Krankheit und Genesung. Auf Reisen . . . . .	105
5. Kapitel: Die Nordsee . . . . .	110
6. Kapitel: Lernen! . . . . .	114
7. Kapitel: Fremde Schicksale . . . . .	117
8. Kapitel: Muttersein . . . . .	123
9. Kapitel: Gäste . . . . .	127
10. Kapitel: Ausklang . . . . .	129
11. Kapitel: Eugen Hildach. — Auf der Insel Mainau . . . .	132

#### Viertes Buch:

#### Livland

137

#### Fünftes Buch:

#### Heidelberg

1. Kapitel: Studentinnen . . . . .	145
2. Kapitel: Das kleine Häuschen . . . . .	152
3. Kapitel: „Majestät“ . . . . .	155
4. Kapitel: Wissenschaft . . . . .	159
5. Kapitel: Italien . . . . .	163
6. Kapitel: Der letzte Sommer . . . . .	171

#### Sechstes Buch:

#### Utenburg

1. Kapitel: Der Anfang . . . . .	178
2. Kapitel: Kriegsausbruch . . . . .	183
3. Kapitel: Kriegsstimmungen . . . . .	184
4. Kapitel: Kämpfe und Kameradschaft hinter der Front . . .	191
5. Kapitel: Verkehr . . . . .	196
6. Kapitel: Die „Soziale Arbeitsgemeinschaft“ . . . . .	200
7. Kapitel: Vorfrühling . . . . .	203
8. Kapitel: Im Streitwald . . . . .	207
9. Kapitel: Neue Gedanken . . . . .	211
10. Kapitel: Der neue Klang . . . . .	214
11. Kapitel: Wir beide . . . . .	222
12. Kapitel: Eine Ehe . . . . .	228
13. Kapitel: Wüste und blühendes Land . . . . .	229
14. Kapitel: Friedrich Naumann . . . . .	232
15. Kapitel: Ende . . . . .	235
Letztes Kapitel . . . . .	239

In Ausstattung und Umfang  
des vorliegenden Buches er-  
schien in unserem Verlage der  
erste Band der Erinnerungen  
von

Julie Schlosser  
unter dem Titel:

**Lilla Rehbinder**

in siebenter Auflage 17.-18. Tsd.

In Ganzleinen geb. R.-M. 6.—

In dritter Auflage erschien:

## Julie Schlosser Opal

Mit Einbandzeichnung von F. L. Gamp

128 Seiten, Taschenbuch. RM 2.80, in Ganzleinen geb. RM 3.60

### *Der „TAG“ schreibt:*

„Julie Schlosser legt eine Sammlung von Prosadichtungen vor, „Opal“ betitelt. Welch ein entzückendes kleines Buch! Alle Strahlen des Lebens sind in diesen „Opal“ eingefangen. Und die zartesten, mildesten sind jene, die am heißesten brennen. — Es ist eine der großen Liebenden, die das Buch schrieb. Eine, die die süße und bittere Liebe des Eros ebenso zu lieben versteht, wie die edlere zu der Hilfslosigkeit kleiner Tiere und Kinder und aller anderen in den Mauern der Einsamkeit Gefangenen. Bilder aus dem „Schimmer der Jahreszeiten“ sehen einen groß mit den Augen der Stille an. Eine Legende ist da, ein Legendchen bloß, hingeweht wie die Heiterkeit des Narzissenweißes auf eine Bergwiese. Doch das größte Wunder des Buches ist das „kleine Wunder“, eine Studie über das Wesen der Raze. Eine Studie...? Nein: ein Gedicht.“

---

*Im Furchen-Verlag | Berlin NW 7*



Julie Schlosser  
Vom Inneren Licht  
(Die Quäker)

112 Seiten, in Halbleinen gebunden RM 4.—

Unsere Begegnung mit den Quäkern / Ihr  
Glaube / Aus ihrer Geschichte / Ihr Wert für  
uns / Das Quäkertum in Deutschland / Chris-  
toph Blumhardt

„Julie Schlosser mit ihrem Büchlein von den Quäkern will uns einen Weg aus dem religiösen Chaos heraus zeigen. Es ist unseres Wissens die erste von Deutschland ausgehende Darstellung darüber. Die Verfasserin, deren innerliche Art zu schreiben aus dem „Leben ihrer Mutter“ uns vertraut ist, geht auch an dieses Thema mit taktvoller Zartheit, die gegenüber religiösem Eigenleben immer geboten ist. Sie ist mitten in den politischen Kämpfen, bei dem Versagen der Kirchen den Zeitnöten gegenüber, von dem schlichten religiösen Heldentum der „Freunde“ überwunden worden. Da ist sein unverbrüchlicher Ernst in sozialen Fragen, seine mutvolle Kompromißlosigkeit der Kriegsfrage gegenüber, seine freiheitliche Stellung zu aller traditionellen dogmatischen Bindung, die die Menschen von heute zum Aufhören zwingt. — Als Spiegelbild religiösen Suchens unserer Zeit und als Zwang zur Besinnung auf das, was uns in religiösen Dingen das wichtigste ist, ist dies schlicht-wahrhaftige Buch warm zu empfehlen.“

---

*Im F u r c h e - V e r l a g | B e r l i n N W 7*

## *Bücher der Lebensgestaltung*

### Martin Kähler Theologe und Christ

Erinnerungen und Bekenntnisse, herausgegeben von Anna Kähler, mit  
5 Bildnissen. 400 Seiten. Broschiert RM. 10.—, Ganzleinen RM. 12.—

### Wilhelm Steinhäusen Aus meinem Leben

Erinnerungen und Betrachtungen aus den nachgelassenen Schriften des  
Künstlers. In zweiter und völlig neugestalteter Auflage herausgegeben  
von Alphonse Paquet  
200 Seiten Quart mit 13 Bildern des Meisters. Ganzleinen RM. 12.—

### Siegfried Goebel Erinnerungen eines alten Professors

an namhafte Zeit- und Lebensgenossen. Mit einem Bildnis.  
256 Seiten. Broschiert RM. 4.50, Ganzleinen RM. 6.—

### Herbert Hammer Abraham Dürninger

Ein Herrnhuter Wirtschaftsmensch des achtzehnten Jahrhunderts.  
192 Seiten. Mit einem vierfarbigen Bildnis Dürningers.  
Broschiert RM. 4.—, Halbleinen RM. 5.—

### Georg Michaelis Für Staat und Volk

Eine Lebensgeschichte. 2. Aufl. 456 Seiten, mit einem Bildnis.  
Broschiert RM. 4.—, Halbleinen RM. 6.—

### Weltreisegedanken

2. Auflage. 192 Seiten. Broschiert RM. 3.60, Halbleinen RM. 4.80

---

*Im F u r c h e - V e r l a g / B e r l i n N W 7*